

INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT FÜR INDOGERMANISTIK UND ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

Begründet von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg

usgegeben von
FRANZ P. SCHMID

UND 1985
geben 1985

WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

Copyright (c) 2007 ProQuest LLC
Copyright (c) Walter de Gruyter GmbH & Co. KG

Re: Copying in the USA:

Authorization to photocopy items for internal or personal use, or the internal or personal use of specific clients, is granted by Walter de Gruyter & Co. · Berlin · New York for libraries and other users registered with the Copyright Clearance Center (CCC) Transactional Reporting Service, provided that the base fee of \$ 02.00 per copy is paid directly to CCC, 21 Congress St., Salem, MA 01970. 0019-7262/85/\$ 02.00

© by Walter de Gruyter & Co. · Berlin · New York

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

ISSN: 0019-7262
Archiv-Nr. 3 10 900484 8

©
1985

by Walter de Gruyter & Co., Berlin 30.

Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der Herstellung von
Mikrofilmen und Photokopien, auch auszugsweise, vorbehalten.

Satz und Druck: Hubert & Co., Göttingen. Bindearbeiten: Th. Fuhrmann KG, Berlin 36.
Printed in Germany

Inhalt

Aufsätze:

	Seite
Adams Douglas Q. PIE. <i>*lokso-</i> ‘(anadromous) brown trout’ and <i>*kokso-</i> ‘groin’ and Their Descendants in Tocharian: A Coda to the Lachsargument	72
– The Indo-European Word for ‘apple’ Again	79
Cohen Gerald Leonard, Wallfield Joseph. Etymology of Greek <i>agap-</i> ‘love’	99
Euler Wolfram. Körperteilnamen im Albanischen und ihre Herkunft Grønvik Ottar. Über den Lautwert der Ing-Runen und die Auslassung von Vokal in den älteren Runeninschriften	104
Hamp Eric P. Indo-European <i>*H_aent-</i> ‘kindle’	168
– Indo-European <i>*bheHi-</i> , latin <i>foedus</i> , and Balto-Slavic	65
– Notes on Indo-European Dialects	66
Hilmarsson Jörundur. The Vocalism of Tocharian AB <i>yok</i> “hair; colour”	70
Hollifield Henry. On the Phonological Development of Monosyllables in West Germanic and the Germanic Words for ‘Who’ and ‘So’	83
Lindeman Fredrik Otto. Eine laryngalistische Bemerkung	196
Markey T. L. Anglo-Norse <i>thwaite</i> ‘clearing’, Engl. <i>whittle</i> , and German <i>stossen</i>	62
Nyman Martti. <i>ē/ō/a</i> as an Ablaut Pattern in Indo-European	209
Peeters Christian. Germanische Kleinigkeiten	55
Penzl Herbert. Zur gotischen Urheimat und Ausgliederung der germanischen Dialekte	207
Rauh Gisa. Tempora als deiktische Kategorien. Eine Analyse der Tempora im Englischen und Deutschen (Teil II)	147
Schmid Wolfgang P. Das Lateinische und die Alteuropa-Theorie	1
Stanley Patricia C. Grassmann’s Law, Verner’s Law, and Proto-Indo-European Root Structure	129
Thomas Werner. Toch. B <i>tsamo</i> < <i>*tsämämo?</i>	39
Wallace Rex. Volscian <i>sepu</i> /Oscan <i>sipus</i>	88
Wetzel Claus-Dieter. Ae. <i>īsīdes</i>	123
Van Windekens A. J. Deux isoglosses gréco-hittites	213
	94

Besprechungsaufsatz:

Lutz Angelika. Die Worttrennung am Zeilenende in altenglischen Handschriften	227
--	-----

Besprechungen:

Barri Nimrod. Clause-Models in Antiphontean Greek (Alexander Sideras)	313
Beltrán Antonio, Tovar Antonio. Contrebia Belaisca (Botorrita, Zaragoza) (Filippo Motta)	369
Blass Friedrich, Debrunner Albert. Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, 15. Aufl. (Alexander Sideras)	305
Bolkestein A. Machtelt. Problems in the description of modal verbs (Wolfram Ax)	325
Bowers John S. The Theory of Grammatical Relations (Hartmut Czepluch)	251
Brugnatelli Vermondo. Questioni di morfologia e sintassi dei numeri cardinali semitici (Antonio Loprieno)	380

Falkenberg Gabriel. Lügen. Grundzüge einer Theorie sprachlicher Täuschung (Harald Weinrich)	273
Friserstudier (T. L. Markey)	351
Girke Wolfgang, Jachnow Helmut, Schrenk Josef. Handbibliographie zur slavistischen und allgemeinen Linguistik in Osteuropa, Bd. II (Jürgen Udolph)	366
Gusmani Roberto. Lydisches Wörterbuch, Ergänzungsband, Liefg. 2 (Alfred Heubeck)	295
Holm John (ed.). Varieties of English around the World: Central American English (Loreto Todd)	343
Kilian Lothar. Zum Ursprung der Indogermanen (Wolfgang P. Schmid)	278
König Ekkehard. Form und Funktion (Hero Janßen)	334
Lambertz Thomas. Ausbaumodell zu Lucien Tesnières „Eléments de syntaxe structurale“, I u. II (Michael Meier-Brügger)	258
Lautgeschichte und Etymologie (Jürgen Udolph)	246
Le sens du parfait de l'indicatif actif en latin (Wolfram Ax)	322
Lexikon des frühgriechischen Epos, 10. Liefg. (Bernhard Forssman)	302
Lewy Ernst. Tscheremissisches Wörterbuch = Beiträge zur Kunde des Tscheremissischen, Bd. 3 (János Gulya)	377
Lüdtke Helmut (Hg.). Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels (Otmar Werner)	268
Lühr Rosemarie. Studien zur Sprache des Hildebrandliedes (Heinrich Tiefenbach)	358
Lutzeier Peter Rolf. Wort und Feld (Horst Geckeler)	275
Markey T. L. Frisian (P. Swiggers)	345
Miller D. Gary. Homer and the Ionic Epic Tradition (Alfred Heubeck)	298
Murru Furio, Pessolano Filos Giuseppe. Alla riscoperta della didattica del latino in Italia nel settecento e nell'ottocento (Otta Wenskus)	330
Oettinger Norbert. Die Militärischen Eide der Hethiter (Günter Neumann)	285
Oomen Ingelore. Determination bei generischen, definiten und indefiniten Beschreibungen im Deutschen (Peter Wagener)	362
Otten Heinrich. Die Apologie Hattusilis III. (Günter Neumann)	288
Phonologica 1976 (P. Swiggers)	239
Sanders Willy. Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch (Peter Wagener)	356
Schmidt Karl Horst. Kaukasische Typologie als Hilfsmittel für die Rekonstruktion des Vorindogermanischen (Erich Neu)	366
Schramm Gottfried. Eroberer und Eingesessene (Jürgen Udolph)	317
Sprachvariation und Sprachwandel (Henning von Gadow)	263
Steinitz Wolfgang. Dialektologisches und etymologisches Wörterbuch der ostjakischen Sprache, 10. Liefg. (Erhard Schiefer)	375
Tocharische Sprachreste, Sprache B, Teil I 1 (Peter Kosta)	281
Tonfoni Graziella. La frase semplice e complessa nell'italiano – Teoria del testo e processi cognitivi (Furio Murru)	260
Veltman Calvin. Language Shift in the United States (Manfred Görlach)	338
Viereck W., Schneider E. W., Görlach M. A Bibliography of Writings on Varieties of English, 1965–1983 (Loreto Todd)	342
Voyles Joseph B. Gothic, Germanic, and Northwest Germanic (Heinrich Tiefenbach)	331
Walker Alastair G. H. Die nordfriesische Mundart der Bökingharde (T. L. Markey)	354
Woolford Ellen, Washabaugh William (eds.). The Social Context of Creolization (Manfred Görlach)	340

I. AUFSÄTZE

Tempora als deiktische Kategorien. Eine Analyse der Tempora im Englischen und Deutschen

(Teil II) *

Nachdem im ersten Teil dieses Aufsatzes der deiktische Charakter der einzelnen Tempora im Englischen und Deutschen analysiert wurde, sollen in diesem Teil bisherige Untersuchungen zu den Tempora in beiden Sprachen mit der deiktischen Analyse verglichen und anhand von empirischen Daten überprüft werden. Aufgrund ihrer besonderen Eigenart, die nicht auf ihren deiktischen Charakter zurückzuführen ist, werden das Plusquamperfekt und das Futur II in den Einzelanalysen nicht berücksichtigt, da es in diesem Aufsatz vor allem um ein Aufzeigen des deiktischen Charakters von Tempora geht.

3. Die Tempora. Eine Übersicht über die Analysen der Tempora im Englischen sollte wohl mit dem Hinweis darauf beginnen, daß in der strukturalistischen Tradition der grammatischen Analyse dem Englischen aufgrund der vorhandenen morphologischen Realisierungen lediglich zwei Tempora zugesprochen werden, das Präsens und das Präteritum (z. B. Trager und Smith 1951; Twaddell 1960; Ota 1963; Joos 1964; Stageberg 1965)¹⁹. Diese Analyse muß jedoch als rein oberflächenbezogene Klassifikation dann zurückgewiesen werden, wenn sie zu dem Schluß führt, daß das Englische deshalb nur über zwei Tempusfunktionen verfüge. Ist die Aussage jedoch auf die Feststellung beschränkt, daß das Englische nur über zwei Tempusmorpheme als Suffixe von Verben verfügt, so ist dem nichts ent-

* Fortsetzung von IF. 89 (1984) S. 1–25.

¹⁹ In dieser Tradition steht auch die generative Transformationsgrammatik Chomskyscher Prägung.

gegenzusetzen, ist doch auch in anderen grammatischen Bereichen die Beobachtung zu machen, daß dieselben grammatischen Funktionen durch unterschiedliche morphologische Realisationen ausgedrückt werden²⁰.

Die traditionelle Grammatik unterscheidet für das Englische sechs einfache Tempora, im Gegensatz zu *expanded forms*, nämlich Präsens, Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I und Futur II (z. B. Kruisinga 1911; Jespersen 1931²¹; Zandvoort 1957). Sweet (1892) zählt außerdem das Konditional I zu den Tempora. In neueren Arbeiten werden im Einklang mit diesen Beschreibungen sechs (z. B. Reichenbach 1947; Clifford 1975; Hornstein 1977) bzw. acht (z. B. Vasudeva 1971, der Konditional I und II zu den Tempora rechnet) Oberflächentempora aufgelistet.

Neben der Oberflächenanalyse hat sich zeitweilig eine Analyse von Tiefentempora abgezeichnet, die drei Kategorien *past*, *present* und *future* differenziert (z. B. Huddleston 1969; Vasudeva 1971; McCawley 1971; Rauh 1978).

Im Gegensatz zum Englischen gehen Analysen der Tempora im Deutschen fast ausschließlich von der Anzahl sechs aus (z. B. Duden-Grammatik 1966; Gelhaus 1969; Baumgärtner/Wunderlich 1969; Wunderlich 1970; Ludwig 1972). Diese Analysen wählen offensichtlich als Ausgangspunkt die Oberflächenercheinungen der Tempora. Eine unbestimmte Anzahl von Tempusfunktionen ist dagegen in Ansätzen wie denen von Bull (1960), Heger (1963) und Harweg (1974) als Möglichkeit angelegt, die onomasiologisch vorgehen und eine potentiell indefinite Differenzierung jeder Zeitstufe nach jeweils individuell verschiedenen Analysemustern für angemessen halten.

Im folgenden sollen nun einige Analysen zu den einzelnen Tempora im Englischen und Deutschen vorgestellt und diskutiert werden. Die Ordnung der Darstellung ist an den Oberflächentempora orientiert.

²⁰ So können z. B. adverbiale Funktionen als Adverbien, Präpositionalphrasen oder Sätze, nominale Komplemente durch Adjektive, Partizipien, Präpositionalphrasen etc. ausgedrückt sein.

²¹ Jespersen bezeichnet das Futur I nur mit Einschränkung als Tempus und prägt für die mit *have* gebildeten Formen den Terminus *tense phrases*.

3.1 Das Präsens. Nach der in Abschnitt 2 auf sprachhistorischer Basis aufgestellten deiktischen Analyse hat das Präsens im Englischen vier Funktionen, die durch die Positionen t_1 , t_3 , t_4 und t_6 kategorial determiniert sind. Die Interpretationen sind entsprechend „identisch mit der Kodierungszeit“ (t_1), „im Bereich der Kodierungszeit und der sich dieser angrenzenden Zeit (t_1-t_2) bestimmt (t_3) oder unbestimmt (t_4)“ und „nicht näher bestimmt“ (t_6), wobei, wie gezeigt, für alle Kategorien gilt, daß diese in bezug auf die semantischen Relationen „vorher“ und „nachher“ unmarkiert sind.

Eine der differenziertesten Auflistungen der an Verwendungsweisen orientierten Funktionen des Präsens im Englischen präsentiert Kruisinga (1911). Da diese Auflistung in anderen traditionellen, früheren oder späteren Arbeiten mit Variationen, Ergänzungen, Zusammenfassungen wieder auftaucht, teilweise in ihrer Vielfalt expressis verbis abgelehnt wird, eignet sie sich als Ausgangspunkt für die Untersuchung.

Kruisinga (1911, S.128f.) unterscheidet für das Englische sechs Funktionen des Präsens, die er als *neutral*, *iterative*, *actual*, *present-perfect*, *future present* und *historical present* bezeichnet. Jespersen (1931, S.17) faßt Kruisingas Funktionen *neutral*, *iterative* und *actual* mit der Begründung zusammen, daß das Tempus qua Tempus keine Aussage über die Ausdehnung von Zeit oder über die mögliche Iteration von Handlungen mache. Jespersens Analyse gleicht damit der von Sweet (1898, S.103 ff.), der anders als Kruisinga, *neutral*, *iterative* und *actual* nicht als separate Funktionen unterscheidet, sondern dem neutralen Charakter des Präsens verschiedene Implikationen zuschreibt: „The indefinite present²² is a neutral tense ..., implying that a statement is of general application, and holds good for all time ... or that an action or phenomenon is habitual ... or recurrent“ (Sweet 1898, S.100). Zandvoort (1957, S.58 ff.) unterscheidet fünf Funktionen des Präsens im Englischen, die mit denen von Kruisinga, ausschließlich des *present-perfect*, identisch sind. Twaddell (1960, S.6) identifiziert neben *future*, *contemporary*

²² Sweet unterscheidet *indefinite* und *definite tenses* und bezeichnet mit letzteren die *expanded form*.

und *past* als Präsensfunktionen die Verwendung des Präsens in Bühnenanweisungen und Zusammenfassungen von Erzählungen. Ota (1963, S.18 f.) nennt lediglich drei Funktionen des Präsens, die sich in Gegenwartsbezug („the occurrence of an action or the existence of a state now“), begrenztem Zukunftsbezug und fehlender Zeitaussage („timeless statement“) ausdrücken. Leech (1969, S. 138 ff.) nennt ebenfalls drei, jedoch von Otas Analyse verschiedene Funktionen des Präsens: *unrestricted*, *instantaneous* und *habitual (iterative)*. Lediglich zwei Grundfunktionen, *timeless* und *instantaneous*, führen Quirk und Greenbaum (1973, S. 41 f.) für das einfache Präsens in Abgrenzung zur *expanded form* auf, und Calver, Bolinger und Bauer identifizieren gar nur eine Grundfunktion „the constitution of things“ (Calver 1946, S. 323), „Fact of Process“, erklärt durch „non-committal about time“ (Bolinger 1947, S. 436) oder „Nullwert, durch den keine wie auch immer geartete (positive oder negative) zeitliche Beziehung markiert wird“ (Bauer 1970, S. 72).

Die angeführten Analysen des Präsens im Englischen kommen auf ein maximales Potential von neun Funktionen, bei der angedeuteten Möglichkeit einer Reduktion auf eine. Die neun Funktionen sind:

1. *timeless*
2. *unrestrictive*
3. *instantaneous*
4. *iterative (habitual)*
5. *present-perfect*
6. *future*
7. *historical*
8. *directive (stage directions)*
9. *sequencing (summaries)*

Bei vorausgesetztem Einverständnis darüber, daß Tempora Zeitintervalle designieren²³, verdienen die Funktionen 4, 8 und 9 besondere Aufmerksamkeit, da hier offensichtlich keine Aussagen über Zeitintervalle, sondern vielmehr über Handlungen,

²³ Gerade diese grundlegende Funktion der Tempora ist, wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, immer wieder übersehen worden.

Ereignisse oder Zustände gemacht werden. Aussage 4, *iterative (habitual)*, charakterisiert, wie die Beispiele dazu zeigen, Aktionsarten und Ereignisse und nicht Zeitintervalle. Damit ist durch diese Funktion nicht das Tempus, sondern der Kontext des Tempus interpretiert. Darüber hinaus gilt, daß iterative oder habituelle Ereignisse zeitlich überhaupt nicht gebunden sind, wie (22) und (23) zeigen,

- (22) Bill lived in London before he came here.
(23) Starting next week, I'll swim a mile a day.

denn in (22) und (23) erfolgt die Aussage von habituellen oder iterativen Ereignissen in Verbindung mit dem Präteritum bzw. dem Futur I, was zur Folge hat, daß *iterative (habitual)* keine distinktive Eigenschaft von Tempora sein kann, also auch keine, die das Präsens markiert.

Auch die Verwendung des Präsens in Bühnenanweisungen (8) stellt keine eigene Funktion dar, sondern erfaßt einen von möglichen Gebrauchskontexten von Direktiven, hier den Sprechakt „Aufforderung“. Das Zeitintervall, in dem die in Aufforderungen ausgedrückten Ereignisse lokalisiert sind, liegt im Bereich der temporaldeiktischen Kategorien t_1-t_2 und ist näher bestimmt. Diese Verwendung gehört also zur deiktischen Funktion t_3 des Präsens.

Aussage 9, die hier unter das Stichwort *sequencing* gesetzt wurde, wird von Twaddell (1960, S.6) in folgender Weise erklärt: „Immutable and eternal in summaries of story plot – which convert a chronicle into recitation, timeless, no longer time-bound within the speaker's report of a personally observed and remembered succession of events ..., including headlines.“ Diese Beschreibung der Präsensfunktion macht deutlich, daß es sich hier um die Realisierung der temporaldeiktischen Kategorie t_6 , also um das generelle Präsens handelt. Aussage 1, *timeless*, gehört natürlich auch hierher²⁴.

²⁴ Zwar vertritt Jespersen (1931, S.17) die Auffassung, daß das Präsens niemals Zeitlosigkeit ausdrücken könne, da „if the present tense is used, it is because the events are valid now“. Ich meine aber, daß dies z. B. in bezug auf die genannten Beispiele nicht zutrifft.

Die Verwendung des Präsens in Aussagen mit Zukunftsbezug (6) ist nach Kruisinga begrenzt auf solche, in denen die Bezugszeit, „though future, is thought of as connected with the present time“ (Kruisinga 1911, S. 136). Ota stellt außerdem fest: „future reference of the simple present seems to be limited to such verbs as *come*, *go*, *arrive* ... etc. In these sentences the activities expressed by these verbs are closely tied to the present planning“ (Ota 1963, S. 20). Diese Aussagen zum Zukunftsbezug des Präsens machen deutlich, daß hier ausschließlich an die Verwendungsart deiktischer Ausdrücke als *demonstratio ad oculos* gedacht ist und daß in diesem Kontext durch das Präsens auf ein Zeitintervall verwiesen wird, das im Bereich von t_1-t_2 auf der prospektiven Zeitachse liegt. Ob das Zeitintervall bestimmt oder unbestimmt ist, geht aus der Zukunftsangabe allein nicht hervor. Nach der deiktischen Analyse ist aber für die Unterscheidung verschiedener Funktionen des Präsens die Determination „bestimmt“ (t_3) oder „unbestimmt“ (t_4) relevant, während die Zukunftsangabe irrelevant ist. Damit steht zunächst bezüglich der Differenzierung von Funktionen des Präsens im Bereich von t_1-t_2 Aussage gegen Aussage, eine Diskrepanz, die im Zusammenhang mit der Verwendung des Präsens als *present-perfect* überprüft werden wird, denn diese Funktion gehört mit in diesen Zusammenhang.

Sweet (1898, S. 100f.) weist auf die Verwendung des Präsens als *present-perfect* hin, wenn er sagt: „The vagueness of the indefinite present makes it possible to use it in constructions where we should expect a non-present tense. Thus instead of saying *I (have) heard that you made a speech yesterday*, we might say *I hear you made a speech yesterday*.“ Jespersen verweist darauf, daß das Präsens als *present-perfect* bevorzugt in Verbindung mit bestimmten Verben erscheint und nennt in diesem Zusammenhang z. B. *hear* (*I hear that ...*), *find* (*I find among my letters ...*) oder *forget* (Jespersen 1931, S. 28). Die Beispiele zeigen, daß das Zeitintervall, auf das das *present-perfect* Präsens verweist, im Bereich von t_1-t_2 auf der retrospektiven Zeitachse liegt, wobei wiederum die Unterscheidung „bestimmt“ oder „unbestimmt“ nicht als relevant erwähnt wird. Ist also in der Tat die traditionelle Differenzierung „prospektiv“

versus „retrospektiv“ und nicht die deiktische „bestimmt“ versus „unbestimmt“ relevant für die Identifikation verschiedener Funktionen des Präsens? Betrachten wir einige Beispiele. Nach Jespersen wird das *present-perfect* im Zusammenhang mit *forget* verwendet. Satz (24)

- (24) I forget that you are adult.

macht aber keine Aussage darüber, daß das Präsens von *forget* sich auf die Vergangenheit bezieht. Die Sätze (25) und (26) sind Paraphrasen von (24),

- (25) I keep forgetting that you are adult.
(26) I always forget that you are adult.

und die Paraphrasen *keep -ing* und *always* verdeutlichen nur, was das Präsens in (24) allein ausdrückt: Das Zeitintervall, auf das das Präsens sich bezieht, ist unbestimmt, es ist so unbestimmt, daß nicht einmal etwas über seine retrospektive Eigenschaft ausgesagt ist, denn die Äußerung von (24), (25) oder (26) gibt keinerlei Garantien dafür, daß der Vorgang *I forget* der Vergangenheit angehört, sondern legt viel eher nahe oder schließt zumindest nicht aus, daß sich dieser Vorgang in der Zukunft wiederholt. Wenn dies aber so ist, so kann die Funktion *present-perfect*, die durch das Merkmal „vorher“ markiert ist, nicht die Funktion des Präsens sein. Diese Beobachtung wird dadurch bestätigt, daß (27)

- (27) I have forgotten that you are adult.

nicht mit (24) synonym ist. Denn mit einer Äußerung von (27) wird tatsächlich auf ein Zeitintervall referiert, das vor der Sprechzeit liegt. Eine Paraphrasierung mit *keep -ing*, das die Möglichkeit der Weiterführung über die Kodierungszeit hinaus andeutet, ist daher nicht möglich:

- (28) *I keep having forgotten that you are adult.

Diese Interpretation und die Vorhersage der Ungrammatikalität von (28) ist auf die dem Perfekt zugrundeliegende deiktische Kategorie t_2 „in direkter Beziehung zu t_1 “ und auf die semantische Markierung „vorher“ zurückzuführen. Damit ist aufgezeigt, daß das traditionelle *present-perfect* Präsens vom Perfekt

kategoriall verschieden ist und daß es als unbestimmte Kategorie mit dem *future present* identisch ist, denn ein Satz wie (24) „I forget that you are adult“ ist nicht etwa doppeldeutig in dem Sinne, daß er eine vor- und eine nachzeitige Lesart hätte, sondern er ist in bezug auf diese Lesarten unbestimmt. Futurische oder perfektische Interpretationen sind deshalb ausschließlich dem Kontext zuzuschreiben.

Damit ist jedoch die Frage, ob in der Tat anstelle der prospektiven-retrospektiven Differenzierung die bestimmt-nicht bestimmt Differenzierung relevant ist, noch nicht geklärt. Betrachten wir den folgenden Dialog:

- (29) a. When do you leave for lunch?
b. Normally I leave at 12.
c. No, I mean today.
d. Well, today it will be a little later. I suppose, I'll leave at 12.30.

Offensichtlich ist (29 a) anders als (24) tatsächlich doppeldeutig und nicht nur unbestimmt in bezug auf zwei Lesarten, denn das Präsens kann entweder als bestimmt oder unbestimmt interpretiert werden, wie (29 b) und (29 d) zeigen. Es scheint auf der Grundlage von Beispielen dieser Art angemessen zu sein, für das Präsens im Englischen, das auf Zeitintervalle im Bereich von t_1-t_2 referiert, zwei Formen kategoriall durch das Vorhandensein bzw. das Nicht-Vorhandensein des Merkmals „definit“ zu unterscheiden und damit die Kategorien zu erhalten, die im Indogermanischen auch morphologisch differenziert waren. Diese Frage wird jedoch im Zusammenhang mit dem Präsens im Deutschen noch einmal aufgegriffen.

Von der Liste der traditionellen Funktionen oder Verwendungsweisen des Präsens bleiben somit noch zwei übrig, *instantaneous* und *historical present*. Leechs Definition des *instantaneous present*: „The tense interpreted in this way refers to an event psychologically perceived as taking place in its entirety at the moment of speech, or more briefly, 'single-event-now'“ (Leech 1969, S.139), sowie seine Angabe über mögliche Kontexte (*sports commentaries*, *cooking demonstrations*, *ceremonial utterances*) machen deutlich, daß es sich hier um eine Funktion

des Präsens handelt, die durch die Kategorie t_1 „identisch mit der Kodierungszeit“ im deiktischen System ausgedrückt ist. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß in Leechs Beschreibung *moment of speech* durch „Orientierungszeit“ zu ersetzen ist, da andernfalls diese Funktion des Präsens auf eine Verwendungsweise, nämlich die *demonstratio ad oculos*, beschränkt wäre, was jedoch nicht zutrifft, wie auch die Diskussion des nächsten Beispiels zeigt.

Das *historical present* wird in fast allen traditionellen Grammatiken als Präsens mit besonderer Bedeutung hervorgehoben, die darin gesehen wird, daß es sich auf die Vergangenheit beziehe. Kiparsky (1968) bietet dagegen eine andere Erklärung an, indem er diese Verwendung des Präsens als Konjunktionsreduktion erklärt. Trotz der freundlichen Annahme dieser Analyse durch Levin (1969) ist sie wohl gründlich widerlegt durch die Korrekturen von McKay (1974) und vor allem Thomas (1974). Die Annahme, daß sich das historische Präsens auf die Vergangenheit beziehe, leitet sich aus der Annahme ab, daß sich das normale Präsens auf die Gegenwart beziehe. Letzteres ist als abgeleitete Information zwar meistens richtig, wird aber nicht durch das Präsens ausgedrückt. Das Präsens drückt aus, daß das Zeitintervall, auf das es im Falle einer Äußerung referiert, entweder mit der Kodierungszeit identisch oder in deren Umgebung angesiedelt ist. Im Falle der *demonstratio ad oculos* ist die Orientierungszeit die Äußerungszeit und somit Gegenwart. Also drückt in diesem Falle das Präsens Gegenwart aus. Die Orientierungszeit für temporaldeiktische Ausdrücke muß aber nicht mit der Äußerungszeit identisch sein, sondern sie kann darüber hinaus willkürlich gesetzt werden²⁵, wie bereits in Abschnitt 2 dargelegt wurde. Dies ist der Fall bei der Verwendung des historischen Präsens, das demnach auf eine Kodierungs- oder Orientierungszeit bezogen ist, die von der Äußerungszeit verschieden ist. Es handelt sich also hier um die Verwendung des Präsens in *displaced speech* oder „Deixis am Phan-

²⁵ Im Zusammenhang mit der Frage nach deiktischer Komplexität in narrativen Texten behandle ich das historische Präsens ausführlich in Rauh (1978) und gemeinsam mit dem epischen Präteritum in Rauh (1980).

tasma“ (cf. Abschnitt 2), und in dieser Verwendungsart, die keine kategorialen Differenzen aufweist, hat das Präsens, als ganz „normales“ Präsens natürlich auch die vier Funktionen t_1 , t_3 , t_4 und t_6 .

Ähnlich wie für das Englische ist die Liste der Verwendungsweisen für das Präsens im Deutschen äußerst vielfältig. Während die Duden-Grammatik (1966) drei, Paul (1920) fünf und Ludwig (1971) sieben Verwendungsweisen auflisten, unterscheidet Wunderlich (1970, S.114ff.) sechzehn:

1. in mathematisch-logischen Aussagen
2. in empirisch generellen Aussagen
3. in identifizierten Aussagen
4. in historisch-tabellarischen Aussagen
5. in generellen Aussagen vom Sprichwort- oder Sentenzcharakter
6. in Aussagen über habituelle Akte
7. in Aussagen, die die unmittelbare Gegenwart betreffen
8. in Aussagen, die eine größere Zeitspanne betreffen, die die Gegenwart einschließt
9. in Aussagen, die die Zukunft betreffen
10. in Aussagen, die eine vergangene Zeitspanne betreffen, die bis zur Gegenwart reicht
11. in explizit performativen Akten
12. in Befehlen, Aufforderungen
13. in Instruktionen
14. in Überschriften
15. in Aussagen, die die Vergangenheit betreffen, die aber lebhaft vergegenwärtigt werden
16. in fiktiver Erzählung

Die Liste zeigt deutliche Ähnlichkeiten zu der Auflistung der Verwendungsweisen des Präsens im Englischen, und eine Begründung im einzelnen würde zu gleichen Ergebnissen führen, so daß sich ein solches Vorgehen erübrigt. Daher kann sich die Diskussion des Präsens im Deutschen auf einen neuen Aspekt konzentrieren, denn sowohl Ludwig als auch Wunderlich sind bemüht, die Menge seiner Verwendungsweisen auf eine möglichst kleine Anzahl von Grundfunktionen zurückzuführen.

Ludwig kommt zu dem Resultat, daß die „semantische Grundlage“ des Präsens seine Anwendbarkeit auf Vorgänge oder Zustände sei, „die nur als Disposition ins Auge gefaßt werden“ (Ludwig 1972, S. 34). Die übrigen zu identifizierenden Verwendungsweisen stellten über einschränkende Kontexte, z. B. Adverbiale, Einschränkungen dieser Grundfunktion dar (ibid. 40). Wunderlich dagegen kommt zu zwei kategoriall verschiedenen Beschreibungen des Präsens, aus denen die sechzehn Verwendungsweisen ableitbar seien und die er als t_a übl t_s , die Aktzeit überlappt die Sprechzeit, und t_a nach t_s , die Aktzeit ist nach der Sprechzeit, beschreibt (Wunderlich 1970, S. 124 ff.). Sieht man davon ab, daß Wunderlich unzutreffenderweise die Orientierungszeit mit der Sprechzeit gleichsetzt, so ergibt ein Vergleich dieser Zweiteilung der Grundbedeutung des Präsens im Deutschen mit der deiktischen Analyse, daß hier die deiktischen Kategorien t_1 , t_3 , t_4 und t_6 zu einer zusammengefaßt sind, während das Präsens als morphologische Realisation von t_2 von $t_{5,5}$ ²⁶, dem Futur I, nicht unterschieden wird, da das futurische Präsens für Wunderlich die gleiche kategoriale Determination erhält wie das Futur I (cf. Tabelle, Wunderlich 1970, S. 189). Auf die Beschreibung des futurischen Präsens und seine Abgrenzung vom Futur I wird in Abschnitt 3.3 einzugehen sein. Hier ist dagegen Wunderlichs Reduktion der Kategorien t_1 , t_3 , t_4 und t_6 auf eine, nämlich t_a übl t_s , interessant, die mit den im Zusammenhang mit dem Englischen Präsens erwähnten Analysen von Calver (1946), Bolinger (1947) und Bauer (1970) vergleichbar ist, ebenso wie mit all denjenigen, die im Präsens die unmarkierte und daher neutrale Tempusform sehen (z. B. Weinrich 1964; Lyons 1968, 1977; Hirtle 1975). Die deiktische Analyse macht für das Präsens im Deutschen, abgesehen vom futurischen Präsens, das Formen mit *going to* entspricht, die gleichen Aussagen wie für das Präsens im Englischen. Demnach werden t_1 , das Präsens, dessen potentieller Referent der Kodierungszeit entspricht, t_3 , das Präsens, dessen potentieller Referent im Be-

²⁶ Diese Gegenüberstellung ist allerdings nicht ganz richtig, da für Wunderlich auch t_3 und t_4 futurisch verwendet als „futurisches Präsens“ kategorisiert wurden.

reich von t_1-t_2 bestimmt und t_4 , in diesem Bereich unbestimmt, sowie t_6 , das generell unbestimmt ist, voneinander unterschieden. Eine Zusammenfassung dieser Kategorien zu einer neutralen hätte zur Folge, daß die jeweilige Interpretation des Tempus ausschließlich durch Kontextinformation erfolgt. Ob dies in der Tat der Fall ist, kann erst nach eingehender Untersuchung aller möglichen Kontexte entschieden werden, wobei diese Alternative, das Präsens als neutrale Tempuskategorie aufzufassen, erst dann akzeptiert werden kann, wenn die Kontextinformation auch so formalisiert ist, daß sie die formale Basis für die differenzierten Interpretationen darstellen kann. Daß eine solche Alternative zu erwägen ist, leitet sich aus der Tatsache ab, daß die vier deiktischen Kategorien weder im Englischen noch im Deutschen morphologisch unterschieden werden, was durchaus als Hinweis dafür genommen werden kann, daß ihre Information durch entsprechende Kontexte redundant wird. Meine persönliche Einstellung zu dieser Frage sieht im Augenblick noch so aus, daß ich es für besser halte, aufgrund von kategoriellen Unterschieden potentielle Kontexte interpretieren zu können. Durch kategoriale Unterschiede ist so kontextunabhängig festgelegt, daß (30)

(30) Franz geht zum Training.

vier Lesarten hat. Die möglichen Zeitaussagen sind erstens „identisch mit der Kodierungszeit“, etwa bei einem Kommentar zu einem Film, der Franz auf dem Weg zum Training zeigt, zweitens „im Bereich von t_1-t_2 bestimmt“, also eventuell ergänzbar durch *heute*, drittens „im Bereich von t_1-t_2 unbestimmt“ und in dieser Bedeutung kompatibel mit Adverbialen wie *gewöhnlich* oder *normalerweise*, oder viertens „nicht näher bestimmt“ und mit dieser Interpretation etwa denkbar als Teil in einer Kette von Sätzen, die eine Sequenz von Handlungsbeschreibungen darstellt. Die jeweilige Interpretation wäre nach dieser Auffassung aus der Kategorisierung des Präsens ableitbar, während im anderen Fall, da das Präsens als neutrales Tempus beschrieben wird, die Interpretation ausschließlich aus dem Kontext abgeleitet würde. Die Entscheidung für die eine oder die andere Möglichkeit hängt sicher auch davon ab, in welche Art von

Grammatikmodell die Tempusanalysen integriert werden sollen.

3.2 Präteritum und Perfekt. Nach der in Abschnitt 2 vorgestellten deiktischen Analyse nimmt das Präteritum die kontaminierten Positionen $t_{5,5'}$ mit der Interpretation „außerhalb von t_1-t_2 “ ein, wobei es als Tempus auf der retrospektiven Zeitachse zusätzlich durch das semantische Merkmal „vorher“ markiert ist. Das Perfekt besetzt die Position t_2 und ist durch diese Position als Tempus beschrieben, das im Falle einer Äußerung auf ein Zeitintervall referiert, das mit der Kodierungszeit in Verbindung steht. Wie das Präteritum, so ist auch das Perfekt durch das Merkmal „vorher“ markiert.

Die in der Literatur über das Präteritum vorgestellten Analysen stimmen im wesentlichen mit der deiktischen Analyse in der Feststellung überein, daß seine potentielle Referenzzeit abgeschlossen vor der Kodierungszeit liegt: „A past action, occurrence or state is expressed by the past tense when the speaker considers the time as completely separated from the present“ (Kruisinga 1911, S.23), „The preterite ... refers to some time in the past without telling anything about its connexion with the present moment“ (Jespersen 1931, S.60), oder „the preterite marks events assigned to a past which is concluded and separate from the extended present (McCoard 1978, S.121). Quirk und Greenbaum (1973, S.3) veranschaulichen durch ein Diagramm die Trennung des Präteritum bzw. seines Referenten von der Kodierungszeit. Auch Koschmieders Analyse des Präteritum als eines Tempus mit Zeitstufenbezug, das auf eine vergangene Zeitstufe referiert, fügt sich hier ein (Koschmieder, 1929 [1971, 72f.]). Ebenso trifft Nehls (1975, S.288) Charakterisierung des Präteritum als Tempus mit dem Ausdruck von *remoteness* die gleiche Aussage. Allerdings ist zu den meisten dieser Aussagen zu sagen, daß sie, wie die Zitate von Jespersen und Kruisinga zeigen, extensional-semantisch angelegt sind, indem sie die durch das Präteritum ausgedrückte Relation „vor der Kodierungszeit“ als „past action“, „time in the past“, also als reale Vergangenheit interpretieren und also die Verwendung des Präteritum auf einen Kontext, die *demonstratio ad oculos*, festlegen. Diese Auffassung hat vor allem durch die Ausführun-

gen in K. Hamburgers Arbeiten (Hamburger 1951; 1953; 1955; 1957; 1968) zu schwerwiegenden Folgen geführt. Denn aufgrund der Tatsache, daß das Präteritum in fiktionalen Texten keine reale Vergangenheitsaussage machen kann, kommt sie zu dem Schluß, in diesem Kontext eine besondere Form mit besonderen Eigenschaften identifizieren zu müssen, die sie das „epische Präteritum“ nennt, das seitdem in der Literatur herumsprukt. Dieser Schluß ist jedoch ein Fehlschluß, wie ich in Rauh (1978) und ausführlich in Rauh (1980) dargelegt habe. Es ist nicht die Funktion des Präteritum, eine Vergangenheitsaussage zu machen, sondern u.a. die, die zeitliche Relation „vorher“ in bezug auf eine Kodierungszeit auszudrücken. Diese Relation kann in einem realen Kontext als reale Vergangenheit zu interpretieren sein, in einem fiktionalen als fiktive. Die Funktion des Präteritum ist in beiden Kontexten aber dieselbe.

Im Gegensatz zum Präteritum determiniert das Perfekt ein Zeitintervall, das mit der Kodierungszeit in Verbindung steht²⁷. Traditionelle Analysen übersehen auch hier meist die ausschließlich temporaldeiktische Funktion von Tempora und beschreiben statt dessen semantische Kontextfunktionen. So zu klassifizieren ist Kruisingas Differenzierung von zwei Funktionen des Perfekt, *continuative* und *resultative*, (Kruisinga 1911, S.338 ff.), die, wie das ständige Wiederauftauchen dieser Termini im Zusammenhang mit dem Perfekt zeigt, offensichtlich starken Einfluß auf spätere Analysen hatte²⁸, obwohl Bryan bereits im Jahre 1936 dazu bemerkt: „I believe that any idea there is of result or consequences is not implied in the perfect tense form but derives from the meaning or character of the verb, or from the statement as a whole. That is, to assign to the perfect tense form itself a resultative function means a failure in analysis“ (Bryan 1936, S.369). Trotz dieser frühen Warnung ist die Interpretation des Perfekts immer wieder mit einer Interpretation seines Kontextes verwechselt worden. So spricht auch

²⁷ Das Perfekt im Englischen wird vielfach als Aspekt betrachtet (Cf. dazu die Diskussion in McCoard 1978). Hier wird dagegen ausschließlich die temporelle Funktion berücksichtigt.

²⁸ In bezug auf das Deutsche diskutiert Harweg (1973) die, wie er meint, beiden Varianten des Perfekt.

Zandvoort von einem *continuative* und *resultative* Perfekt und identifiziert außerdem ein *perfect of experience*, das etwas ausdrückt, „what has happened, once or more than once, within the speaker's or writer's experience“ (Zandvoort 1957, S.61; cf. auch Zandvoort 1932). Sørensen (1964, S.83) bezeichnet als Grundfunktion des Perfekt die Aussage „something is now an accomplished fact“ und McCawley (1971, S.104) differenziert vier kontextabhängige Verwendungsweisen: *universal* („to indicate that a state of affairs prevailed throughout some interval stretching from the past into the present“) *existential* („to indicate the existence of past events“), *stative* („to indicate that the direct effect of a past event still continues“) und *hot news* („to report hot news“). Mit guten Gründen sind semantische Kontextanalysen dieser Art immer wieder als inadäquat für eine Beschreibung der Funktion des Perfekt zurückgewiesen worden (z. B. Dietrich 1955; Koziol 1958; Palmer 1965; Tregidgo 1974; Kałuza 1976; McCoard 1978; Zydatiß 1978), denn der Irrtum in all diesen Analysen liegt darin, daß Tempora als quantitative oder qualitative Zeitangaben für Ereignisse, Zustände etc. interpretiert werden und daß sich dann, je nach Ereignischarakter, fast zwangsläufig Interpretationen wie iterativ, durativ, resultativ etc., also Charakterisierungen von Aktionsarten, ergeben. Tempora machen aber keine Zeitangaben für Ereignisse, sondern durch die Wahl eines Tempus steckt der Kodierer einen vagen temporalen Rahmen, der die Ereigniszeit enthält und der in bezug auf die Kodierungszeit determiniert ist. In diesem Sinne verbindet, wie das in so vielen Arbeiten zum Ausdruck kommt, das Perfekt die Kodierungszeit mit der vor dieser angesiedelten Zeit, sein potentieller Referent ist, in McCoards Wörtern das *extended now* (1978), und das Perfekt hat somit nur eine Funktion „namely that of locating a situation at an unidentified point of reference (i. e. the event occurred or the state obtained at an indefinite time in the period leading up to that point of reference)“ (Zydatiß 1978, S.360). Und genau diese Funktion ist exakt beschrieben durch die Position t_2 „in direkter Beziehung zu t_1 “, die das Perfekt innerhalb des temporaldeiktischen Systems im retrospektiven Bereich innehaltet. In Analysen, die Tempusfunktionen aus Tiefentempora ableiten, wie z.B. Huddle-

ston (1969), McCawley (1971) und Vasudeva (1971), wird die verbindende Eigenschaft des Perfekt dadurch zu erfassen gesucht, daß es in der Tiefenstruktur auf zwei Relationen, *past* und *present*, zurückgeführt wird. Der Nachteil solcher Analysen besteht darin, daß damit das Perfekt als Ausdruck von Relationen zwischen Ereignissen als in beiden Richtungen seiner Ausdehnung fest begrenzt beschrieben wird, während es tatsächlich aber nur auf der Seite der Kodierungszeit begrenzt, auf der anderen Seite dagegen offen bzw. vage ist.

Ist die Einsicht, daß Tempora nichts weiter als vage begrenzte Zeitintervalle determinieren, erst einmal gewonnen, so ist mit der Kenntnis der speziellen Eigenschaft des Perfekt auch klar, daß es kompatibel ist mit Aktionsarten, die, wie in (31),

(31) Since yesterday morning I have called you ten times.

iterativen Charakter haben, ebenso wie mit solchen, die, wie in (32),

(32) I have lived here for two years.

durativen Charakter haben, oder auch mit solchen, die, wie in (33),

(33) Bill has bought a new car.

resultativen Charakter haben. Das Referieren des Tempus auf ein Zeitintervall, das von der Kodierungszeit unbegrenzt in die Vorzeit ragt, legt den Ereignissen, die zeitlich in dieses Intervall eingelagert werden können, keinerlei semantische Beschränkungen auf.

Der Unterschied zwischen dem Perfekt und dem Präteritum im Englischen liegt also darin, daß jenes auf ein Zeitintervall referiert, das mit der Kodierungszeit in Verbindung steht, während dieses eine Unterbrechung der Verbindung markiert²⁹. Wichtig ist dabei, daß die Auswahl der einen oder anderen Form dann allein dem Sprecher überlassen ist, wenn der Sach-

²⁹ Einige Autoren, z. B. auch Leech (1969), sind der Auffassung, daß der Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum in der Markierung „unbestimmt“ bzw. „bestimmt“ liege. Diese Auffassung steht jedoch nicht in Einklang mit den Daten.

verhalt nicht zwingend eine der beiden verlangt. Zwingend verlangt ist das Perfekt dann, wenn die Aussage über einen Zustand gemacht wird, der vor der Kodierungszeit begonnen hat und in der Kodierungszeit anhält. So ist in (34)

- (34) Peter has lived in London up to now.

durch die Verwendung des Perfekts einerseits ausgedrückt, daß der beschriebene Zustand von der Kodierungszeit in die Vorzeit reicht, andererseits kann der Sprecher zum Ausdruck des Sachverhaltes nur das Perfekt verwenden. Der Sprecher kann also nicht durch die Verwendung des Präteritum eine Unterbrechung von Ereignis- oder Zustandszeit und Tempuszeit ausdrücken, da dies den Sachverhalt, ausgedrückt durch *up to now*, nicht träfe. Folglich ist durch das Vorkommen von *up to now*, das eine Ausdehnung des Zustandes als bis zur Kodierungszeit reichend determiniert, Satz (35) ungrammatisch:

- (35) *Peter lived here up to now.

Andererseits jedoch kann ein Sprecher auch dann, wenn in einem Satz durch ein Zeitadverb auf ein von der Kodierungszeit getrenntes Zeitintervall referiert wird, das Perfekt verwenden, wenn er z. B. eine Kette von Ereignissen in einem Zeitintervall lokalisiert sieht, das für ihn bis zur Kodierungszeit reicht, wie in (36):

- (36) He has come to see me the day before yesterday, yesterday and today.

Die Faustregel, das Perfekt sei im Englischen nicht mit dem Adverb der Vergangenheit verbindbar, gilt also nicht uneingeschränkt.

Während der Tenor in der Literatur über das Präteritum und das Perfekt im Englischen grundsätzlich dahin geht, zwei separate Funktionen zu unterscheiden, ist diese Frage in bezug auf die entsprechenden Tempora im Hochdeutschen keineswegs einhellig in gleicher Weise beantwortet worden. Die Möglichkeit in gegebenen Kontexten die eine wie auch die andere Form verwenden zu können, war einigen Autoren Anlaß dafür, hier von zwei Varianten derselben Funktion zu sprechen (so z. B.

Jackson 1959; Admoni 1966; Hauser-Suida/Hoppe-Beugel 1972). Daß eine klare Unterscheidung der beiden Tempora schwierig wird, wenn als Tempusfunktion eine Modifizierung von Ereignissen angesehen wird, zeigt die eigenwillige Charakterisierung der beiden Tempora durch Gelhaus (1969, S. 17f.): „Das Präteritum drückt aus, daß ein Tun im Zeitpunkt des Sprechens abgeschlossen ist“ und „Das Perfekt drückt aus, daß das Verfügen über ein abgeschlossenes Tun im Zeitpunkt des Sprechens nicht abgeschlossen ist.“ Auch eine Umschreibung der Grundinformation des Präteritum als „Erinnerungsbereich“ (Brinkmann 1962; Glinz 1969) legt keine entscheidenden Differenzierungskriterien offen. Ebenso kann eine rein semantische Analyse, die sowohl für das Perfekt als auch für das Präteritum den Ausdruck der Vorzeitigkeit (t_a vor t_s) erkennt, keinen Unterschied aufzeigen (cf. Wunderlich 1970, S. 141). Eine nachvollziehbare Differenzierung zeichnet sich erst ab, wenn für die Beschreibung der beiden Tempora die vage und deshalb gern abgelehnte (cf. Gelhaus 1969; Hauser-Suida/Hoppe-Beugel 1972) Rolle der Sprecherhaltung miteinbezogen wird. Die Duden-Grammatik beschreibt die Verwendung des Perfekt zum Ausdruck eines Geschehens, das „vom Standpunkt des Sprechers aus gesehen zwar vergangen, aber doch auf seinen Standpunkt bezogen ist“ (1966, S. 98) und die des Präteritum für den Fall „daß ein Geschehen vom Standpunkt des Sprechers aus gesehen vergangen und im Gegensatz zum Perfekt von diesem Standpunkt völlig losgelöst ist“ (1966, S. 100). Weinrich (1964) unterscheidet Präteritum und Perfekt als Repräsentanten zweier Tempusgruppen, die dem *Erzählen* oder *Besprechen* der Welt dienen. Diese sprecherabhängige Auswahl verschiedener Darstellungsformen, die sich auf dieselben Ereignisse beziehen können, führt nach Weinrich zu einer entsprechenden Tempuswahl: Will der Sprecher ein Ereignis, das vor der Orientierungszeit liegt, aus der Distanz *erzählen*, so wählt er das Präteritum, will er dagegen aktualisierend *berichten* so verwendet er das Perfekt. Aus deiktischer Sicht ist Weinrichs These als psychologisierende Interpretation der deiktischen Funktion der beiden Tempora zu erklären, die erkennt, daß Tempuszeit und Ereigniszeit nicht identisch sind und daß der Sprecher mit der Tempuswahl

unterschiedliche Zeitintervalle designiert, die unabhängig sind von dem Zeitintervall, das die Ereigniszeit darstellt. Mit der Wahl des Perfekt wird subjektiv ein Zeitintervall designiert, das mit der Orientierungszeit, also im Falle einer Äußerung bei der *demonstratio ad oculos* mit der Sprechzeit, in Verbindung steht, und durch dieses temporale Bindeglied entsteht der Effekt der Aktualisierung oder des „Situativen“ (cf. Kliewer 1978). Die Wahl des Präteritum dagegen designiert ein Zeitintervall, das im gleichen Kontext von der Sprechzeit getrennt ist, und hat den Effekt des entspannten Erzählers von Ereignissen, die durch diese Darstellungsform „entrückt“ wirken (cf. Kliewer 1978). Die Rolle von Präteritum und Perfekt, ihre Unabhängigkeit von der Ereigniszeit, erfüllt sein muß lediglich die semantische Relation „vorher“, und ihre Abhängigkeit von der subjektiven Sprecherhaltung, ist vergleichbar mit der Rolle der Raumdeiktika *hier* und *da*, die die gleiche deiktische Funktion erfüllen. In der gleichen äußeren Situation kann ein Sprecher entweder (37) oder (38) äußern:

- (37) Was machst du denn da?
- (38) Was machst du denn hier?

Durch die Wahl von *da* oder *hier* wird nicht die Lokalität des Angesprochenen charakterisiert, sondern ausschließlich die vom Sprecher subjektiv determinierte Beziehung dieser Lokalität zu seiner eigenen Position. Entweder er faßt seine Position und die des Angesprochenen zu einem gemeinsamen Hier zusammen, oder aber er setzt eine Grenze und lokalisiert entsprechend den Angesprochenen mit dem Hinweis *da*. Ebenso wie die Lokaldeiktika damit die Perspektive des Sprechers zum Ausdruck bringen, sind auch die Tempora in diesem Sinne „Ansichtssache“, wie Kluge (1969) meint. Weinrichs Klassifikation von *Erzählen* und *Berichten* ist als abgeleitete Konsequenz der deiktischen Funktion, nicht als ihre primäre Funktion zu beurteilen. Ebenfalls nicht als eigentliche Funktion der Tempora sind Aussagen über Situationsindikatoren zu betrachten, die für eine Verwendung des Perfekt verlangen, daß Individuen, über die prädiziert wird, zur Sprechzeit existent oder anwesend sein müssen (so z. B. Anderson 1972; 1973; Harweg 1973;

Guenthner 1977). Sie nennen bestenfalls mögliche aber keinesfalls notwendige Voraussetzungen für die Tempuswahl, denn ein Satz wie (39)

- (39) In der Zeitung hat gestanden, daß bei einem Flugzeugabsturz 185 Menschen ums Leben gekommen sind.

ist durchaus wohlgeformt, obwohl zum Sprechzeitpunkt keine der Individuen existent oder gar in der Sprechsituation anwesend sind.

Die bisher geführte Diskussion zum Präteritum und Perfekt im Deutschen hätte fast ebenso über das Englische geführt werden können, denn die meisten der Argumente sind nicht sprachspezifisch. Dennoch ist allgemein bekannt, daß es beim Gebrauch des Perfekts in beiden Sprachen Unterschiede gibt. So ist die deutsche Entsprechung zu (40) Satz (41),

- (40) I have lived here since 1975.
(41) Ich wohne hier seit 1975.

wobei das Perfekt im Englischen durch das Präsens im Deutschen übersetzt wird. Die Frage ist also: Hat das Perfekt im Deutschen eine andere Funktion als im Englischen und sollte es daher kategorial anders markiert sein? Dazu sollte zunächst noch einmal auf die Funktionen des Präsens gesehen werden. Die Kategorien t_3 und t_4 „im Bereich von t_1-t_2 bestimmt bzw. unbestimmt“ legen Verwendungsweisen des Präsens nahe, die den Anwendungsbereich des Perfekt überlagern. Dieses gilt für beide Sprachen. Unabhängig scheint sich jedoch eine Diskrepanz in der Anwendung normiert zu haben, die vom sprachlichen Kontext abhängig ist, ohne verändernde Wirkung auf die kategorialle Determination der Tempora zu haben. So wird im Deutschen dann das Präsens verwendet, wenn im Kontext eine definite Zeitangabe erscheint. Es kann für das Perfekt im Englischen eingesetzt werden, wenn der sprachliche Kontext außerdem die Verbindung des durch das Präsens designierten Zeitintervalls mit der Orientierungszeit und die Relation „vorher“ anzeigt. Das Adverbial *seit* + *Zeitangabe* erfüllt diese Funktion. Im Kontext einer indefiniten Zeitangabe kann das Präsens im

Deutschen das englische Perfekt nicht ersetzen, wie die folgenden Sätze zeigen,

- (42) I have always lived here.
- (43) Ich wohne hier immer.
- (44) Ich habe immer hier gewohnt.

denn nur (44) ist eine angemessene Übersetzung von (42), während (43) eine andere Interpretation zukommt. Soll also durch das Tempus auf ein Zeitintervall verwiesen werden, das in der Vorzeit beginnt und das in die Kodierungszeit hineinragt, so muß auch im Deutschen das Perfekt stehen. Auch kann das deutsche Präsens das englische Perfekt dann nicht ersetzen, wenn im Kontext das Adverbial *bis jetzt* erscheint, wie in (45)

- (45) *Ich wohne bis jetzt hier.
- (46) Ich habe bis jetzt hier gewohnt.

Durch *bis jetzt* ist auf ein Zeitintervall verwiesen, das einen unbestimmten Anfang und ein durch die Kodierungszeit bestimmtes Ende hat. Es kann daher in diesem Kontext weder das Präsens t_3 (= „bestimmt“) noch das Präsens t_4 (= „unbestimmt“) stehen, sondern auch im Deutschen muß das Perfekt „in direkter Beziehung zu t_1 “ verwendet werden. Diese Beispiele mögen als Hinweis dafür gelten, daß die vom Englischen verschiedene Verwendung des Präsens im Deutschen nicht auf kategoriale Unterschiede zurückzuführen ist, denn ein deutsches Präsens ist nur unter der Voraussetzung für ein englisches Perfekt einzusetzen, daß keine Konflikte zur kategorialen Determination entstehen.

Ebenso wie sich hier Differenzen im Gebrauch von Präsens und Perfekt abzeichnen, so liegen auch im Gebrauch von Präteritum und Perfekt in beiden Sprachen Unterschiede vor. Während im Englischen in Verbindung mit Zeitadverbien, die ein Zeitintervall designieren, das abgeschlossen vor und getrennt von der Orientierungszeit liegt, im Normalfall das Präteritum erscheint, wie in (47),

- (47) I saw Bill yesterday.

erscheint im Deutschen hier im Normalfall das Perfekt. Zwar ist auch (48)

(48) I have seen Bill yesterday.

möglich, doch ist diese Variante stark markiert im Sinne einer *hot news* Interpretation.

Aus diesen Beobachtungen läßt sich die Aussage ableiten, daß die Tempora Perfekt und Präteritum im Englischen und Deutschen zwar die gleiche deiktische Funktion haben, daß in der normierten Verwendung dagegen im Englischen die semantische Verträglichkeit mit dem Kontext im Vordergrund steht (z. B. *since + present perfect; yesterday + past tense*), während sich im Deutschen die normierte Verwendung an der deiktischen Funktion orientiert.

Die deiktische Determination von Perfekt und Präteritum im Deutschen hält auch eine Erklärung für Beobachtungen der Verwendung beider Tempora in textuellem Zusammenhang bereit, die bisher nur festgestellt und bestenfalls statistisch ausgewertet (so z. B. Latzel 1974, S. 245 f.), aber nicht erklärt wurde. So stellt Curme (1904, S. 212 f.) fest, daß das Perfekt im Deutschen verwendet wird „to represent a past event as an independent fact“, das Präteritum dagegen „represents the act ... in connection with some other events“, „as a link in a chain of facts“. Fast wörtlich ist diese Differenzierung von Brinkmann (1962) übernommen worden, der schreibt: „Das Perfekt unterscheidet sich vom Präteritum zunächst dadurch, daß es das genannte Ereignis isoliert“ (S. 333). Es hat „isolierende Funktion“ (S. 335) und „hebt einen Vorgang aus der Vergangenheit ... als isoliertes Faktum heraus“, „jedes Perfekt steht eigentlich für sich selbst“ (S. 338). Über die Verwendung des Präteritum sagt er: „Wenn das Präteritum gewählt wird, so wird das dargestellte Ereignis als Glied einer zeitlichen Reihe aufgefaßt, in der andere Ereignisse vorausgehen und folgen“ (S. 338). Ähnliche Äußerungen finden sich auch bei Admoni (1966, S. 186) und Jung (1968, S. 228). Die Frage ist natürlich, warum die deiktische Determination diese offensichtlich bevorzugten Kontexte oder auch die erzielte Wirkung von Perfekt und Präteritum erklären kann. Warum isoliert das Perfekt, während das Präteritum als Glied in

einer Kette erscheint? Durch den Bezug zur Orientierungszeit ist bei der Verwendung des Perfekt jedes beschriebene Ereignis in ein Zeitintervall eingelagert, das bis in die Orientierungszeit hineinragt. Da sich dieser Vorgang mit jeder Aussage aufs Neue vollzieht, also auf diese Weise jedes Ereignis einzeln zur Orientierungszeit in Verbindung gesetzt wird, entsteht auf ganz natürliche Weise der Effekt der Isolation. Wird eine Kette von Aussagen unter Verwendung des Perfekt gebildet, so stellt das Perfekt keine Verbindung unter diesen, sondern ausschließlich eine zwischen jedem einzelnen Ereignis und der Orientierungszeit, im Falle einer Äußerung also der Sprechzeit her. Damit steht jedes Perfekt „eigentlich für sich selbst“ (Brinkmann 1962, S. 338). Da das Präteritum eine Unterbrechung zwischen einem vorzeitigen Zeitintervall und der Kodierungszeit setzt und damit eine vorzeitige „Zeitstufe“ designiert (cf. Koschmieder 1929), gibt es hier also keine Verbindung, und die Möglichkeit, eine Verbindung zwischen mehreren Ereignissen zu sehen, die unter Verwendung des Präteritum ausgedrückt werden, ist gegeben³⁰. Interessant ist in diesem Zusammenhang Glinz' (1952) Beobachtung, daß das Perfekt sich „vor allem in alleinstehenden Sätzen, in Eröffnungs- oder Schlußsätzen, in Sätzen mit besonderem Gewicht“ (S. 364) findet. Vor allem in Eröffnungs- und Schlußsätzen kann einem Kodierer natürlich daran gelegen sein, durch ein entsprechendes Tempus einen temporalen Zusammenhang zur Kodierungszeit herzustellen, während eine dazwischenliegende Darstellung in sich als abgeschlossen und losgelöst von der Kodierungszeit dargeboten wird. Sätze mit „besonderem Gewicht“ werden dagegen gern wieder aus der Abgeschiedenheit hervorgehoben und mit der Kodierungszeit durch das Perfekt in Verbindung gesetzt, und es ist keineswegs notwendig, nicht einmal angemessen, hier von Tempusmetaphorik (Wein-

³⁰ Da die Entscheidung für die eine oder die andere Variante beim Kodierer liegt, können die zitierten Äußerungen nur als Aussagen über bevorzugte, nicht über obligatorische Kontexte gelten. Darin ist auch der Grund zu sehen, daß durch Latzels statistische Untersuchung „Die Thesen von Brinkmann ... Admoni, Jung ... nur zum Teil bestätigt worden“ sind (Latzel 1974, S. 254).

rich 1964) zu sprechen, da es sich in solcher Verwendungsweise um die ganz normale Bedeutung des Perfekt handelt.

3.3 **Futur I und nahes Futur.** In Abschnitt 2 war die These aufgestellt worden, daß das Futur I und das nahe Futur *going to* im Englischen als Tempusmarker die prospektiven Gegenstücke zu den retrospektiven Tempora Präteritum und Perfekt seien. Hier ist nun der Ort, empirische Evidenz zur Unterstützung dieser These zu erbringen.

Die Literatur über das Futur I im Englischen ist nicht sehr informativ; noch weniger wird über das nahe Futur mit *going to* ausgesagt. In einem knappen Hinweis auf die Entwicklung von *will* als Tempusmarker stellt Jespersen (1931, S. 253) fest, daß *will* noch im OE. (*wile*) meist modale Verwendung fand, im ME. häufig bereits als Tempus verwendet wird und in moderner Zeit als Tempus etabliert ist³¹. Als Charakterisierung der Funktion des Tempus Futur I nennt Zandvoort (1957, S. 75) die Angabe über „an action or state belonging to a future timesphere“. Ebenso allgemein und deshalb wenig aufschlußreich über eine Differenzierung von Futur I und nahem Futur ist Leechs Analyse des Futur I, die er mit „happening at a time after the present moment“ (Leech 1969, S. 146) charakterisiert. Eher negativ in bezug auf eine Differenzierung ist seine Aussage „In the future there is no ... distinction corresponding to the distinction between what is expressed by past and perfect“ (ibid.). Dagegen weist die Erklärung der Verwendung von *going to* in Quirk und Greenbaum (1973, S. 48) auf eine spiegelbildliche Funktion dieser Form zum Perfekt hin, wenn sie darin die Aussage von „future fulfilment of the present“ erkennen, und dafür zwei Fälle, „future of present intention“ und „future of present cause“, einräumen. Besonders die zweite Möglichkeit eignet sich für eine Identifikation eines zukunftsbezogenen Pendant zum resultativen Perfekt. Es ist dabei keine Frage, daß hier diese dem Tempus zugeordnete semantische Kontextfunktion ebenso als Charakterisierung für das Tempus abgelehnt werden muß, wie dies für das Perfekt der Fall war. Interessant ist den-

³¹ Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß diese Form auch modal verwendet wird.

noch, daß hier eine spiegelbildliche Entsprechung in der Analyse beider Tempora zu erkennen ist, auf die auch von Joos (1964, S. 141 Fn.), nicht nur andeutungsweise, sondern explizit, hingewiesen wird, der schreibt: „The meaning of BE GOING TO ... turns out to be the exact reversal, in every detail as far as I can see, of the meaning of the perfect phase: it simply exchanges 'previous' and 'subsequent' on the graph (D or D'), but it is safer to keep the standard time-direction and draw a new mirror-image graph.“ Die Einsichten von Joos stimmen damit exakt mit der deiktischen Analyse überein. Allerdings wird diese Tempusbeschreibung von Joos – und folglich auch die deiktische Analyse – von Tregidgo (1974, S. 102f.) kritisiert, und wenngleich die Argumente von Tregidgo in seinen Ausführungen nicht ganz klar werden, mag die Tatsache der Kritik an sich Aufforderung genug sein, die sprachlichen Fakten zu überprüfen.

Betrachten wir zur Klärung des Sachverhalts einige Beispiele unter folgendem Gesichtspunkt: Wenn das Futur I die Position $t_{5,5'}$ im temporaldeiktischen Schema einnimmt und *going to* die Position t_2 , so ist damit ausgedrückt, daß das Futur I ein Zeitintervall designiert, das mit der Kodierungszeit nicht in Verbindung steht, während *going to* eine solche Verbindung determiniert. Da die Aussage über eine solche Verbindung nicht notwendigerweise vom Ereignischarakter, sondern von der Sprecherhaltung abhängt, hat in vielen Fällen der Sprecher eine Auswahl zwischen beiden Tempora und drückt mit seiner Entscheidung für die eine oder die andere Form seine Sichtweise der Zeitverhältnisse aus, wie dies in (49) und (50) der Fall ist:

- (49) I am going to leave tomorrow.
(50) I'll leave tomorrow.

Es gibt jedoch Situationen, wo, wenn die Theorie stimmt, keine Wahlmöglichkeit gegeben ist, wo aufgrund des Ereignis- oder Zustandscharakters, ähnlich wie im Fall des Perfekt, *going to* stehen muß, dann nämlich, wenn eine Aussage über einen Zustand gemacht wird, dessen zeitliche Ausdehnung sowohl die Kodierungszeit als auch die sich anschließende Zeit danach beansprucht. Eine solche Zeitaussage ist z. B. durch eine Modifi-

kation von *from now on* angezeigt. Die sich aus der Theorie ableitende Vorhersage ist demnach, daß in Verbindung mit *from now on* und der Beschreibung eines ununterbrochenen Zustands, dessen zeitliche Lokalisierung also auf keinen Fall sprecherabhängig sein kann, nur *going to*, nicht aber das Futur I verwendet werden kann. Die empirischen Daten bestätigen die Theorie. In (51)

- (51) From now on I am going to live in London.

ist nur *going to* dann möglich, wenn der Sprecher bereits am Ort seiner in die Zukunft reichenden Wohnstätte wohnhaft ist. In diesem Falle ist (52) ausgeschlossen,

- (52) *From now on I'll live in London.

denn das Tempus Futur I drückt Trennung eines Zeitintervalls mit der Kodierungszeit aus, während die übrigen temporalen Ausdrücke in (52), Ereigniszeit und temporales Adverbial, einen Zusammenhang mit derselben angeben.

Ebenso hat ein Sprecher, der zum Ausdruck bringen will, daß sein gegenwärtiger Zustand in den nächsten Tag hineinreichen wird, nur die Möglichkeit, dies unter Verwendung von *going to*, nicht dem Futur I, mitzuteilen:

- (53) I'm afraid I'm going to be drunk until tomorrow.

- (54) *I'm afraid I'll be drunk until tomorrow.

Satz (53) ist dann angemessen, wenn der Zustand noch nicht gegeben, sein Eintreten aber erwartet ist.

Taucht andererseits im selben Satz ein Adverbial auf, das eine Unterbrechung von Kodierungszeit und Ereigniszeit andeutet, so ist normalerweise das Futur I zu erwarten, wie in (55):

- (55) Starting next week I'll stop smoking.

Die Tatsache, daß auch eine Alternative mit *going to* möglich ist, die der *native speaker* aber als „markiert“ beurteilt,

- (56) Starting next week I am going to stop smoking.

ist ein Beispiel dafür, daß auch *going to*, ebenso wie andere temporaldeiktische Ausdrücke, in bezug auf temporale Orientie-

rungspunkte determiniert sein kann, die von der Äußerungszeit verschieden sind. In (56) ist demnach neben der Äußerungszeit ein zweiter Orientierungspunkt, einer, der in der Zukunft liegt, gesetzt, und in bezug auf diesen ist *going to* als t_2 „in direkter Beziehung zu t_1 “ interpretiert. Diese abweichende Orientierung erklärt die Markiertheit, die der *native speaker* als Reaktion auf (56) konstatiert.

Damit kann also in der Tat behauptet werden, daß das Futur I und *going to* die Positionen $t_{5,5'}$ und t_2 im temporaldeiktischen System im prospektiven Bereich einnehmen. Die Tatsache, daß *going to* anders als das Perfekt freier kompatibel ist mit temporalen Adverbien, wie (57), (58) und (59) nahelegen,

- (57) Bill is going to leave tomorrow.
- (58) They are going to paint the walls next week.
- (59) ?I have seen you yesterday.

stellt keinen Gegenbeweis zu dieser Feststellung dar, wird dadurch doch lediglich ausgedrückt, daß der Sprecher in Äußerungen wie (57) und (58) trotz der zeitlichen Festlegung durch Adverbien die Ereigniszeit in ein Zeitintervall eingelagert sieht, das mit der Kodierungszeit in Verbindung steht. Dies ist auch für eine Äußerung wie (59) möglich, und es ist, wie bereits erwähnt, diese Sprechereinstellung, die zu Interpretationen wie *current relevance* (Twaddell 1960) oder *hot news* (McCawley 1971) für das Perfekt geführt hat. Es zeigt sich vor allem an Beispielen wie diesen, daß eine rein semantische Analyse der Tempora, die diese als Relationen zwischen Ereignissen beschreibt, ihrer Eigenart als deiktische und somit pragmatische Kategorien nicht gerecht wird.

Eine Differenzierung der deiktischen Funktionen t_2 und $t_{5,5'}$ im prospektiven Bereich auf empirischer Basis, scheint im ersten Ansatz für das Deutsche schwieriger als die entsprechende Differenzierung für das Englische, und das hat mehrere Gründe. Ein großes Problem stellt die Tatsache dar, daß die Form *werden* + *Infinitiv*, die als Tempus die Position $t_{5,5'}$ einnehmen soll, in entschieden höherem Maße modal verwendet wird, als dies für die entsprechenden Formen im Englischen der Fall ist. So stellt Saltveit (1962, S.171) fest, daß in deutschen

Mundarten, der Anteil der rein zeitlichen Determination durch *werden* + *Infinitiv* lediglich bei 1,2% liegt, 76,2% sind zugleich modal und temporal, der Rest ist rein modal. In der Hochsprache verschiebt sich das Verhältnis je nach Art der untersuchten Texte. Am höchsten ist, nach Saltveits Analysen, der Anteil rein temporaler Funktionen von *werden* + *Infinitiv*, d. h. also als reines Tempus, in Zeitungstexten (24,4%). Gelhaus (1975) vertritt die Auffassung, daß das Futur I im Deutschen niemals ohne gleichzeitigen modalen Charakter verwendet wird. Er unterscheidet mehrere Varianten, von denen eine in bezug auf die Gegenwart Modalität und Vermutung, eine andere in bezug auf die Zukunft Modalität und Vermutung und eine weitere in bezug auf die Zukunft Modalität und Voraussage ausdrückt (Gelhaus 1975, S. 125). Die letzte der drei Varianten ist diejenige mit dem geringsten modalen Charakter.

Mit der Auffassung, daß Aussagen über die Zukunft eigentlich immer Voraussagecharakter haben und daher immer auch modal und nie rein temporal sind, steht Gelhaus nicht allein. Implizit ist diese Auffassung in Äußerungen, die die rein modale Funktion von *werden* + *Infinitiv* in bezug auf die Gegenwart zu erklären suchen. So schreibt Paul (1920, S. 153): „Da das Zukünftige immer ungewiß bleibt, ist das Fut. dazu gelangt, auch die Ungewißheit von etwas schon Gegenwärtigem zu bezeichnen.“ Und Wunderlich und Reis meinen, daß „die Nebenbedeutung der Vermutung ... sich leicht aus dem Hinweis auf die Zukunft entwickeln konnte, da ja die Zukunft in der Regel etwas Unsicheres und fast jede Zukunftsbezeichnung Vermutung ist“ (1924, S. 157). Auch Glinz (1969) und Ludwig (1972) vertreten eine ähnliche Auffassung. An sich ist gegen diese Überlegungen nichts einzuwenden. Allerdings macht eine andere Beobachtung stutzig. Ohne Ausnahme wird in den Analysen der Tempora im Deutschen festgestellt, daß das Präsens anstelle des Futur I zum Ausdruck zukünftiger Handlungen oder besser nachzeitiger Zeitverhältnisse verwendet werden kann. Bis auf Baumgärtner und Wunderlich (1969, S. 43), die für das futurische Präsens die Beschreibung [+ Colloqu] [± Präsumt] ([+ Präsumt] markiert Vermutung) vornehmen, habe ich jedoch keine Aussage finden können, die auch für dieses *praesens pro*

futuro modalen Charakter konstatiert hätte. Man muß doch sagen, entweder kann man generell über die Zukunft nur Voraussagen modalen Charakters machen, und in dem Falle muß es einerlei sein, ob dies mittels des Präsens oder des Futur I geschieht, oder aber man kann tatsächlich rein temporale Aussagen machen, und dann kann diese Möglichkeit nicht dem Präsens vorbehalten sein, es sei denn, das Futur I ist gar kein Tempus, sondern ein Modus.

Die Sprachgeschichte zeigt, daß noch im Gotischen ein Futur I als Tempus nicht gegeben war (cf. Braune 1900, S. 72). In diachronischen Abhandlungen zur deutschen Sprache wird regelmäßig darauf hingewiesen, daß Wulfila wie auch noch althochdeutsche Übersetzer das griechische und lateinische Futur entweder durch das Präsens oder durch Umschreibungen wiedergeben (cf. Paul 1920, S. 152; Wackernagel 1920, S. 158; Dal 1952, S. 137). Die Möglichkeit, das Präsens zum Ausdruck von Nachzeitigkeit zu verwenden hat sich im Deutschen, anders als im Englischen (Wackernagel vermutet, aufgrund des starken Einflusses romanischer Sprachen auf das Englische [1920, S. 158]) bis heute erhalten. Es stellt sich also die Frage, ob im Deutschen das Präsens die eigentliche Form zum Ausdruck von Nachzeitigkeit ist und ob aus deiktischer Sicht das Präsens im temporaldeiktischen System die Position $t_{5,5'}$ einnimmt. Natürlich ist damit die Frage verknüpft, was denn dann eigentlich das Futur I sei. Fest steht wohl, daß sich das heutige Futur aus modalen Formen entwickelt hat. Bereits Delbrück (1919, S. 228) und Wackernagel (1920, S. 192 ff.) beschreiben das Futur als eine Entwicklung aus dem Konjunktiv. Kuryłowicz (1964, S. 115) zieht eine Verbindung zum Injunktiv, und besonders Schmid (1963b, Kap. 4) weist anhand von morphologischem Material verschiedener indogermanischer Sprachen die Entwicklung des Futurs als Tempus aus modalen Formen nach. In jedem Fall geht es also um modale Formen, und es ist diese geschichtliche Entwicklung, nicht die spekulative Natur von Zukunftsaussagen an sich, die dem Futur den modalen Charakter verleiht, den es auch heute noch hat. Dadurch ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß dieser Form auch eine reine Tempusfunk-

tion zukommt, wie z. B. Saltveit (1962, S.172) behauptet und, wie ich meine, auch nachweist.

Die erste Frage, die es zu klären gilt, betrifft also den Tempuscharakter des Futur I. Wird das Futur I rein temporal verwendet oder ist es immer auch modal? Ich meine, daß einige der Sätze, die Saltveit (1962, S.168) aufführt, eindeutig ausschließlich temporal sind, so z. B. (60) und (61),

- (60) Das andere Novum ist, daß der junge ... Kronprinz eine Frau seiner eigenen Wahl heiraten wird.
- (61) Der Generalsekretär hat mich darüber informiert, daß heute Nacht um 1.00 Uhr MEZ in London eine Geheimsitzung des NATO Rates stattfinden wird.

und daß daraus abgeleitet werden darf, daß das Futur I auch rein temporal verwendet wird. Ist also akzeptiert, daß das Futur I ein Tempus ist, das auf ein nachzeitiges Zeitintervall verweist, so bedarf es des weiteren der Klärung, unter welchen Voraussetzungen auch das Präsens mit nachzeitiger Funktion verwendet werden kann. Kann das Präsens das Futur I ersetzen, ist es dann ein vollwertiger Ersatz, der keinerlei Veränderungen bewirkt, wann kann das Präsens das Futur I nicht ersetzen?

In der Literatur wird einheitlich darauf hingewiesen, daß das Präsens anstelle des Futur I erscheinen kann, wenn aus dem sprachlichen oder situativen Kontext die Zeitbestimmung eindeutig ist (z. B. Paul 1920, S.152; Dal 1952, S.140; Gelhaus 1975, S.189 ff.). Die Duden-Grammatik stellt fest, daß das Futur I „gewöhnlich durch das Präsens ersetzt“ wird, wenn ein „noch zu erwartendes Geschehen ... durch Zeitangaben näher bestimmt“ ist (1966, S.102). Der Hinweis, daß es „gewöhnlich ... ersetzt wird“, deutet an, daß die beiden Formen eben nicht gleichwertig sind. Das zeigt auch die Untersuchung der Daten. Es ist auffällig, daß in der gesprochenen Sprache kaum das Futur I, sondern fast immer das Präsens verwendet wird. Die Erklärung ist – ebenso wie dies auf der retrospektiven Achse für das Perfekt gilt – daß der Sprecher durch die Verwendung des Präsens ein Zeitintervall designiert, das in der Kodierungszeit beginnt und in die prospektive Richtung zeigt. In dieses Zeitintervall können dann Ereigniszeiten eingelagert sein, die ihrer-

seits nicht mit der Kodierungszeit in Verbindung stehen. Die Verbindung, die durch das Präsens hergestellt ist, bewirkt den Effekt, den bereits Behaghel (1923, S.255) als die „Auffassung des Redenden“ bezeichnet, der „je sicherer er auf den Eintritt der Handlung rechnet, desto eher ... zur Präsensform“ greift. Auch Paul (1920, S.152) charakterisiert den Vorzug des Präsens so, daß sich bei seiner Wahl „die Beziehung auf die Zukunft ... aus der Situation ergibt“. Dazu ist folgendes Beispiel aufschlußreich, das Teil eines Interviews war. Ein Sportler wurde gefragt,

- (62) Werden Sie bei den nächsten Europameisterschaften dabei sein?

und er antwortete:

- (63) Ich bin dabei.

Das Verhältnis der Ereigniszeit in bezug auf die Kodierungszeit ist in beiden Äußerungen dasselbe. Für den Fragenden sind die Europameisterschaften in der fernen Zukunft. Er wählt durch das Futur I ein Zeitintervall, das diese seine Auffassung unterstreicht. Er hätte ebenso das Präsens wählen können, hätte damit aber eine andere Sprecherhaltung zum Ausdruck gebracht. Der befragte Sportler dagegen wählt spontan das Präsens und lagert damit ein zukünftiges Ereignis in ein Zeitintervall ein, das für ihn mit der Kodierungszeit in Verbindung steht. Gründe dafür sind leicht herzuleiten, z. B. daß der Aktive bereits zu den Meisterschaften gemeldet ist und deshalb für ihn die Teilnahme feststeht, oder daß intensive Vorbereitung das zukünftige Ereignis in die Gegenwart einbezieht. Für den Sprecher ergibt sich also die Beziehung auf die Zukunft aus seiner Situation. All dies sind jedoch nur Versuche, den Effekt, den allein das Präsens bewirkt, mit Inhalten zu füllen, und man erinnert sich, daß genau die gleichen Versuche unternommen wurden, um die Wahl des Perfekt anstelle des Präteritum für vergleichbare vorzeitige Situationen zu beschreiben. Das Futur I bewirkt ebenso den Effekt des „Entrückten“, wie dies für das Präteritum gilt, und das Präsens stellt ebenso „situativ“ dar, wie es das Perfekt tut.

Aufmerksamkeit verdienen auch die Fälle, bei denen Präsens und Futur I nicht gegeneinander austauschbar sind. Nach der deiktischen Theorie müßten solche Fälle in diesen Bereich fallen, bei denen zwei Zeitstufen gegeneinander abgegrenzt werden, wo z. B. ein mit der Kodierungszeit kontemporaler Zustand mit einem nachzeitigen Zustand kontrastiert, wobei eine zeitliche Unterbrechung zwischen beiden ausgedrückt ist. In der Tat kann in solchen Fällen das Präsens das Futur I nicht ersetzen³², wie die folgenden Beispiele zeigen:

- (64) a. Franz ist betrunken, aber er wird auch wieder nüchtern sein.
b. *Franz ist betrunken, aber er ist auch wieder nüchtern.

Auch drückt die Äußerung von (65)

- (65) Wir werden sehen.

aus, daß der bezeichnete Zustand zum Sprechzeitpunkt noch nicht erreicht ist.

Soll dagegen das ununterbrochene Andauern eines Zustandes von der Kodierungszeit unbegrenzt in die Nachzeit reichen, so ist, nach der deiktischen Theorie, das Präsens mit der kategorialen Determination t_2 das angemessene Ausdrucksmittel. Dieses Ausdrucksmittels bedient sich ein erfolgreicher Werbeslogan,

- (66) und läuft, und läuft, und läuft ...

³² Umgekehrte Tests, bei denen die Substitutionsmöglichkeit des Futur I für das Präsens geprüft wird, sind deshalb schwer durchführbar, da die durch die Substitution entstandenen Sätze nicht ungrammatisch sind, das Futur I dann aber modale Funktion hat, wie in (1b) und (2b):

- (1) a. Hans ist immer noch da.
b. Hans wird immer noch da sein.
(2) a. Die Maschine läuft bis morgen.
b. Die Maschine wird bis morgen laufen.

Satz (1b) hat allerdings auch eine rein temporale Lesart, und in diesem Fall referiert das Futur I auf ein Zeitintervall, das vorzeitig und nicht in Verbindung mit der Kodierungszeit ist.

der seinen Witz verlöre, wenn das Präsens durch das Futur ersetzt wäre, etwa wie in (67),

(67) und läuft und wird laufen ...

weil nämlich durch das Futur I im Anschluß an das Präsens in (67) eine Lücke im zeitlichen Ablauf nicht definitiv ausgeschlossen wäre, während dies in (66) durch die Verwendung des Präsens der Fall ist.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß auch im Deutschen auf der prospektiven Achse des temporaldeiktischen Systems die Positionen t_2 und $t_{5,5'}$ besetzt sind und zwar durch das Präsens und das Futur I in seiner temporalen Funktion. Der Unterschied zwischen beiden Tempora ist oft nicht semantisch zu erklären, daher z. B. Wunderlichs identische Beschreibung beider Tempora als t_a nach t_s (Wunderlich 1970, S. 189), sondern die Differenz zwischen beiden liegt meist ausschließlich in der Sprecherhaltung. Damit sind gerade diese Tempora, ebenso wie ihre retrospektiven Gegenstücke Perfekt und Präteritum, prädestinierte Beispiele für die Feststellung, daß rein semantische Analysen als Analysen für Tempora nicht ausreichen.

4. Schlußbetrachtungen. Die vorangehenden Ausführungen haben Tempora als deiktische Kategorien vorgestellt. Auf der Grundlage des allgemeinen deiktischen Systems, das Schmid (1972) aufgestellt hat, wurde die jeweilige deiktische Funktion der Tempora im Englischen und Deutschen determiniert und das Resultat im Vergleich mit anderen Analysen sowie anhand von empirischen Daten überprüft. Es ergibt sich, daß theoretisch für beide Sprachen das temporaldeiktische System zweifache Anwendung findet, zum einen im retrospektiven, zum anderen im prospektiven Bereich. Die Differenz zwischen beiden wäre allerdings eine rein semantische, markiert durch die Merkmale „vorher“ bzw. „nachher“. Da diese Merkmale jedoch jeweils nur zwei Tempora, die Kategorien t_2 und $t_{5,5'}$ markieren, die übrigen entsprechenden Kategorien dagegen in beiden Bereichen jeweils identisch sind, ergibt sich für beide Sprachen eine Anzahl von acht Tempuskategorien. Die Zuordnung von Tempuskategorie und Tempusform sieht wie folgt aus:

- t_1 – Präsens_{E, D}
- t_2 – Perfekt_{E, D}; *going to*_E, Präsens_D
- t_3 – Präsens_{E, D}
- t_4 – Präsens_{E, D}
- $t_{5,5'}$ Präteritum_{E, D}; Futur I_{E, D}
- t_6 – Präsens_{E, D}

Eine informelle Interpretation der Kategorien wurde in Abschnitt zwei gegeben. Eine formale Beschreibung der einzelnen Kategorien, die eine Integration in den formalen Beschreibungsapparat einer generativen Grammatik ermöglicht, wird sicher vom jeweiligen Grammatikmodell anhängen. Meine Vorstellungen gehen dahin, daß ich mit Bierwisch (1969; 1971) eine prädikatenlogische Form sowohl als Repräsentation von einzelnen sprachlichen Ausdrücken als auch von Sätzen für den richtigen Weg halte. Als geeignetes Grammatikmodell betrachte ich die \bar{x} -Modelle der jungen Chomsky Schule. Mein vorläufiger Vorschlag für eine Symbolisierung der Tempora, der möglicherweise korrekturbedürftig ist, sieht wie folgt aus:

Präsens _{E, D}	$t_1 : t_i \equiv t_o$
Perfekt _{E, D}	$t_2 : t_i \supset t_o$ (vor) t_i, t_o
<i>going to</i> _E , Präsens _D	$t_2 : t_i \supset t_o$ (vor) t_o, t_i
Präsens _{E, D}	$t_3 : t_i \supset (t_j \supset t_o) . (\text{def}) t_i$
Präsens _{E, D}	$t_4 : t_i \supset (t_j \supset t_o) . (\text{'def}) t_i$
Präteritum _{E, D}	$t_{5,5'} : t_i \supset \supset t_o$ (vor) t_i, t_o
Futur I _{E, D}	$t_{5,5'} : t_i \supset \supset t_o$ (vor) t_o, t_i
Präsens _{E, D}	$t_6 : t_i \supset \supset (t_1 \vee t_2 \vee t_3 \vee t_4 \vee t_{5,5'})$

Wie bereits ausgeführt, haben die Tempora Plusquamperfekt und Futur II im temporaldeiktischen System keinen Platz. Als mittelbar deiktische oder abgeleitete Tempora läßt sich ihre Beschreibung jedoch aus diesem System ableiten, wenn die Bezugszeit z. B. durch das Präteritum, im Falle des Plusquamperfekt, oder durch das Futur I, im Falle des Futur II, gegeben ist:

Plusquamperfekt: (vor) $t_i, t_j . (t_j \supset \supset t_o) . (\text{vor}) t_j, t_o$
Futur II: (vor) $t_i, t_j . (t_j \supset \supset t_o) . (\text{vor}) t_o, t_j$

Die Bezugszeit, jeweils das zweite Argument in der Relation, t_j , kann aber auch anders zu setzen sein, z. B. durch die Beschreibung eines temporalen Adverbials.

Die Einzeluntersuchungen haben ergeben, daß es wichtig und notwendig ist, in der deiktischen Determination die pragmatische Komponente der Tempora zu erkennen. Die Grenzen zwischen Pragmatik und Semantik werden, wie gezeigt, immer wieder verwischt, doch kann z. B. der Unterschied zwischen Präteritum und Perfekt, *going to* bzw. Präsens und Futur I definitiv nur auf pragmatischer Ebene beschrieben werden. Die Wahl für die eine oder die andere Form ist in vielen Fällen allein von der Sprecherhaltung abhängig, d. h. sie kann nicht über semantische Kompatibilitätsregeln beschrieben werden. Allerdings zeichnet sich im Englischen, anders als im Deutschen, im Konfliktfall eine Bevorzugung der semantischen Verträglichkeit ab. Daher ist ein Satz wie *I have seen you yesterday* markiert im Sinne einer *hot news* Interpretation. Im Deutschen dagegen dominiert die pragmatische Motivation in der Tempuswahl.

Es wurde auch darauf hingewiesen, daß die Besetzung der Positionen t_1 , t_3 , t_4 und t_6 , im Deutschen zusätzlich t_2 im prospektiven Bereich, durch das Präsens eine Analyse nahelegt, die dieses Tempus als neutrale Kategorie beschreibt. Diese Möglichkeit kann jedoch erst dann ernsthaft in Erwägung gezogen werden, wenn sich die Interpretation zweifelsfrei aus dem Kontext ergibt. Dazu sind vor allem auch weitere Untersuchungen der Verben notwendig. Meine Vermutung ist allerdings, daß die pragmatische Information der einzelnen Präsenskategorien nicht aus dem Kontext ableitbar ist.

Abschließend möchte ich auf die eingangs aufgestellte Behauptung zurückkommen, daß die deiktische Analyse der Tempora sowohl deskriptive als auch explanatorische Vorteile habe. Die deskriptiven Vorteile liegen darin, daß z. B. der vom *native speaker* empfundene Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum, Präsens und Futur I, der semantisch nicht erfaßt werden kann (die semantischen Markierungen sind jeweils identisch) durch die deiktische Analyse beschrieben ist. Explanatorische Vorteile liegen darin, daß die rein deiktische Determination der Tempora analog zu der anderer deiktischer Kategorien erfolgt.

Damit werden die Daten nicht nur angemessen erfaßt, sondern die Generalisierungen führen auch zu einer Vereinfachung der Grammatik.

Angeführte Literatur

In diesem Teil der Bibliographie sind von den im Text erwähnten Referenzen nur diejenigen aufgenommen, die nicht bereits in der Bibliographie zu Teil I angeführt sind.

- Admoni, W., 1969, *Der deutsche Sprachbau*, Moskau/Leningrad.
- Anderson, J., 1972, *The Ghost of Time Past*, *Foundations of Language* 9, S. 481–491.
- 1973, *On Existence and the Perfect*, *Foundations of Language* 10, S. 333–337.
- Baumgärtner, K., Wunderlich, D., 1969, *Ansatz zu einer Semantik des deutschen Tempussystems*, *Wirkendes Wort*, Beiheft 20, S. 23–49.
- Bauer, G., 1970, *Studien zum System der Tempora in der Sprache Chaucers und Gowers*, Wiener Beiträge zur englischen Philologie S. 73.
- Behaghel, O., 1924, *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*, Bd. II, Heidelberg.
- Bierwisch, M., 1969, *Certain Problems of Semantic Representations*, *Foundations of Language* 5, S. 153–184.
- 1971, *On Classifying Semantic Features*, in D. D. Steinberg, L. A. Jakobovits (eds.) (1971) *Semantics. An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology*, Cambridge.
- Bolinger, D. L., 1947, *More on the Present Tense in English*, *Language* 23, S. 434–437.
- Braune, W., 1900, *Gotische Grammatik*, Halle.
- Brinkmann, H., 1962, *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*, Düsseldorf.
- Bryan, W. F., 1936, *The Preterite and the Perfect Tense in Present-Day English*, *Journal of English and German Philology* 35, S. 363–382.
- Bull, W. E., 1960, *Time, Tense, and the Verb. A Study in Theoretical and Applied Linguistics, with Particular Attention to Spanish*, Berkeley/Los Angeles.
- Calver, E., 1946, *The Uses of the Present Tense Forms in English*, *Language* 22, S. 317–325.
- Clifford, J. E., 1975, *Tense and Tense Logic*, The Hague-Paris.
- Curme, G. O., 1904, *A Grammar of the German Language*, New York.
- Dal, I., 1952, *Kurze deutsche Syntax*, Tübingen.
- Delbrück, B., 1919, *Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen*, Leipzig.
- Dietrich, G., 1955, *Erweiterte Form, Präteritum und Perfektum im Englischen. Eine Aspekt- und Tempusstudie*, München.
- Gelhaus, H., 1969, *Zum Tempussystem der deutschen Hochsprache*, *Wirkendes Wort*, Beiheft 20, S. 5–22.
- Glinz, H., 1952, *Die innere Form des Deutschen*, Bern.

- Guenthner, F., 1977, Remarks on the Present Perfect in English, in C. Rohrer (ed.) (1977) *On the Logical Analysis of Tense and Aspect*, Tübingen, S. 83–97.
- Hamburger, K., 1951, Zum Strukturproblem der epischen und dramatischen Dichtung, in *Deutsche Vierteljahrsschrift* 25, S. 1–26.
- 1955, Die Zeitlosigkeit der Dichtung, *Deutsche Vierteljahrsschrift* 29, S. 413–426.
- (1957, 1968). *Die Logik der Dichtung*, Stuttgart.
- Harweg, R., 1973, Ist das vergangenheitsbezogene Perfekt im Neuhochdeutschen zweideutig?, *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 40, 3, S. 257–278.
- 1975, Perfekt und Präteritum im gesprochenen Neuhochdeutschen, *Orbis* 24, S. 130–183.
- Hirtle, W. H., 1975, *Time, Aspect, and the Verb*, Quebec.
- Hauser-Suida, U., Hoppe-Beugel, G., 1972, *Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten*, München.
- Jackson, M., 1959, *Studien zum Präteritalsystem des Deutschen (mit Beispielen aus dem „Zauberberg“ von Thomas Mann)*, Diss. Münster.
- Joos, N., 1964, *The English Verb*, Madison, Wis.
- Jung, W., 1968, *Grammatik der deutschen Sprache*, Leipzig.
- Kałuza, H., 1976, The English Present Perfect and the Past Simple, *Kwartalnik Neofilologiczny* 23, S. 315–322.
- Kiparsky, P., 1968, Tense and Mood in Indo-European Syntax, *Foundations of Language* 4, S. 30–57.
- Kliewer, U., 1978, Präteritum oder Perfekt – wer hat das erfunden: *Forschendes Lernen in der Orientierungsstufe*, *Linguistik und Didaktik* 9, S. 43–53.
- Kluge, W., 1961, Perfekt und Präteritum im Neuhochdeutschen, Diss. Münster.
- 1969, Zur Diskussion um das Tempussystem, *Wirkendes Wort*, Beiheft 20, S. 59–68.
- Koschmieder, E., 1929, *Zeitbezug und Sprache. Ein Beitrag zur Aspekt- und Tempusfrage*, Leipzig–Berlin, Nachdruck Darmstadt 1974.
- Koziol, H., 1958, Zum Gebrauch des Present Perfect und des Past Tense, *Die neueren Sprachen*, Heft 1, S. 497–506.
- Latzel, S., 1974, Perfekt und Präteritum in Ein-Satz-Äußerungen der deutschen geschriebenen Sprache, in H. Gelhaus–S. Latzel (1974), *Studien zum Tempusgebrauch im Deutschen*, Mannheim, S. 173–274.
- Levin, S., 1969, Remarks on the ‘Historical’ Present and Comparable Phenomena of Syntax, *Foundations of Language* 5, S. 386–390.
- Ludwig, O., 1972, Thesen zu den Tempora im Deutschen, *ZDPh.* 91, S. 58–81.
- McCawley, J. D., 1971, Tense and Time Reference in English, in C. J. Fillmore–D. T. Langendoen (eds.) (1971) *Studies in Linguistic Semantics*, New York etc. S. 97–113.
- McCoard, R. W., 1978, *The English Perfect: Tense-Choice and Pragmatic Inference*, Amsterdam etc.

- McKay, K. L., 1974, Further Remarks on the 'Historical' Present and other Phenomena, *Foundations of Language* 11, S.247–251.
- Moore, T. E., (ed.), 1973, *Cognitive Development and the Acquisition of Language*, New York–London.
- Nehls, D., 1975, The System of Tense and Aspect in English. A Structural-Functional Approach, *International Review of Applied Linguistics* 13, S.275–290.
- Ota, A., 1963, *Tense and Aspect of Present-day American English*, Tokyo.
- Palmer, F. R., 1965, *A Linguistic Study of the English Verb*, London.
- Paul, H., 1920, *Deutsche Grammatik*, Bd. IV, Halle.
- Quirk, R. & Greenbaum S., 1973, *A University Grammar of English*, London.
- Saltveit, L., 1962, *Studien zum deutschen Futur*, Bergen–Oslo.
- Sørensen, H. S., 1964, On the Semantic Unity of the Perfect Tense. *English Studies Presented to R. W. Zandvoort*, Supplement to *English Studies* 45, S.74–83.
- Stageberg, N. C., 1965, *An Introductory English Grammar*, New York.
- Sweet, H., 1892, 1898, *A New English Grammar. Logical and Historical*, Part I, IV, Oxford.
- Thomas, W., 1974, Historisches Präsens oder Konjunktionsreduktion? Zum Problem des Tempuswechsels in der Erzählung, Wiesbaden.
- Tregidgo, P. S., 1974, English Tense Usage: Bull's-Eye View, *English Language Teaching Journal* 28, 2, S. 97–107.
- Twaddell, W. F., 1960, *The English Verb Auxiliaries*, Providence.
- Trager, L. G.–Smith, H. L., 1951, *An Outline of English Structure*, Washington.
- Vasudeva, H. N., 1971, *Tense and Aspect in English*, Diss. Ann Arbor, Mich.
- Wunderlich, H.–Reis, H., 1924, *Der deutsche Satzbau*, Stuttgart-Berlin.
- Zandvoort, R. W., 1932, On the Perfect of Experience, *English Studies* 14, S.11–20, 76–79.
- Zydatiß, W., 1978, 'Continuative' and 'Resultative' Perfects in English?, *Lingua* 44, S.339–362.

Fachbereich 4,
Sprach- und Literaturwissenschaften
der Bergischen Universität,
Gesamthochschule Wuppertal,
Postfach 100127,
D-5600 Wuppertal 1

Gisa Rauh

Grassmann's Law, Verner's Law, and Proto-Indo-European Root Structure

Introduction

Proto-Indo-European, as presently reconstructed, contains systematic puzzles which have so far resisted explanation. There is an unusual gap in the inventory of root forms; the obstruent system is not symmetrical; and theoretical objections have been raised to the complex of features which define the obstruent system.

The form of Proto-Indo-European roots is summarized as follows (Meillet 1937, p. 173):

- 'a. Il n'y a pas de racine qui commence et finisse par une occlusive sonore non aspirée ...
- b. Une racine qui commence par une occlusive sonore aspirée ne finit pas par une sourde, ou inversement ... Toutefois, une racine qui commence par *s plus consonne sourde peut finir par une sonore aspirée, ...'

That is, forms of the types **tet*, **ted*, **det*, **dhedh*, **dhed*, **dedh*, **stedh*, **stet*, **sted* occur, but not roots of the types **tedh*, **dhet*, **ded*. Meillet adds 'Ces deux faits semblent connexes entre eux.' In recent literature, the facts of PIE roots have been expressed as morpheme structure constraints, for example (Chomsky and Halle 1968)¹ including only items of the following form:

$$\begin{bmatrix} -\text{son} \\ \alpha \text{ voice} \\ \beta \text{ asp} \end{bmatrix} \quad \begin{bmatrix} +\text{voice} \\ -\text{cons} \end{bmatrix} \quad \begin{bmatrix} -\text{son} \\ \gamma \text{ voice} \\ \delta \text{ asp} \end{bmatrix}$$

where $\alpha = \delta$ or $\beta = \gamma$

¹ Chomsky and Halle remark that they have no notion of simplicity that would motivate a choice between their formulation and that of R. Stanley (1967), which excludes certain roots rather than specifying permissible ones. Their formulation permits forms containing voiceless aspirates, which did not occur in PIE. A morpheme structure condition which specifies forms half of which must be filtered out by reference to other facts of the grammar is fairly complex. Neither formulation, incidentally, accounts for clusters with *s*.

Such formulae only recast Meillet's statement, but do nothing to explain the strange pattern of gaps. The requirement that the voicing of one obstruent agree with the aspiration of the other, in either order but not reciprocally, is phonetically strange, however stated. These gaps remain without a plausible accounting in the existing literature. The first question, therefore, which I address herein is: What caused the restrictions as to voice quality in cooccurring obstruents in the PIE. root?

As generally posited (Lehmann 1955, Gamkrelidze and Ivanov, 1973), the PIE. obstruent system possibly is asymmetrical, since the instances of **b* are problematical. The inventory is usually stated as:²

p	t	k	kw
bh	dh	gh	gwh
(b)	d	g	gw

(Possibly *k'*, *gh'*, and *g'* also occur.) Of the few words containing a possible *b* Meillet (1937, p. 89) remarks:

‘Le *b* est relativement rare; il ne figure dans aucun suffixe important ni dans aucune désinence; il est secondaire dans une partie des mots où on le rencontre, ... d'autres mots sont imitifs, ... d'autres sont limités à peu de langues et ont l'air d'emprunts récents.’

Of this situation, Prokosch (1938, p. 68) states:

‘It is not known why *b* was so extremely rare in Indo-European, but it can hardly have been entirely accidental. Balto-Germanic cognates with IE *b* are fairly numerous, and Slavo-Germanic cognates almost equally so. But there are extremely few reliable etymologies of this kind that can be called ‘Indo-European’.’

While some apparent instances of **b* have been attributed to the presence of voiced laryngeals, it is unlikely that all the cases could be explained this way. Borrowing and onomatopoeia likewise are unsatisfactory ways to account for the many, if erratic, occurrences of **b* in the Indo-European languages. The second question, then, is: what caused the sporadic appearance of **b*?

² For discussions of other possible phonetic features of PIE., see the numerous works of T. V. Gamkrelidze, as well as Hopper (1973).

A serious theoretical objection to the present reconstruction of PIE. has been made by Jakobson (1962, p. 528):

'A conflict between the reconstructed state of a language and the general laws which typology discovers makes the reconstruction questionable ... To my knowledge, no language adds to the pair /t/ – /d/ a voiced aspirate /dh/ without having its voiceless counterpart /th/, ... therefore theories operating with the three phonemes /t/ – /d/ – /dh/ in Proto-Indo-European must consider the question of their phonemic essence.'

The third question, then, is: What is the most plausible phonetic content of the obstruent inventory of PIE.?

Several approaches to these questions are possible. First, one may attempt to solve the puzzles separately, as has been done in the past. Since, however, all the questions relate to voice quality, separate solutions could easily be incompatible. Further, the problem of circularity arises if the reconstruction of one part of PIE. is predicated on the reconstruction of another part. Second, attempts could be made to solve them together, but solely within the context of PIE. Such a solution could be incompatible with related data in daughter languages.

A third approach arises from the following assumptions: skewed systems result from once regular processes. These processes over time lose conditioning factors, resulting in lexicalized reflexes. The reflexes will almost certainly be different in different daughter languages. Consistent with these assumptions, relic rules in related languages which affect segments in suggestively comparable ways could well be reflexes of a single, regular process in the parent language. Accordingly, I will attempt to solve the three PIE. puzzles by reconstructing precursors to irregular rules affecting voice quality in some daughter languages. Two rules which affect voice quality are Grassmann's Law in Sanskrit and Greek and Verner's Law in Germanic. Accordingly, I will attempt to reconstruct earlier, more regular forms of these rules. I will then propose a hypothesis that relates the predecessor of VL and GL to the PIE. questions.

Grassmann's Law

Grassmann's Law deals with some apparent historical irregularities, as well as some synchronic variations, in Greek and Sanskrit. Germanic voiced stops corresponded at times to the aspirates of Greek and Sanskrit, at other times to unaspirated stops. Grassmann (1863) explained the apparent discrepancies as follows:

'If a root ends with an aspirate and begins with a consonant capable of aspiration, and if its final loses its aspiration through the operation of some other sound law, the aspiration moves to the initial. But this is true of Sanskrit only when the final of the root is a soft aspirate and when the initial is a nonpalatal media; and for Greek only when the initial is T.

... the second law we can express in general as follows: If aspirates that belong to the same root occur in two consonant groups of a word which are separated by a vowel, then one of them, usually the first, loses its aspiration. Only rarely does this happen when the aspirates belong to different roots, or to different suffixes, or one of them to a root and the other to a suffix, or when more than one vowel stands between the consonant group ...'

One of the numerous recent formulations of GL in distinctive features is that of Kiparsky (1965):

$$GL(K): [- \text{vocalic}] \rightarrow [- \text{tense}] / \quad X \begin{bmatrix} - \text{vocalic} \\ + \text{tense} \\ + \text{root} \end{bmatrix}$$

As a synchronic rule, the application of GL is severely limited. In Greek, only roots with an initial dental undergo the rule, as pointed out by Grassmann; all other once diaspirate roots had already levelled in pre-Greek times. In Sanskrit, only a dozen roots undergo the rule, and, for at least one, hypercorrection is almost certainly involved. These facts are consistent with the status of GL as a relic rule, as is the limitation of the rule's operation to the root.

In Sanskrit, the irregularities in GL, other than its limitation to roots, have to do with its order with respect to Bartholomae's

Law and the deaspiration of stops before *s*. For example, some of the forms of the root *dah* (from **dhagh*) 'burn' demonstrate irregularities of both types. In Vedic, both the forms *dakṣu* and *dhakṣu* appear. In *dakṣu*, GL has applied prior to the deaspiration (and voicing assimilation) before *s*. In *dhakṣu*, deaspiration before *s* has taken place first, so that GL does not apply. In the form *dugdhi*, from *dhuh-dhi*, GL has deaspirated the initial stop, and then Bartholomae's law has operated to make the medial cluster as a whole voiced and aspirated. On the other hand, in the form *dhugdhvam* (from *dhuh-dhvam*), Bartholomae's Law has operated, but Grassmann's Law has not. These variations result from either differences in ordering or differences in the form of the rule, depending on how BL is stated.³ As a considerable amount of both historical and dialectal variation is subsumed under the rubric of Sanskrit, such variation is the likely explanation for these variations. The apparent synchronic irregularities are not, then, particularly instructive as to what might have been an earlier form of Grassmann's Law.

The synchronic exceptions in Greek are a different matter. They result not from differences in rule ordering, but from different rules. The exceptions are the following:

1. Any root comprised of θ plus a following vowel (there are only two, θυ 'sacrifice' and θη 'place') undergoes deaspiration when followed by θη, the mark of the aorist passive:

ἐτύθην < ἐ-θύ-θην cf. θύω
ἐτέθην < ἐ-θέ-θην cf. τίθημι < θί-θη-μι

2. The imperative marker θι is deaspirated after the aorist passive marker θη:

λύθητι < λύ-θη-θι cf. τλήθι

After a root beginning with another aspirate, for example φα 'say', there is no deaspiration in either direction. The imperative is φαθί or φάθι.

³ The best formulation would seem to be a rule which follows Bartholomae's formulation, that is, a mirror-image rule, where clusters containing murmured segments became murmured as a whole.

It is obvious that GL(K) will not account for these forms. Both environments for deaspiration extend beyond the root, and one involves progressive deaspiration as well. Further, the position of accent determines whether deaspiration is progressive or regressive, a factor which, to my knowledge, has never been proposed as important to a formulation of Grassmann's Law. The form ἐτέθην, however, is derivable from a rule such as:⁴

$$GL(r) \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{cor} \end{array} \right] \rightarrow [-\text{asp}] / \text{—} \left[\begin{array}{l} +\text{syl} \\ +\text{accent} \end{array} \right] \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{asp} \end{array} \right] [+ \text{syl}]$$

while λύθητι may be derived by the following rule, taking the accented vowel as part of the environment:

$$GL(p) \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{cor} \end{array} \right] \rightarrow [-\text{asp}] / \left[\begin{array}{l} +\text{syl} \\ +\text{accent} \end{array} \right] \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{asp} \end{array} \right] [+ \text{syl}] \text{—}$$

That is to say, an accent-governed version of GL deaspirates a dental if either followed or preceded by a sequence of accented vowel–aspirate–vowel. The schema for these rules is:⁵

$$GL(G) \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{cor} \end{array} \right] \rightarrow [-\text{asp}] / \left\{ \begin{array}{l} \left[\begin{array}{l} +\text{syl} \\ +\text{accent} \end{array} \right] \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{asp} \end{array} \right] [+ \text{syl}] \text{—} \\ \text{—} \left[\begin{array}{l} +\text{syl} \\ +\text{accent} \end{array} \right] \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{asp} \end{array} \right] [+ \text{syl}] \end{array} \right\}$$

There are now two Grassmann's Law rules in Greek, one strictly regressive, and limited to roots; the other accent-governed. Only an examination of forms which have restructured can reveal which, if either, of the two rules, or what unitary prototype, reflects the older situation.

⁴ Since Greek has a three-place system, the feature coronal alone serves to separate dentals from other consonants. For simplicity, I assume that *s* is $[-\text{asp}]$. On the other hand, the alternation *h–s* may well have resulted from some part of GL.

⁵ Note that these environments are not mirror-image, as defined first by Bach (1968), later by Langacker.

Typical restructurings in Greek are those in which the first segment has been deaspirated, for example, πυθ 'learn' (Skt. *bhudh*). Consider, however, the form θυγάτηρ, cognate with Skt. *duhitar*, English *daughter*. If this originated as a diaspirate form, then it can be accounted for neither by the ordinary formulation of Grassmann's Law, nor by the accent-governed synchronic rules just proposed.⁶ The following rule would, however, produce the desired output:

$$GL(s) [-\text{son}] \rightarrow [-\text{asp}] / \begin{bmatrix} [-\text{son}] [\text{+syl}] \\ [+ \text{asp}] \end{bmatrix} \text{---} \begin{bmatrix} [\text{+syl}] \\ [+ \text{accent}] \end{bmatrix}$$

Note, now the similarity of this rule to GL(r) above: a segment deaspirates before an accented vowel if a syllable beginning with an aspirate segment either precedes or follows. I suggest that the rule deaspirating segments in unaccented syllables (GL(p)) was a later development, and therefore state the original rule as one in which a segment despirates before an accented vowel if either preceded or followed by a syllable beginning with an aspirated segment, i.e., in which GL(r) and GL(s) are combined:

$$GL(PG) [-\text{son}] \rightarrow [-\text{asp}] / \text{---} \begin{bmatrix} [\text{+syl}] \\ [+ \text{accent}] \end{bmatrix} / \begin{bmatrix} [-\text{son}] [\text{+syl}] \\ [+ \text{asp}] \end{bmatrix}$$

If, now, there are restructured forms in Sanskrit which can be accounted for by this rule, that will constitute an argument that the rule was common to the two languages, and hence necessarily very old.

The decisive example in Sanskrit would seem to be one in which dissimilation has been progressive and accent-related. And there is just such an example, pointed out by Grassmann himself, in the form of the root *bhuj* 'bow'. Grassmann attributed the phenomenon to the presence of the final palatal:

⁶ It has been proposed that in fact the second consonant is not a reflex of PIE. *gh, but of PIE. *g plus voiced laryngeal. For discussion, see Winter (1965). Other examples of the Gk. *g* : Skt. *h* correlation are Gk. ἐγώ, Skt. *aham* 'I'; Gk. μέγα, Skt. *maha* 'mighty'.

'That in Sanskrit the second aspirate, and not as is usual the first, has lost its aspiration, seems to have its basis in the fact that the palatal media is not usually aspirated, except in onomatopoeic words; for this reason the law of moving of aspiration to the initial, for example, does not take place when this is a palatal media.'

As is well known, both historically and synchronically the systematic voiced palatal aspirate is *h*, with *jh* appearing, as Grassmann notes, only in onomatopoeic words and words of non-Indo-European origin. (Of course some instances of *h* represent dialectal or conditioned variants of labials or velars, as in *grah* ~ *grahb* 'seize', or *han* ~ *ghan* 'smite'.) So far as Grassmann's Law is concerned, palatals alternate in the same manner as other segments.

Even so, the presence of the palatal in roots of the type *bhuj* is related to the fact that the initial segment retains its aspiration. In PIE. ablaut, the segment *e* presumably appeared in syllables with primary accent, *o* in syllables with secondary accent. In Sanskrit, *e o a* merged, occasioning the phonemicization of the segments earlier palatalized by a following front vowel.

Sanskrit verbs, like PIE. verbs, fall into two major groups: the athematic verbs, with varying accent; and the thematic verbs, with fixed accent, further subdivided into root accent and thematic vowel accent classes. The thematic vowel is an ablauting vowel; that is, it is (in PIE.) *e* when accented.

Now if the etymon of Skt. *bhuj*, PIE. **bhugh*, was a thematic verb with thematic vowel accent (as it is in Sanskrit), a derivation of the verb, with palatalization, followed by GL(PG) and neutralization of the thematic vowel, would be as follows:

	bhugh-é-ti
Pal:	bhujh-é-ti
GL(PG):	bhuj-é-ti
Neutralization:	bhuj-á-ti

Grassmann's Law, as I have revised it for Greek, including accent as a conditioning factor, will handle the Sanskrit derivation as well. It is therefore plausible to conclude that as an ac-

cent-governed rule, a precursor to GL was a process common to pre-Greek and pre-Sanskrit.

Verner's Law

In the Germanic Consonant Shift, PIE. voiceless stops became voiceless fricatives; voiced stops devoiced; and the aspirated stops deaspirated. A major set of exceptions to Grimm's Law, however, was that reflexes of voiced stops were sometimes voiced. Karl Verner (1875) explained this discrepancy as follows:

'IE *k, t, p* first shifted to *h, θ, f* in all environments; the voiceless fricatives thus originating, together with the voiceless fricative *s* inherited from Indo-European, then became voiced medially in voiced environments, but remained voiceless when they were the final sounds of accented syllables.'

To restate the environment in positive rather than negative terms, each of the segments in question voiced when followed by an accented vowel. Stating the formula this way leads to important consequences, as I will show below.

The question as to whether Verner's Law in fact did follow Grimm's Law historically remains open. On the one hand, reflexes of PIE. voiced stops, devoiced in Germanic, did not re-voice under Verner's Law. On the other, alternations in verb forms ascribable to Verner's Law continued after the sweeping restructuring of the Germanic consonants by Grimm's Law. (See also Prokosch, 1938, and Bennett, 1968.) I will assume that VL produced relatively less aspirated, but not voiced, allophones before the operation of Grimm's Law. Hence, these allophones would not merge with the existing voiced stops. After voiceless stops became fricatives by Grimm's Law, the less aspirated allophones then voiced. As a synchronic rule following Grimm's Law, VL may be stated as follows:

$$\text{VL} \left[\begin{array}{l} -\text{son} \\ +\text{con} \end{array} \right] \rightarrow \left[\begin{array}{l} +\text{voiced} \end{array} \right] / \left[\begin{array}{l} +\text{syl} \end{array} \right] \text{---} \left[\begin{array}{l} +\text{syl} \\ +\text{accent} \end{array} \right]$$

tain between these processes must be attributed to a highly improbable set of coincidences, or the rules had a common origin in a single process, later differentiated. I suggest that such a common ancestor, which I call the voice quality neutralization rule, did exist, and had the following form:

$$\text{VQN } [-\text{son}] \rightarrow \begin{bmatrix} -\text{mur} \\ +\text{voice} \end{bmatrix} \quad / \quad \begin{bmatrix} +\text{syl} \\ +\text{accent} \end{bmatrix}$$

The Voice Quality Neutralization Rule has been formulated based exclusively on material in attested languages. If it can now be used to account for phenomena in the parent language which have been hitherto unexplained, this will constitute independent evidence for its existence. This evidence will be presented in the following section.

The Unified Hypothesis

A rule common to Germanic, Sanskrit, and Greek need not necessarily be a Proto-Indo-European rule. There is the possibility (ignoring other evidence to the contrary) that the three languages underwent a common post-PIE. period. If the rule could be shown to have restructured roots in PIE. itself, this would be surely be compelling evidence.

To restate now the generally accepted notions about the shape of PIE. roots: murmured and voiceless obstruents do not cooccur in a root; only voiceless obstruents occur in clusters with *s*; and voiced obstruents have a limited distribution, occurring only once in a root. It is not uncommon in languages that roots are murmured as a whole, nor that obstruents in clusters with *s* must be voiceless. Let us stipulate these conditions as given. Further, segments with a limited distribution are often not phonemic. Let us stipulate, for the moment, that before the operation of VQN, no phonemic voiced stops occur. The only types of roots, then, are those of the forms *dhedh*, *tet*, *stedh*, and *stet*.

Suppose now that VQN begins to operate. The phonetic realizations of various forms will be as follows:

	Root	Suffix	Alternating	
	Accent	Accent	Accent	
/dhedh/	dedh	dhed	dedh	dhed
/tet/	det	ted	det	ted
/stedh/	stedh	sted	stedh	sted
/stet/	stet	sted	stet	sted

If, for whatever reason, voiced stops became phonemic, the forms with fixed accent will be rephonemicized with voiced stops. The forms with alternating accent, however, will retain the original form phonemically, and continue to undergo the rule as a synchronic process. At this point, the types of roots predicted are exhaustively those traditionally reconstructed for PIE. with initial and final obstruents.

The operation of the VQN Rule alone would not, of course, have caused phonemic voiced stops to appear. There were, however, various types of roots in addition to the ones cited: roots with resonants (including laryngeals), for example. Further, there were no doubt other rules interacting with the VQN Rule; while the conditioning for voicing might not, then, have been opaque, it would not have been simple. The presence of athematic forms with alternating accent alongside thematic forms with fixed accent contributed significantly to the complexity. The fact that *s*, alone or in a cluster, did not undergo the rule meant that unvoiced segments could have appeared in some instances before accented vowels; laryngeals had disappeared or were in the process of disappearing. At some point the criterion of simplicity called for phonemicization of the voiced obstruents. At this point, the well-known skewed root system of PIE. arose, and the VQN Rule continued only as a minor rule.

We turn now to the question as to the status of **b* in the Proto-Indo-European inventory. From the hypothesis that the voiced, unmurmured obstruents are derived from older phonemes, the sporadic appearance of **b* is not only plausible, but even predictable. First, if there are gaps in a system, they are far more likely to be among more recent members than among older ones. Consequently, *b d g* are the prime candidates to be absent. Second, among these candidates, those most likely to be

absent are the ones which resemble other preexisting phonemes. If voiced continuants $*w$, $*\delta$, $*\gamma$, for example, were part of the system, the new series could easily restructure to merge with them. Since PIE. is reconstructed with a $*w$, I propose that, dialectally and sporadically, $*b$ merged with this $*w$, while $*d$ and $*g$, with no comparable similar segments, everywhere remained distinct from other preexisting segments. (Suggestions that laryngeals had the form $*\delta$ or $*\gamma$ are, of course, highly speculative.)

Finally, there remains the question of the phonemic essence of the PIE. obstruent inventory. My argument has been that Pre-Proto-Indo-European had two series of obstruents. The feature which differentiated the two series could have been voicing, with murmur as a redundant feature of the voiced obstruents. Alternatively, murmur might have been distinctive, with voicing as a redundant feature of murmured segments. After the restructurings occasioned by the VQN Rule, the system was /t/ – /dh/ – /d/, an admittedly unstable system which proceeded to undergo reorganization in favor of more stable inventories in every reflex language. A question which is methodological as well as theoretical then arises: when the results of historical reconstruction are at variance with the expectations of typology, what theoretical accommodations must be made? It is certain that in science we cannot accept a method at the same time that we reject its results.⁹

I suggest that the history of Proto-Indo-European reveals that just as languages may have crazy rules (Bach and Harms, 1968), so they may have crazy phoneme inventories. Further, these crazy inventories arise in exactly the same way as the crazy rules: by a series of plausible steps leading, finally, to an implausible result. What typological studies tell us about such systems is not that they cannot exist, but that when they arise, as

⁹ Obviously, the linguists of the Nineteenth Century did not work with the formal notation now used, or the identical ideas of rule change and historical restructuring. Yet to deny that the substance of ideas of natural class, rules, and the like was present would require a deliberate misinterpretation of their arguments. The ease with which sound laws can be restated in a distinctive feature framework alone demonstrates this.

they do, they will be unstable, promoting rules which aim at res-tabilization, a process which is repeatedly exemplified by the rules which have effected the restructuring of the PIE. obstruent inventory in the descendant languages.

References

- Bach, Emmon, 1968, Two Proposals Concerning the Simplicity Metric in Phon-
ology, *Glossa* 2, p.128–149.
- Bach, Ermon, Harms, Robert T., 1969, How Do Languages Get Crazy Rules?
UCLA Conference on Historical Linguistics in the Perspective of Transfor-
mational Theory.
- Bennett, William H., 1968, The Operation and Relative Chronology of Verner's
Law, *Lg.* 44, p. 219–223.
- Buck, Carl Darling, 1933, Comparative Grammar of Greek and Latin, Chicago,
University of Chicago Press, reprint, 1937.
- Chomsky, Noam, Halle, Morris, 1968, The Sound Pattern of English, New
York, Harper and Row.
- Gamkrelidze, T., Ivanov V., 1973, Sprachtypologie und die Rekonstruktion der
gemeinindogermanischen Verschlüsse, *Phonetica* 27, p. 150–156.
- Grassmann, Hermann, 1863, Concerning the Aspirates and Their Simultaneous
Presence in the Initial and Final of Roots, in: Lehmann, 1967, p. 109–131.
- Harms, Robert T., 1966, Stress, Voice, and Length in Southern Paiute, *International
Journal of American Linguistics* 2, No. 3, p. 228–235.
- 1968, *Introduction to Phonological Theory*, Englewood Cliffs, N.J., Prentice-
Hall, Inc.
- Hopper, Paul J., 1973, Glottalized and Murmured Occlusives in Indo-European,
Glossa 7, p. 141–66.
- Jakobson, Roman, 1962, *Selected Writings*, s-Gravenhage, Mouton.
- King, Robert D., 1969, *Historical Linguistics and Generative Grammar*, Engle-
wood Cliffs, N.J., Prentice-Hall.
- Kiparsky, Paul, 1965, *Phonological Change*, unpublished doctoral dissertation,
MIT.
- Ladefoged, Peter, 1971, *Preliminaries to Linguistic Phonetics*, Chicago, The
University of Chicago Press.
- Langacker, R., 1969, Mirror Image Rules II: Lexicon and Phonology, *Lg.* 45, p.
844–862.
- Lehmann, Winfred P., 1967, *A Reader in 19th Century Historical Indo-Euro-
pean Linguistics*, Bloomington and London, Indiana U. Press.
- 1955, *Proto-Indo-European Phonology*, Austin, The University of Texas Press
and Linguistic Society of America.
- Magnusson, Walter L., 1967, Complementary Distributions Among the Root
Patterns of Proto-Indo-European, *Linguistics* 34, p. 17–25.

- Meillet, Antoine, 1937, *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes*, Alabama, University, U. of Alabama Press.
- Moulton, William G., 1954, *The Stops and Spirants of Early Germanic*, Lg. 30, p. 1–42.
- Pāṇini, Ashtādhyāyī, Śrīśa Chandra Vasu, editor and translator, Delhi, Motilal Banarsiādass 1962 (reprint).
- Polomé, Edgar, 1965, *The Laryngeal Theory So Far: A Critical Bibliographical Survey*, in: Winter, 1965, p. 9–78.
- Prokosch, Eduard, 1938, *A Comparative Germanic Grammar*, Philadelphia, Linguistic Society of America.
- Smyth, Herbert W., 1920, *Greek Grammar*, rev. Gordon M. Messing, 1956, Cambridge, Harvard University Press.
- Stanley, Richard, 1967, *Redundancy Rules in Phonology*, Lg. 14, 3, p. 187–202.
- Sturtevant, Edgar H., 1920, *The Pronunciation of Greek and Latin*, Chicago, The University of Chicago Press.
- Verner, Karl, 1875, *An Exception to the First Sound Shift*, in: Lehmann 1967, p. 132–163.
- Whitney, William Dwight, 1885, *The Roots, Verb-Forms, and Primary Derivatives of the Sanskrit Language*, New Haven, Connecticut, American Oriental Society (reprint 1945).
- 1889, *Sanskrit Grammar*, Cambridge, Harvard University Press, 10th issue, 1964.
- Winter, Werner, ed., 1965, *Evidence for Laryngeals*, The Hague, Mouton & Co.

Department of Linguistics,
The University of Texas at El Paso,
8501 Sassman Road,
Austin, Texas 78747,
U.S.A.

Patricia C. Stanley

ē/ō/a as an Ablaut Pattern in Indo-European

1. The latest attempt to resolve the etymological problem of Oscan *slaagi* +, *slagi* + (*slaagid*, *slagím*) 'boundary, border; territory, district' is Brian Joseph's (1982), according to whom "Greek *λήγω* 'leave off, cease', along with its apparent Germanic cognates, e.g. Norwegian *slōken* 'slack, loose',¹ provides the etymology for *slaagí-*" (p.113). Joseph's solution implies the standard laryngealist treatment of ablaut: */(s)leH₁g + / > *(s)lēg + ; */(s)loH₁ + / > *(s)lōg + ; */(s)lōH₁g + / > *(s)lag +.

This analysis would get the following semantic cognates in:

- (1) *(s)leH₁g + : Gk. *λήγω*;
Latv. *lēgans* 'slack, loose; quaggy';
*(s)loH₁g + :
Gmc. *(s)lōk + 'slack' (OIcel. *slókr* 'slacker, slouch', Norw. dial. *slōk* 'slacker, idler', Swed. *slōka* 'to hang down slack, droop', dial. *slōk* 'loose woman'; OIcel. *slæki* 'laggard', Swed. dial. *slöke* 'loose woman'; OIcel. *slækja* 'to make slack'; OIcel. *lókr* 'slacker, idler', *lók* 'dragging, sluggishness', *lóka* 'to slouch, hang down, droop', Swed. dial. *lōka* 'to droop, hang down slack').
Gk. *λώγη, *λώγανον 'loose skin' (λωγάνιον 'dewlap of oxen', λώγασος 'whip of ox-hide', λωγάς 'loose woman, harlot'; cf. Lat. *scortum* 'skin; harlot');
*(s)lōH₁g + :
Osc. *slaagi* + 'boundary; territory'.

Joseph buys his etymology of Osc. *slaagi* +, *slagi* + at the price of disconnecting Gk. *λήγω*, Gmc. *(s)lōk + 'slack', etc., from Gk. *λαγαρός* 'slack, loose; hollow', Gmc. *(s)lak + 'slack', etc.

¹ There is no such word as *slōken* in Norwegian (pace Pokorny, p.959); but cf. Norw. dial. *lōken* 'slack' and *slōk* 'slacker, idler'.

Certainly this would not be a good bargain. It is true that a boundary can be conceived as 'where something leaves off' (Joseph, p.113), but after Porzig's (1942, p.48–49) semantic explication, according to which the original meaning of $\lambda\gamma\omega$ was 'to slack, wilt', there subsists no doubt that those words grouped in (1) are cognates of the following set of words:

- (2) Skt. *ślakṣṇā* + (< *sl-; Hendriksen 1938, p.27f.) 'slippery, smooth, soft'; *laṅga* + 'lame';
Pers. *lang* 'lame' (pace Mayrhofer, KEWA. III p.86);
Gk. $\lambda\alpha\gamma\alpha\rho\cos$ 'slack, loose', $\lambda\alpha\gamma\alpha\sigma\sigma\alpha\iota$ 'to release', $\lambda\alpha\gamma\alpha\nu\epsilon\varsigma$ 'flanks' (cf. OIcel. *laki* below), $\lambda\alpha\gamma\omega\varsigma$ 'hare' (< *lagōwēs 'slack-eared'; Szemerényi 1967, p.84ff.); $\lambda\alpha\gamma\gamma\alpha\zeta\omega$ 'to slacken' (cf. Indo-Ir. *laṅga* + above, Lat. *langueo* below); $\lambda\alpha\gamma\nu\cos$ 'loose, lascivious';
Lat. *langueo* 'to be slack, feeble, languid; droop, wilt', *laxus* 'loose, slack';
OIr. *lacc* 'slack, feeble';
Gmc. *(s)*lak* + 'slack' (OIcel. *slakr* 'slack', Far. *slaka* 'to become slack', OE. *slaec*, *slacor* 'slack', *slacian* to become slack', OHG. *slah* 'slack', Norw. dial. *slake* 'slacker', OE. *sleccan* 'to make slack'; OIcel. *lakr* 'bad', MLG. *lak* 'slack, loose', OIcel. *laki* 'manyplies, omasum');
Toch. A *slākkär*, B *slakkare* 'unstable'.

The root underlying group (2) must be *(s)*lag* +.² Joseph comes up with *(s)*lag* + but considers it an entirely distinct root, thereby divorcing a sizable set of words which are with eminent semantic reasons subsumed under a single entry. However Osc. *slaagi* +, *slagi* + is interpreted (see below), one thing is clear: *(s)*lag* + must be an ablaut variant of the root *(s)*lēg* + / (s)*lōg* +.

² Neither *(s)*lēg* + nor *(s)*lēg* + can be reconstructed from set (2). Traditional reconstructions with the "shwa indogermanicum" (ə) are likely to be unfounded (Burrow 1949; 1979), and in any case the OIA. reflex is supposed to be **ślikṣṇā + and **liṅga +. The laryngealistic interpretation would result in *slāg* +; given the structure /s₁Hg/, it is the *l* which becomes syllabic, i.e. /s₁Hg +/ (Joseph, p.114).

2.1 Burrow (1979) argues forcibly for the claim that the reduced grade of long-vowel bases is not *ə (which is rejected) but *a*. Now, the root variants *(*s*)*lēg* + / *(*s*)*lōg* + / *(*s*)*lag* + point to an IE. ablaut type *ē/ō/a* (cf. Burrow 1968, p. 251; 1979, p. 14, 15, 32). It is not difficult to find more evidence for such an ablaut type:

(3) **yē* + / **yō* + / **ya* + (also with *k*-extension):

Gk. ἵημι (< **yi* + *yē* + *mi*) 'to throw, send', pf. ἤκ + *α* = Lat. *iēc* + *ī*/έωμαι (< **ye* + *yō* + *mai*), έωκ + *α* (Chantraine, DELG. p. 458)/Lat. *iacio* 'throw'.

**yēg* + / **yōg* + / **yag* + :

Gk. ἥβη 'youthful power, youth'; Lith. *jēgà* 'power, strength'/Russ. dial. *jáglyj* 'eager, vehement' (Vasmer IV p. 544)/Gk. ἀβρός 'being in the flower of youth; luxuriating' (Verdenius 1962);³ perhaps Skt. *pra* + *yaks* + 'to strive for, force one's way; quicken', *yaksya* + 'agile, quick', *yakṣin* + 'eager, quick'.

**yēr* + / **yōr* + / **yar* + :

Goth. *jēr* 'year'/Gk. ὥρα 'saison'; OCS. *jara* 'spring'/PCelt. **yarā* 'hen' (as an annual animal, cf. Bulg. *járka* 'young hen'; Pokorny, IEW. p. 297)

**mē* + / **mō* + / **ma* + (with various extensions):

Gk. μῆτραι 'register of house-property', μῆτις 'wisdom, skill'; Lat. *mētior*; Goth. *mēl* 'time'; OCS. *měra* 'measure'/Lat. *mōs* 'habit'/Pali *ana* + *mat* + *agga* 'of which the end is not measured' (Burrow 1979, p. 42f.); Oss. *mært* 'measure (of grain)' (< OIran. **maθra*), Burrow, ibid.; Alb. *matë* 'measure' (< **matyā*).

*(*s*)*mēl* + / *(*s*)*mōl* + / *(*s*)*mal* + :

Gk. μῆλον 'small cattle'/OCS. *malǔ* + 'small'/Goth. *smals* 'small'.

*(*s*)*nē* + / *(*s*)*nō* + / (*s*)*na* + :

Skt. *snāyu* + 'sinew'; Gk. ξννη 'nebat' (< *é + *snē*)/OIr. *snāth(e)* 'thread'/Skt. *snasa* + (lex.) 'tendon, muscle' (Burrow 1979, p. 46).

³ Beekes (1969, p. 183): "The connection of ἀβρός with ἥβη is semantically possible but formally difficult"; according to Leroy (1972, p. 107), this connection is "très vraisemblable".

gnē* + /gnō* + /**gna* + :

Olcel. *knār* 'able, strong'/Lat. (*g*)*nōsco* 'know, recognize'/MWelsh *yngnad* 'judge' (< **en* + *gna* + *to* + *s*); Lat. *cognitus* 'known' (< **ko* + *gna* + *tos*); Skt. (AV., TS.) *jñā* + *páyati* 'inform', continued in Pali and Prakrit (Burrow 1979, p.48).

rēdh* + /rōdh* + /**radh* + :

OHG. *rātan* 'advise'/Lith. *rōdyti* 'show', *rodjan* 'to speak'/Lith. *rāsti* 'find' (Weber 1965, p.8).

rēd* + /rōd* + /**rad* + :

OHG. *rāzi* 'biting (of taste)' (Pokorny, IEW. p.854)/Lat. *rōdo* 'gnaw, bite'/Skt. *rādati* 'gnaw, scrape, bite, dig' (Burrow 1979, p.59).

wrēg* + /wrōg* + /**wrag* + :

Gk. ὀγγυνμι 'break' (etc.)/Gk. ἔρωγε 'has broken'; Lith. *rūožas* 'shred, crack'/Gk. ὀαγή 'crevice, split', etc. (Chantrelle, DELG. p.972); Alb. *rrah* 'hit' (cf. Pokorny, IEW. p. 1182).

2.2 The ablaut pattern *ē/ō/a* was obviously the regular outcome of the earlier "normal" ablaut pattern *eH₁/oH₁/H₁* in the environment "[+ obstruent]_C" (cf. Cowgill 1965, p. 150); e.g.:

(4) **dhē* + /**dhō* + /**dha* + (with *k*-extension):

Gk. τίθημι 'put'; Lith. *démi* 'id.'; Lat. *fēci*/OHG. *tuon* 'do'/Skt. *dhána* + 'prize (set up to be contended for)' > 'wealth'; Av. *daθra* 'Festsetzung' (Burrow 1979, p. 32–34).

ghē* + /ghō* + /**gha* + :

Gk. κιχῆναι 'to find'; χῆρος 'widowed, bereft'; Lat. *hērēs* 'heir'/Gk. χωρίς 'separately; without'/Gk. χατέω 'crave', χατίζω 'lack' (Beekes 1969, p. 182–183).

kēp* + /kōp* + /**kap* + :

Lat. *cēpī* 'I have taken'/Gk. κώπη 'handle (of an oar, sword, etc.)' = Skt. *kāpā* 'bundle, baggage'/Lat. *capulus* 'handle (of a sword, etc.)'; Skt. *kapaṭī* 'two handful' (Burrow 1979, p. 54f.).

sp(h)ē* + /sp(h)ō* + /**sp(h)a* + (with various extensions):

Gk. σφήν 'wedge'/OE. *spōn* 'spoon'/Skt. *sphāṭa* + 'serpent's hood' (< **sphata* +); *phāṭa* + 'serpent's hood';

Gk. *σπάθη* 'broad blade (of sword, etc.)'; OE. *spada* 'spade'; Lat. *spatula* 'shoulder (of pork); spatula' (Burrow 1979, p.45).

That a laryngeal was originally involved seems to be structurally evidenced by the parallel ablaut pattern *ā/ō/a* (5 a–b) that can be traced to *eH₂/oH₂/H₂* in the environment “[+ obstr.]_C” (cf. 5 a):

(5) a. **pā* + /**pō* + /**pa* + :

Lat. *pāsco* 'feed, pasture'/Goth. *fōdjan* 'nourish'/Gk. *πατέομαι* 'feed'; Skt. *patīya* + 'feed, nourish' (< *pa* + *ti* +) (Burrow 1979, p.44).

ptā* + /ptō* + /**pta* + :

Gk. *πτήσσω* (< **ptāk* + *yo*)/Gk. *πτώξ* 'hare'/Gk. *πτάκα* 'hare (acc.sg.)' (Beekes 1969, p. 246).

b. **plāg* + /**plōg* + /**plag* + (**plāk* + /**plōk* + /**plak* +):⁴

Gk. *πλήσσω* 'strike' (< **plākyō*); Lat. *plāga* 'strike'/Goth. *faiflōkun* 'ἐκόπτοντο'/Gk. +*επλάγην* (aor.), τὰ πλάγια 'flanks'; Skt. *plakṣnoti* 'strikes', Lith. *plākti* 'to strike' (Burrow 1968, p. 250–51; 1979, p.14, 15).

wāt* + /wōt* + /**wat* + :

Lat. *vātēs* 'seer, soothsayer, prophet; poet'/Goth. *wōds* 'possessed'/Skt. (Ved.) *vātati* (Burrow 1979, p. 57 f.).

3. Given the laryngealist interpretation, the generalization of the ablaut pattern *ē/ō/a* means that the older pattern *ē/ō/ā* (which was the phonetic outcome of *eH₁/oH₁/H₁* in the environment “[+ resonant]_C”) was diffusionaly supplanted by *ē/ō/a* in all environments. If Joseph is right, Osc. *slaagi* + must reflect a period earlier to those words grouped in (2) above. In this case, the zero-grade variant *slaagi* + would be comparable with Lat. *gnārus* 'knowing, aware', (g)*nāvus* 'active, busy' (< **gñH₁* +; whereas *agnitus*, *cognitus* reflect **gna* +) and *rādo* 'to scrape, scratch, shave, smooth, rub' (< **rH₁* +; whereas *rōdo* < **roH₁* +).

⁴ The alternation between root-final voiced and voiceless stops was probably originally conditioned by phonological environment (cf. Stang 1967).

The above is a feasible tack to reconcile Joseph's etymology of *slaagi* + with the necessity of connecting the IE. root *(s)*lag* + with *(s)*lēg* + /*(s)*lōg* +. The polysemy 'boundary; territory' in *slaagi* + Joseph explains shrewdly by referring to the same polysemy in Latin *fīnis*. It would have been heuristically rewarding to dwell on the etymological morphology of *fīnis*, which is commonly related to the verb *figere* 'to fix in, drive in, nail, insert'. Accordingly, *fīnis* (< **figs* + *nis*) originally denoted a fixed boundary pole (Wiedemann 1904, p. 77; WH. I p. 503). In view of this, an etymological proposal by Vittore Pisani deserves attention. Pisani compares *slagi* + with German *Schlag* (= *Schlagbaum*) 'sbarra al confine del territorio cittadino' (cf. OIcel. *slá* 'Schlagbaum'). He further points out that "la parola tedesca viene intesa come tutt'uno con *Schlag* 'colpo' ecc. di *schlagen*, e in tal caso l'aated. *slahan*, gt. *slahan*, accenna a un ie. **slak-* accanto a cui l'o. *slag-* rappresenterebbe una variante con media" (Pisani 1953, p. 67; cf. 1959, p. 173). This proposal is very attractive semantically, but formally it seems to presuppose that Oscan *slaagi* +, *slagi* + is phonologically /*slag* +/. I agree with Joseph, however, that it is necessary to posit /*slāgi* +/ as the phonological form.

References

- Beekes, R. S. P., 1969, The development of the Proto-Indo-European laryngeals in Greek. The Hague-Paris, Mouton.
- Burrow, T., 1949, 'Shwa' in Sanskrit, TPS, p. 22–61.
- 1968, Sanskrit *plakṣnoti*. *Pratidānam*. Indian, Iranian and Indo-European studies presented to F. B. J. Kuiper (ed. by J. C. Heesterman et al.), p. 247–252, The Hague-Paris, Mouton.
- 1979, The problem of shwa in Sanskrit, Oxford, Clarendon Press.
- Chantraine, DELG. = Chantraine, P., 1980, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, Paris, Klincksieck.
- Cowgill, W., 1965, Evidence for Greek. Evidence for laryngeals (ed. by W. Winter), p. 142–180, The Hague-Paris, Mouton.
- Hendriksen, H., 1938, *Etymologien*, IF. 56, p. 21–28.
- Joseph, B. D., 1982, Oscan *slaagí-*, *Glotta* 60, p. 112–15.
- Leroy, M., 1972, Sur le double traitement de **y*- initial en grec. *Mélanges de linguistique et de philologie grecques*, offerts à Pierre Chantraine, p. 105–117, Paris, Klincksieck.

- Mayrhofer, KEWA. = Mayrhofer, M., 1953–76, *Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen*, I–IV, Heidelberg, Winter.
- Pisani, V., 1953, *Le lingue dell'Italia antica oltre il latino* (Manuale storico della lingua latina, IV), Torino, Rosenberg & Sellier.
- 1959, *Saggi di linguistica storica*, Torino, Rosenberg & Sellier.
- Pokorny, IEW. = Pokorny, J., 1959, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Bern-München, Francke.
- Porzig, W., 1942, *Die Namen für Sachinhalte im Griechischen und im Indogermanischen*, Berlin, de Gruyter.
- Stang, C. S., 1967, *L'alternance des consonnes sourdes et sonores en indo-européen*, To Honor Roman Jakobson III, p. 1890–94, The Hague-Paris, Mouton.
- Szemerényi, O., 1967, *The history of Attic oūç and some of its compounds*, SMEA. 3, p. 47–88.
- Vasmer [Fasmer], M., 1964–73, *Etimologičeskij slovar' russkogo jazyka*, I–IV, Moskva, Progress.
- Verdenius, W. J., 1962, ΑΒΡΟΣ. *Mnemosyne* IV: 15, p. 392–3.
- Weber, D., 1965, *Einige Verba mit langvokalischer Wurzel im Indogermanischen*, AION-L 6, p. 5–14.
- WH. = Walde, A.-Hofmann, J. B., 1930–54, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*, I–II, Heidelberg, Winter.
- Wiedemann, O., 1904, *Etymologien*, BB. 28, p. 1–83.

University of Helsinki,
Department of General
Linguistics,
Hallituskatu 11–13,
SF-00100 Helsinki 10

Martti Nyman

Eine laryngalistische Bemerkung

E. D. Francis, Glotta 52 (1974) S. 29, Anm. 49, führt bekanntlich gr. ἐβίω auf einen Aorist auf -ē- zurück, dessen urspr. Stamm als (schwundstufiges) *gʷiH₃- + Suffix -eH₁- anzusetzen wäre: aus *gʷiH₃eH₁- wäre zunächst *gʷiH₃oH₁- (mit Färbung des *e* zu *o* durch den Einfluß des vorhergehenden 'Laryngals')¹, später (vorkons.) *gʷiō- entstanden. Diese scharfsinnige Erklärung läßt sich durch die folgende Argumentation widerlegen. Eine Wurzel wie *demH₂- 'bändigen' (gr. δαμάζω) bildet einen Aorist auf -ē- im Griechischen, dessen Vorform in entsprechender Weise als (schwundstufiges) *dṁH₂- + Suffix eH₁- zu rekonstruieren wäre. Daraus hätte im Griechischen *damā- < *dṁH₂aH₁- entstehen müssen (mit der nach Francis zu erwartenden Färbung des *e* zu *a* durch den Einfluß des vorhergehenden *H₂). Die bezeugte Form ist aber *dam-ē-* mit urgriech. -ē-². Der Typus *dam-ē-* wird daher erst nach dem Synkretismus aller 'Laryngale' ungleicher Farbe in *H* entstanden sein³: *dam-ē-*

¹ A. Bammesberger, IF.88 (1983) S. 227, Anm. 2, behauptet, daß die Identifizierung von *H in der in Frage stehenden Wurzel sich nur auf das griechische Material stütze. Da kann man anderer Meinung sein: in der REArm. N. S. 15 (1981) S. 19 f., habe ich zu zeigen versucht, daß arm. *keam* (mit dem Aorist *kec'i*) 'leben' dem griech. βίω genau entspricht. Die Vollstufe II von *gʷeyH₃- läßt sich als *gʷiexʷ- ~ *gʷyexʷ- (gemäß dem Sieversschen Gesetz) ansetzen: für die Ansicht, wonach der *o*-färbende 'Laryngal' *H₃ phonetisch ein labialisierter Frikativ gewesen sein kann, s. Einführung in die Laryngaltheorie S. 100. Stimmt man dieser Ansicht zu, kann in *gʷiexʷ- eine frühe Dissimilation angenommen werden, etwa *gʷiexʷ- > *gʷiex-, woraus später *gʷiā- das dem arm. *keam* zugrunde liegt. (*x = *H₂, einem *a*-färbenden 'Laryngal', s. Einführung S. 100). Für dissimilierte Formen dieses Typus s. besonders Martinet, Économie des changements phonétiques S. 229, vgl. Verf., Remarques sur la flexion des verbes du type de *tehhi*, Hethitisch und Indogermanisch, 1979, S. 156 f., Anm. 30, The triple representation of Schwa in Greek S. 24 f.

² S. dazu Schwyzer, Griech. Gramm. I S. 758.

³ S. dazu Verf., The triple representation of Schwa S. 68 ff.

beruht auf (schwundstufigem) **d_mH-* + Suffix *ēH-*⁴. Ein entsprechender Aorist zu **g^wey-H₃-* 'leben' wäre demnach als (schwundstufiges) **g^wiH-* + Suffix *-eH-* anzusetzen (> gr. **βιη-*).

Die traditionelle Erklärung von *ἐβίω* sollte m. E. nicht aufgegeben werden⁵. Zur Verallgemeinerung der Sieversschen Alternante *g^wieH₃-* in einem Wurzelaorist des Typus (Sg.) **g^wyeH₃-* ~ **g^wieH₃-*, (Pl.) **g^wiH₃-* wird das *i* des schwachstufigen Stammes beigetragen haben: **g^wiéH₃-t* : **g^wiH₃-mé* entspricht strukturell dem Typus **g^whiōm* : **g^whim-ós*, **g^whim-éi* (gr. *χιών*, arm. *jiwn*)⁶. Für augmentiertes **e-g^wiō-m* (*ἐβίων*) haben **e-piom* <

⁴ Für die Herkunft des *-ē-* s. Kurylowicz, Apophonie S.131, Anm.35: „Sans doute les *-ā-*, *-ē-* des prétérits balto-slaves, le *-η-* de l'aoriste passif grec, le *-ā-* de l'imparfait latin (*er-ā-*, *-bā-*) remontent-ils en dernière ligne aux voyelles longues de la forme II des racines *sēt*. Entre les types *ἐβλην* (forme II) et *ἐδάμην* (suffixe *η*) s'insère la formation intermédiaire *ἐλίπην*. Comparé avec *βάλλω*, *ἐβαλον* l'aoriste *ἐβλην* offre le suffixe *η*, qui fait carrière en formant des aoristes intransitifs du type *ἐλίπην*. Sur le modèle des racines lourdes (**leik*) les racines *sēt* l'adoptent aussi. Une forme comme *ἐδάμην*, régulière au point de vue phonétique, se justifie par la proportion **leik* : **lik-ē* = **dēmə-ē* (= *δαμ-η*). Il ne faut pas confondre le *η* suffixal de *δαμ-η* avec le *η* faisant partie de la forme radicale II (*βλη*). Après la chute des *ə* intervocaliques la voyelle longue de la forme II, cessant d'être sentie comme partie intégrante de la racine, est appréciée comme un élément suffixal détachable.“

⁵ A. Bammesberger, IF.88, S.230, meint, gr. *βιω-* sei das Produkt einer Kontamination eines Pl. **βī-* mit einer Singularform **ζω-* < **g^wyeH-*: „Bei den ererbten Wurzelaoristen **gnō-* oder **stā-* wurde im Griechischen die starke Alternante im Paradigma durchgeführt. Historisch kann man den Vorgang so deuten, daß etwa bei **gnō-* die Pluralalternante **gnə-* den Vokal *-ō-* aus dem Singular bezog, wobei **gnə-ō-* lautgesetzlich mit Schwund von *-ə-* vor Vokal zu **gnō-* führen mußte. Wenn in entsprechender Weise die Pluralalternante *βī-* mit der Singularform **ζω-* kontaminiert wurde, so ergab sich *βī-ω-* > *βιω-*, also genau die Form, die tatsächlich bezeugt ist.“ Historisch kommt ein Ansatz eines **gnə-ō-* (also mit *Schwa primum*) < **gnō-* mit lautgesetzlichem Schwund von *-ə-* nicht in Frage: dafür gibt es einfach keine Evidenz. Die grundsprachliche Schwachstufe zu **g^wneH-* ist als **g^wηH-* anzusetzen. Als analogische (vorkons.) Schwachstufe zur Vollstufe **gnō-* wäre im Griechischen **gnō-* zu erwarten (vgl. *δω-:* *δό.τός*). Auch verstehe ich nicht, wie (Sg.) **stā-*, **gnō-* : (Pl.) *stā-*, **gnō-* als Muster für eine analogische Umbildung eines Pl. **bī-* hätte dienen können.

⁶ Vgl. Kurylowicz, Apophonie S.172f., Idg. Gramm. II S.217, Anm.14.

64 Fredrik Otto Lindeman, Eine laryngalistische Bemerkung

**e-pi(H₃)om* (ε-πιον, πίον) und ähnliche Formen, in denen ein intervokalischer 'Laryngal' weggefallen ist, das Muster abgegeben⁷.

Abbedikollen 13,
N-Oslo

Fredrik Otto Lindeman

⁷ Vgl. NTS. 22 (1968) S. 108 f.

Indo-European **H_aent*- 'kindle'

Frisk, GEW.1, p. 110 has expressed doubt on the background of ἄνθραξ ἄνθρακες 'ember(s)'. I propose that we have here a formation comparable to that of ἀστράγαλος ~ ἀστακός, as I have argued in Ricerche linguistiche 6 (1974) p. 231 ff. Therefore in this line of reasoning we reconstruct **H_aéntH-r-k*, re-formed from an older **H_aént-H/n-*. Thus we have an ancient heteroclite levelled on the -r state of the stem.

This gives us the possibility of explaining Armenian *ant'et*, which Frisk also mentions with doubt (and which he writes with *l*). Then *ant'et* would bear the relation to ἄνθρα- of *astł* 'star' to ἀστήρ, and of *asetn* 'needle' to ἀκο- (on which see Annual of Armenian Linguistics 3, 1982, p. 53–54); in turn, ἀκο- is to ἀκ(ωκ)ή as ἄλκαρ is to ἄλκη (*r ~ *H_a*).

From this we recover one more important Helleno-Armenian correspondence: **H_aéntH-r-* ~ *-l-*.

It now seems possible that this base is also reflected in Celtic and Germanic. I have reconstructed (Studia celtica 12/13, 1977/8, p. 1–2) Welsh *ennyn*, *ennynnu* 'kindle' as **and(e)+ent-*, and I have suggested there a relationship to the etymon of ON. *tundr* etc. In both of these branches a fresh set of ablaut relations would have been generated to a revised base **ent-*.

University of Chicago,
Chicago/Illinois, U.S.A.

Eric P. Hamp

Indo-European ***bheHi-**, Latin **foedus**, and Balto-Slavic

1. William R. Schmalstieg has proposed (Lituanus 29, 3, 1983, p. 60-5) that the root 'to fear' (**bhoy-* in his representation), which we find notably reflected in Indic, Baltic and Slavic, is at bottom the same as the root 'to be' (**bhū-*), with the addition of an element *-y. His argument rests on two perceptive observations: the syntactic correspondence whereby the verb 'to fear' must be reconstructed as marked to take an ablative complement, and the human universal that characterizes fear as avoidance behavior, hence 'be away from'. But there are some issues of form and meaning that are left unexplicated by this argument.

Schmalstieg will have (p. 60) the root 'be' as **bhe/o-* in its earliest form (e.g. in Indic *vṛṣa-bhā-* 'bull'). But that assumption is unnecessary for the formations in question, since, as it has been suggested long ago, they may readily be regarded as thematizations *-*bhu(H)-o-* → -*bhuo-* → -*bho-*, with regular deletion of **u* after a labial.

Now it is true that the IE. base **bheuH-* 'become' appears to occur with an extension *-*iH-* [-i], i.e. **bh(u)i-*, as has been recognized e.g. for Latin, Celtic, Germanic, Balto-Slavic, and Iranian. However, this paradigmatic -i- has only a modal or aspectual value, or else reflects a well known manifestation of a -*io-* present. Thus we do not have here a freely added lexical extension.

There is of course no phonological objection to the reconstruction of a root **bheueHi-* 'fear' to cover the observed correspondences (IEW. p. 161-2) **bhōi-*, *bhəi-*, *bhī-*. But if we are to attach this base to the root **bheuH-*, quite apart from the problems of the status of a set element within a complex, we must recognize an element *-*Hi-* with a special syntactic property marked [+ ablative], and associate with it the semantics of 'fear'. Moreover, we must incorporate into the grammar a provi-

sion for the concatenation of postbases with such syntactic and lexical properties. This is an expensive solution.

I submit that it is simpler and more amenable to the grammar if we proliferate the lexical inventory by one additional base **bheHi⁻* [+ ablative] 'be afraid'. As a matter of fact, Indo-Iranian and Balto-Slavic yield us only **bhī-* and **bhəi-*, hence **bh(e)Hi⁻*. It should be noted that with the alternate solution with an element **-Hi⁻* it has been necessary equally to proliferate the inventory of morphological elements and to assign a semantic specification. Now such a solution with postbases or suffixes is justified if a set of stems can be related and rationalized by so doing. Thus we do well to extract an IE. factitive suffix **-éie/o-* which could be added to a verb base (with the vocalism *o*), whereby many factitive stems can be related to matching verbal simplexes by virtue of a constant increment with a stable value (syntactic or semantic). Likewise in Algonquian paired verbal stems are found in great numbers for animate and inanimate arguments such that final elements are fruitfully segmented and assigned the values 'animate' and 'inanimate'.

In such instances as the last two we gain great explanatory power because the incremental element applies to a multiple of forms showing a constant semantic difference. In the case of **bh(e)u-eHi⁻*, however, the ablative increment of fearing seems to apply to no other known root. When an entire grammatical process is necessary in order to segment but one instance of a putative morpheme with a specified meaning it is clearly preferable to re-join the complex, attribute the meaning to the whole, and add the result to the appropriate class of the lexicon. In short, we do best not to isolate an affix which will unite with but a single context.

Therefore, if we leave **bhueHi⁻* unsegmented we now lose any motivation for the **u*, which never surfaces phonologically. Thus the base is **bheHi⁻* [+ ablative] 'be afraid', with the vocalism and laryngeal left somewhat schematic.

2. We may now turn fruitfully to Latin *foedus* 'repugnant, ugly, frightful, horrible, obscene'. This is usually reconstructed as **bhoidho-s*, which requires the recognition of a root shape **bheidh-* or else **bhōi-dh-*. The latter, again, gives rise to ana-

lytic complexities different from, but parallel to, those that we have just discussed. Other suggested solutions are even more problematic. I propose that all this complication is unnecessary, while not retreating to Ernout-Meillet's despairing "aucun rapprochement net."

If we begin with **bheHi⁻* 'be afraid' we may form a factitive **bhoHi-éie/o-* 'frighten'. This would yield Latin **foiejō* > **foeō*, ultimately a second conjugation verb. The verbal adjective 'frightening, frightful' would be **bhoHi-edo-¹* > **bhōjedo-* > *foedus*.

3. Having found a natural accounting for the Latin adjective, we may turn with greater insight to the Balto-Slavic forms. It is simplest to relate Lith. *báimé* = Latv. *baîme* 'Furcht' directly to Lith. *bijóti(s)* = OPruss. *biātwei* (< **bhiH-ā-*) ultimately as **bhoHi-mo-*. Lith. *báilé* = Latv. *baîle* 'Furcht, Angst' and *bailùs* = *baîls* 'furchtsam' are revocalized by derivation from a participle in **-lo-*, perhaps **bhiH-lo-*.

The balance of the formations which concern us must be discussed together: Lith. *baîdas* 'Schreckgespenst', Latv. *baîda* 'Befürchtung'; Lith. *baîsas* 'Schreckgespenst' = Latv. *baiss* 'Furcht, Schrecken', Lith. *baisà* 'Schrecken', *baisùs* = Latv. *baîss* 'schrecklich', Lith. *báisioti* 'beschmutzen, erschrecken'. These are all listed s.v. Lith. *baidýti* 'schrecken' = Latv. *baîdît* 'ängstigen' (Lit. EW. p.29). We must first justify the accentuation. Note that Latv. *baîd-* and Lith. *báisioti* point to an old acute. I assume that Lith. *baîd-* got its accentuation by contamination from *baîs-*, where an original circumflex was normal before *s* because the old **d* had been assimilated to the following *s*. That the accentuation of Lith. *baîsas* is old is pointed out by Ślawski,² who remarks the correspondence with SCr. *bêš*,

¹ For my analysis of this formation see "On participial **-do-* and verbs and adjectives and colours", in G. Brettschneider and Chr. Lehmann eds., *Wege zur Universalienforschung: Sprachwissenschaftl. Beitr. zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler*, Tübingen 1980, p. 268–73. Fraenkel, *Litauisches etymologisches Wörterbuch* (Lit. EW.) p.29 and p.43 approaches the correct analysis when he writes (p.29) **fo(i)ē-dos* 'furchtbar' and (p.43) "lat. *foedus* 'grauenhaft' and **bhoj-ēdōs*, s.s.v. *baidýti*", but he clearly did not understand the formation nor take it to heart for the Baltic reflexes.

² *Śłownik prasłowiański I* (1974) p.244, s.v. *bêš*.

bijes, Slovene *bēs* < *bēsъ. Therefore I posit for Balto-Slavic *bāid- < *bāid-, but *baīs- < *bais-.

This means that the Balto-Slavic *baisas < *bait-sa- is tolerably old, though, as we shall presently see, this *s*-suffix must be an innovation.

Fraenkel speaks (Lit. EW. p.29) of a base *baid- + formant -s-, and Ślawski, loc. cit., writes *bhoid-so-, yet for Lat. *foedus* he has *bhoidhos. Now if we wish to relate *baisas < *bait-sa- to our base *bheHi-, we must assume for a starting vocalism *b(h)aít-so-. That is to say, we have a vocalization agreeing with *bojati sę*. It is then clear that *bāid- must reflect *b(h)aíd- by Winter's lengthening, and this must go back to *bhāid- if we are to relate it to *bhāit-so-.

It is now obvious that we have no base *baid- here. We have instead as a point of origin a Balto-Slavic participle/adjective *bhāi-do- > *bhai-da- productively formed as in the case of Lat. *foedus*, but directly on the zero-grade base *bhāi- < *bhHi- seen in Slav. *bojati sę*. Then *bhāida- 'afraid, fearful', with the same ambiguity of transitivity or diathesis as is seen in Eng. *fearful*, was taken as a root form and segmented *bhāid-a-, thus becoming available for suffixation *bhāid-sa- → *bhai(t)-sa-* > *baisa- > *baīsa-.

All relevant formations are seen to be derived regularly from the base *bheHi-.

University of Chicago,
Chicago/Illinois, U.S.A.

Eric P. Hamp

Notes on Indo-European Dialects

1. IE. **ad-*

The base **ad* 'to' (IEW. p.3) is attested for Italic, Celtic, Germanic, and Phrygian. To these I have added (Živa Antika 31, 1981, p.83–4) Prehellenic. This is a distinctly Western IE. distribution, and accords well with that (i.e. Italic, Celtic, perhaps Germanic) of **ad-* 'fitting, goal'; see also JIES. 1 (1973) p. 318–23.

The etymon of Indo-Iranian *ā* 'to', on the evidence of Western IE,¹ must be taken back to early IE. Therefore **ad* 'to' must be a Western IE. innovation.

It is reasonable then to derive **ad* 'to' as a special syntactic use from **ad-* 'conformity, goal'. Then **ad* would be an ancient fossilized locative **H_aed*, while OE. ON. *til* would be **H_ad-el-* or else **H_ad-i-l-* from inflexions with a high desinential vowel.

2. IEW. **bhili-, bhilo-*

It should be noted that if my arguments of BSL. 77 (1982) p. 251–62, on φίλος are accepted Pokorný's entry p. 153–54 shrinks to a single weak Celtic-Germanic claimed comparison. Moreover, such an etymon would involve a complex form comprising more than just a base. This is scarcely likely to be a genuine IE. lexeme, and is only provisionally to be allowed as a possible Western IE. lexical entry.

3. 'drive' in the IE. dialects

The generic base for 'drive' in the parent IE. language, excluding Anatolian, was undoubtedly **ag-* (IEW. p.4), i.e. **H_aeg-*, a defective presential. We are not concerned here with

¹ See the Hoenigswald Festschrift now in press, pace IEW. p.280.

its semantics which impinge on 'go' or 'carry on, manage, observe, concern'.

The chronologically early non-European dialects are unanimous in their testimony: Indo-Iranian shows Indic *ájati* and Avestan *azaiti*; Helleno-Armenian gives us Arm. *acem* and Greek *ἄγω*.

The Western IE. dialects also give us solid evidence. From Germanic we may cite ON. *aka*. Latin yields *agō*, while elsewhere in Italic we find Osc. *acum* 'agere' and Umbr. *aitu* 'agito'. The clearest Celtic evidence comes from Old Irish, where the verb *ad·aig* is diagnostic; Mediaeval Welsh *a(a)* 'goes' has shifted its semantics, and *eyt* < *agit* < **agī-* its stem class as well. Tocharian A and B *āk-* completes the Western IE. evidence. Unfortunately we have no testimony from Phrygian or Prehellenic.

Against this background the Balto-Slavic-Albanian evidence is noteworthy. Here the IE. base **ág-* has been replaced by the reflex of **gʷʰen-* (IEW. p. 492–93), originally meaning 'smite, kill' and the like. So we find Lith. *genù, giñti* (OPruss. *guntwei*) = Slavic *ženq, gynati* < **gʷʰen-e/o- gʷʰhṇ-*, and the matching derivative *ganýti* = *goniti*. In this context it is clear that Albanian *përzâ* (Geg.) *përzë* (Tosk.) 'chase' is to be reconstructed as a thematic present **per-* (or, less likely, **pro-*) + **gʷʰen-e/o-*.² That is, Alb. *përzë* is in origin a lexicalized perfective compound of Lith. *genù* = Slavic *ženq*, structurally equivalent to Serbo-Croatian *odagnati* and *progoniti*, which gloss it.

University of Chicago,
Chicago/Illinois, U.S.A.

Eric P. Hamp

² I elaborate elsewhere on this class of verb in Albanian.

PIE. **lokso*- '(anadromous) brown trout' and **kokso*- 'groin' and Their Descendants in Tocharian: A Coda to the Lachsargument

Ever since the very early discovery that the Tocharian B word for 'fish' was *laks* (nom. pl. *läksi*, acc. pl. *laksäm*, stem/ läks-/¹), this lexical item has been a welcome, if at times disconcerting, addition to the long-playing Lachsargument. The difficulty with the word, for those who do more than simply record it as one of a long list of reflexes of the Proto-Indo-European word for 'salmon', is phonological. Neither of the two competing hypotheses about the PIE. shape of this word, **laks*- or **lok̥s*-, would at first glance seem to be the proper ancestor of a Tocharian B *laks* (/läks/). From a PIE. **laks*- one might expect ***lāks* in Tocharian B, from PIE. **lok̥s*- one might expect ***leks*.

Thus the two investigators who have most thoroughly discussed the Tocharian B word, Krause (1961) and Van Windekkens (1970), both assume that PIE. **a* always gave Tocharian *ā* and therefore reject the possibility of their having been a PIE. **laks*- that gave Tocharian B *laks*. Instead, they opt for other solutions. Krause sees Tocharian B /läks/ reflecting a zero-grade **lks*- or **lks*- of an ablauting root whose full grade **lok̥s*- is seen in German *Lachs*, Russian *losós'*, or Lithuanian *lāšis*, all 'salmon'.² Van Windekkens, on the other hand, assumes

¹ Despite Krause's doubts (1961), this paradigm reflects exactly the same *i*-stem as does Lithuanian *lāšis*, i.e., PIE. nom. sg. **la/oks*is, acc. sg. **la/oksim*, nom. pl. **la/oksey*es, acc. pl. **la/oksins*. PIE. **i* was retracted in the neighborhood of the retracted PIE. **s* (cf. Martinet 1964, p.235–247) and does not palatalize a preceding consonant (see also Adams 1984 a).

² Though we translate consistently by 'salmon,' at least the Russian *losós'* may also refer to anadromous brown trout (*Salmo trutta*). The Ossetic word *läsäg* natively only refers to the anadromous brown trout and this was probably the case for Proto-Indo-European speakers also (Diebold 1976). Thus for Ossetes and Proto-Indo-European *läsäg* (**la/oks*-) was the ecological equivalent of the steelhead ([anadromous] *Salmo gairdneri*) of western North America.

that only **lok̥s-* existed in Proto-Indo-European and that the attested Tocharian B word is borrowed from a hypothetical Tocharian A ***laks* which would regularly reflect PIE. **lok̥so-*.³

Krause and Van Windekens were too hasty in rejecting the possibility of deriving Tocharian B *laks* from a PIE. **laks-* since it can be.⁴ But they were right to seek an alternative solution involving a PIE. **lok̥s-* since all of the extra-Tocharian evidence is either compatible with a PIE. **lok̥s-* (e.g., German *Lachs*, Russian *losós'*, Lithuanian *lā̄s̥is*, Ossetic *läsäg*) or positively demands such a preform. When both Krause and Van Windekens discussed the question only Finnish *lohi* 'salmon' (and similar borrowings in Lappish and Estonian) seemed to require a PIE. **lok̥s-* (by way of a pre-Baltic **loši*) rather than **laks-*. Since then Diebold (1976) has very plausibly added to the descendants of this PIE. etymon the Armenian *losdi* 'sal-

³ There are two flaws to Van Windekens' theory, one minor, the other major. The minor flaw is that the putative Tocharian A original of the Tocharian B *laks* is not attested. Though lack of attestation makes the hypothesis untenable, it is only a minor flaw as there is *no* word in the limited Tocharian A corpus with the meaning 'fish.' Much more damaging is the necessity of assuming the borrowing of a "basic" word by Tocharian B speakers from Tocharian A rather than vice versa. As Winter (1961) has pointed out, Tocharian A is replete with words of all kinds, from the most basic to the most technical which were borrowed from Tocharian B, while the latter language shows very few words, almost all technical in some way, which were borrowed from Tocharian A. Van Windekens' thesis then runs counter to what we know about the usual direction of borrowing between the two languages.

⁴ That PIE. **a* and **H* gave Tocharian *ā* when word initial or in a medial open syllable no one doubts, e.g., AB *āk-* 'to drive' [PIE. **aǵ-*], AB *āks-* 'to announce' [PIE. **Eg-s-*, cf. Latin *axamenta*], B *pāke* 'part, portion' [PIE. **bhago-*], or B *pācer* [A *pācar*] 'father' [PIE. **pAter*]. But in word final position both gave *ä*, e.g., the second person ending (B) *-t(o)* from PIE. **-tAe* and *ersna* 'form' (pl. tantum) from **oresA* + *nā* [: Tch. B *ere* 'appearance' from the PIE. sg. **oros*]. Internally in closed syllables the evidence is mixed. Tocharian A *sākär* 'blessed' from **sakro-* [: Latin *sacer*] and B *slakkare* [A *slākkär*] 'slack, downcast' from **slAgro-* [: Greek *lagaros*, English *slack*] suggest that **a* and **H* before *-CR-* gave Tocharian *ā* whereas A *kānts-* 'to recognize' from PIE. **gñE-ske/o-* or A *nātsw-* [B *mātsts-*] 'to starve' from PIE. **n-Ed²tw-ye/o-* [: Greek *nēstis* 'fast'] and B *amākṣ-* 'wagon' (in the compound *amākṣpānta* 'wagon-master') from PIE. **am-aksi-* [: Greek *ámaksa* 'wagon(-chassis), cf. Adams 1984b] show **a* and **H* becoming *ä* before *-CC-*.

mon' (i.e., *los* + *di* 'body' as in *awdik* 'sheep' from *aw* + *di* + *-k* 'pl.') which is slightly problematic an account of the *-s*- from **-ks-* but in any case must reflect a PIE. **o* and not an **a*.⁵

Thus, whether Tocharian B *laks* can be the descendant of a PIE. **laks-* is almost beside the point; if we are to give a satisfactory account of this group of cognates, one with no loose ends, we must ask if Tocharian B *laks* can be from PIE. **lok̥s-*. Normally of course PIE. **o* became *e* in Tocharian B (*a* in Tocharian A), e.g., B *keme* 'tooth' from PIE. **gombho-* or B *keni* 'the two knees' from PIE. **gonw-*. It can, however, appear as Tocharian B /ä/ in unstressed final syllables before a resonant, e.g., the masculine plural ending *-i* from PIE. **-oy* (intermediate **-äy*), or the third person middle endings of the verb, *-(n)tär* from PIE. **-(n)tor* (van Brock, 1977).

The question is whether or not PIE. **o* could also give Tocharian /ä/ before PIE. **-ks-*. I know of no decisive counterexamples to the suggestion since almost all other combinations of Tocharian *e* (PIE. **o*) before **-ks-* are in productive verbal constructions such as *neksa* 'he destroyed' where analogy alone could be expected to cause *e* to (re-)appear and which, in any case, result from a conflation of the PIE. perfect and aorist (Adams, 1978, p. 281) which might well be later than the putative change of PIE. **o* to *ä* in this environment.⁶

It is possible, however, to adduce another example, in a morphologically isolated word, of the same restricted change of PIE. **o* to Tocharian *ä* before **-ks-*. At B 197b 4 and b 5 there are two occurrences of the compound *käkse-wreme* (uncompounded the word would appear as **kakse*) in a Sanskrit-To-

⁵ A full discussion of the Armenian *losdi* is to be found in Diebold (1976, p. 368–369 and 386–387). Diebold also suggests that Latin **locca* 'loach', reflected in French *loche*, etc., as a reflex of PIE. **lokso-*. The hypothesis is impossible on phonological grounds, since a PIE. **lok̥sos* would give Latin ***loxus*, unlikely on morphological grounds (the shift to feminine gender is unmotivated), and wildly improbable on semantic grounds (the ecologically salient salmon shares no distinctive physical or economic features with the inconspicuous loaches).

⁶ The Tocharian B present *preksäm* 'he asks' is likely to reflect, albeit indirectly, a PIE. **prēk-*.

charian B bilingual *abhidarma* text (more precisely we have a Sanskrit *abhidarma* with a Tocharian B commentary on the Sanskrit terms).

kāyacittāvasthāviśeṣata (1) kektseñ-palskoṣṣai-avasthassai wākimem. (2) tarya vedantats putkau tanmašuki viṣai mā nesäm. (3) avasth ompostam viṣainta. (4) täryā-ykne vedantats cmelñene şarm mäsketrä. (5) mäkte ñake kākse-wreme emalyasse kektseñne stmaus [lege stmos] avasth yainmu sak tanmašseñca mäsketrä, suwak kākse-wreme krostañesse avasth yainmu lakle tanmašseñca mäsketrä. (6) te warñai makte [lege makte] po rittäše? (7) se vedanantse avasthālak-şam weweñu tāka.⁷

(1) On the distinction between body and mind [on the one hand] and condition. (2) The division of the three sensations is not the producer of the object of the senses. (3) The sense-objects [conform themselves] to the condition. (4) The origin of the three-fold sensations finds itself at birth. (5) As now the *kakse*-object, having achieved the state of heat arising from the body, becomes the producer of good fortune, just so the *kakse*-object, having achieved the state of cold, becomes the producer of suffering. (7) This is called by the sensation the “conditionsign”.

The fifth sentence is the heart of this particular commentary as it is the example of the *kāyacittāvasthāviśeṣata*. To make any sense, this comparison must include some part of the body (or mind). Stripped of the philosophical redundancies, the fifth sentence might be translated, “As now the *kakse*, becoming warm, produces a good feeling, just so the *kakse*, becoming cold, produces suffering”. The *kakse* is a part of the body and the context seems to suggest ‘loins’ or ‘belly’ vel sim. (cf. the “warm/cold feeling in the pit of one’s stomach” in English). Both form and putative meaning suggest a derivation from PIE. **kokso-/koksā-* [: Latin *coxa* ‘hip’ (in Romance also ‘thigh’ or

⁷ Except for punctuating *kākse-wreme* as the compound it is and numbering individual sentences, the punctuation is taken from Krause and Thomas (1964, p.69–70).

‘side’), Old Irish *coss* (f.) ‘foot + leg,’ Old High German *hahsa* ‘back of the knee,’⁸ Sanskrit *kakṣa-* ‘armpit’ (RV. also ‘groin’ and in later Indic also ‘side, hip where babies are carried,’ etc.), Khotanese *käṣa-* ‘loins,’⁹ New Persian *kaš* ‘armpit,’ *kaš-i rān* ‘groin’ (lit. ‘armpit of the thigh’)].¹⁰

It appears then that there are two examples of a Proto-Indo-European sequence *-oks- giving Tocharian B -äks- and no morphologically isolated counterexamples. This being the case, we can confidently reconstruct a PIE. root **lok̥s-* ‘anadromous brown trout’ showing the following stem formations in the various Indo-European groups that preserve it:

Tocharian	* <i>lok̥si-</i>
East Baltic	* <i>lok̥si-(kyo-)</i>
West Baltic	* <i>lok̥so-kyo-</i>
Slavic	* <i>lok̥so-ki-</i>

⁸ Old High German *hahsa* had become by Middle High German times irretrievably intertwined with OHG. *hāhsinu* ‘hamstring’ (cf. Old English *hōhsinu* ‘Achilles’ tendon, hamstring’).

⁹ Khotanese *käṣa-* occurs once (III 41.26-7) in the sentence *khvā daittā hvāṣṭā*, *käṣa harūṣā ā paniṣdā* which Bailey (1979, p. 56) translates as “when the lord sees you, he loosens and ties up his belt” (where *käṣa* = belt (?)). Of the three words in the second clause only *paniṣdā* is tolerably well known. It has the derivative *paniṣdyau* ‘belt, girdle’ and thus itself must mean ‘to gird’. I take the sentence to mean “... he ungirds and girds his loins.”

¹⁰ As Diebold has clarified the meaning of PIE. **lok̥so-*, so can we be more specific about the Proto-Indo-European meaning of **kokso-* than Pokorny’s ‘Körperteilbenennung’. Already in 1933 George Sherman Lane showed that in Vedic Sanskrit *kakṣa-* could mean ‘groin’ (as *kaš* can in Modern Persian) and that the meaning ‘armpit’ is a transferred meaning “perhaps first by application to the forelegs of animals then to the arms of men.”

Indo-Iranian provides additional evidence for the history of this word. In the *Taittirīya Brāhmaṇa* (1, 4, 8, 3) we find the hapax legomenon *kaśas-* ‘inner part’ (cf. Bailey 1979, p. 57) and in Iranian the Khotanese *kasā-* ‘inner part’ and Ossetic (dogoron) *k'äsä* ‘inner room, nook, corner’ [as if] from a PIE. **koko/ā-*. (The Iranian forms may of course be morphological rebuildings of the putative **kokes-* that lies behind Sanskrit *kaśas-*.) All of this evidence suggests a PIE. **kokes-* ‘inner part, nook, corner’ of which **kokso-* ‘groin’ is a thematicization.

In the far western Indo-European groups, Celtic, Germanic, and Italic, **kokso-* ‘groin,’ gave rise to the collective **kokṣā-* ‘± region of the groin’,

Iranian	* <i>lokso-ko-</i>
Germanic	* <i>lokso-</i>

The *i*-stem seen in Tocharian and (East) Baltic, when compared to the *o*-stems elsewhere, looks like an innovation and may be a significant isogloss joining the two groups.¹¹

Bibliography

- Adams, Douglas. Q., 1978, On the Development of the Tocharian Verbal System, JAOS. 98, p. 277–288.
- 1984a, Tocharian A *śiśāk*, B *secake* and the Proto-Indo-European Word for 'Lion,' KZ. 97, p. 284–286.
 - 1984b, Greek (*h*)ámaksa 'wagon-chassis' and Its Cognates, KZ. 97, p. 230–232.
- Bailey, Harold W., 1979, A Dictionary of Khotan Saka, Cambridge, Cambridge University Press.
- Diebold, A. Richard, 1976, Contributions to the Indo-European Salmon Problem, in Current Progress in Historical Linguistics, ed. William M. Christie, Jr., p. 341–388.
- Endzelīns, Jānis, 1971, Comparative Phonology and Morphology of the Baltic Languages, Trans. W. R. Schmalstieg and Benjamiņš Jegers, The Hague, Mouton.
- Krause, Wolfgang, 1961, Zum Namen des Lachses, Nachrichten der Akademie der Wiss. in Göttingen, Philol.-hist. Klasse, Jahrgang 1961, Nr. 4, p. 83–98.
- Krause, Wolfgang, Thomas, Werner, 1964, Tocharisches Elementarbuch, Bd. II: Texte und Glossar, Heidelberg, Winter.
- Lane, George Sherman, 1933, A Note on Sanskrit *kakṣa-*, AJPh. 54, p. 63–64.
- Martinet, Andre, 1964, Économie des changements phonétiques: Traité de phonologie diachronique, 2nd ed., Berne, Francke.
- van Brock, Nadia, 1977, Remarques sur le vocalisme du tokharien, KZ. 91, p. 77–92.

whence Latin 'thigh, hip', and thence both the semantically restricted German meaning 'back of the knee' and the generalized meaning in Celtic 'leg + foot'.

¹¹ The shift from an *o*-stem to an *i*-stem may be paralleled by Tocharian B *yal* 'gazelle' (from **yäll* from **elnis*) and Lithuanian *élnis* 'red deer/elk' when compared to Greek *ellós* (from **elnos*) 'young deer.' If so, the Lithuanian word shows a later shift to the *yo*-stems, a change with abundant parallels (see Endzelins 1971, p. 87). One should compare *lūšis* 'lynx' whose genitive may be either *lūšies* (*i*-stem) or *lūšio* (*yo*-stem).

Van Windekens, Albert J., 1970, L'origine directe et indirecte de tokharien B *laks* 'poisson', ZDMG. 120, p.305–307.

Winter, Werner, 1961, Lexical Interchange between 'Tocharian' A and B, JAOS. 81, p.271–280.

Department of English,
University of Idaho,
Moscow, Idaho 83843,
U. S. A.

Douglas Q. Adams

The Indo-European Word for 'apple' Again

Recently Eric Hamp (1979) has discussed anew the evidence for a putative **abV1-* 'apple(tree)' that occurs in Celtic, Germanic, Baltic, and Slavic, with the intention of demonstrating that this evidence can be best explained as the result of borrowing (whether once or four times is not quite clear) from some non-Indo-European language that these Indo-European groups encountered as they moved northwest from the Pontic steppes. He reconstructs for the Proto-Balto-Slavic, Proto-Celtic, and Proto-Germanic forms the following shapes:

	Balto-Slavic	Celtic	Germanic
fruit	<i>*āblu-</i> (n.)	<i>*obl-</i> (n.)	<i>*aplu-/aplyā-</i> (n.)
tree	<i>*ābal-ni-</i> (f.)	<i>*obol-nā-</i> (f.)	<i>*apal(n)-</i>

While he is clearly correct as far as Slavic and Germanic are concerned and probably so with regard for Celtic (except for the **ɔ*; see footnote 1), his reconstructions for Proto-Baltic are come by at the cost of considerable legerdemain. The actual forms for the designation of the apple (fruit) are Lithuanian *óbuolas*, *obuolys* and Latvian *ābuols*, *ābuolis* which reflect a Proto-Baltic **ōbuol(i)a-*. Hamp sees this form as having its second vowel by a productive process of *vṛddhi* from an earlier **ābul-* (cf. Lithuanian *aštuoni* versus *aštuñtas* though here the derivation goes the other way). This **ābul-* is the result of a metathesis of an earlier **āblu-* which matches exactly the Proto-Slavic form. Both of these processes are presumably possible though neither is at all probable.

His discussion of the words for the appletree is even less plausible. Lithuanian *obelis*, *obelė* and Latvian *ābele*, *ābuole* suggest a Proto-Baltic **ōbeli-*. Both Lithuanian and Latvian however show traces of a consonant stem and thus the actual Proto-Baltic form would have been **ōbel-* (f.). Hamp goes on to assume that the second syllable is analogical (to what?) for

*ābul- but such an assumption seems gratuitous, particularly in light of his explanation for *obuol(i)a-.

A more conservative reconstruction would posit a pre-Baltic *ābel- (f.) 'appletree' and *ābōl(y)o- 'apple.' And these forms look to be the remnants of an older ablauting *l*-stem, nom. sg. *ābōl, acc. sg. *ābelim (cf. nom. sg. *sesuō* 'sister' acc. sg. *séseri*). The Old Irish word for 'apple,' *uball* could also come from *abōl (by way of *abūl) but its gender (neuter) suggests *ablu as a more likely ancestor.¹

These considerations lead me to the following reconstructions (all in Proto-Indo-European guise) for the Baltic, Slavic, Celtic and Germanic reflexes.

Baltic	Slavic	Celtic	Germanic
fruit	*ābōl(y)o-	*āblu-	*ablu-/*ablyo-
tree	*ābel-	*ābol-ni-	*abl-nā ² *abol(n)-

The earliest reconstructable picture we can see for Proto-Indo-European shows an athematic root noun (feminine), *abōl-, *ābel-, *abl-, designating both the tree and its fruit. East Baltic most nearly preserves the original situation.³ Since *l*-stems were very rare, it is not too surprising that there should be a tendency to replace this athematic noun with derivatives of some sort.

¹ Hamp reconstructs (1979, p. 162) pre-Old Irish *oblū-, etc. because the initial vowel shows rounding (*uball*) whereas pre-Old Irish *abū 'water' does not, at least so early. That the initial *a of the Old Irish word should show (earlier) rounding in a closed syllable (closed with a rounded consonant) than it would in an open syllable as in pre-Old Irish *abū 'water' (Old Irish *aub*, *oub*, *ob*) does not seem to me a trivial environmental distinction.

² The Old Irish *aball* 'appletree' could reflect either *abolnā- or *ablñnā- (for the latter we might particularly note *at-baill* 'dies' from *bñn-* [Thurneysen 1946, p. 131]). The (Middle) Welsh *afallen* can only reflect an earlier *ablñnā- unless we make the not too wild assumption that a pre-Welsh *abolnā- could have shown assimilation to *abahnā-.

³ This of course is the solution implicit already in Pokorny 1959, p. 1–2, though he stops short of stating it, "Obgleich eine einheitliche Grundform nicht ansetzbar ist, wird es sich bei den lat. kelt. germ. bsl. Formen nur um Urverwandtschaft und kaum um Entlehnung handeln." The Old Prussian evidence, though as usual ambiguous, seems to fit into this schema pretty well. The word for 'apple' is recorded as *woble* or *wabelcke* reflecting earlier *āb(e)lē- and *ābel-kē-. The word for 'appletree' in Old Prussian is *wobalne*

Concommitantly there was a tendency to create separate words for tree and fruit. The only derivative which is probably late Proto-Indo-European in date is **ablu-* (n.) 'apple' found in Slavic, Germanic, and probably Celtic. The words for 'apple-tree' show a strong proclivity for extensions in *-n-* (one might compare here Albanian *bungë* 'chestnut oak,' *Quercus sessiliflora*, from **bhāg-nā-* but Latin *fagus* 'beech' from **bhāg-o-*, Albanian *thanë* 'cornel cherry,' *Cornus mas*, from **sozdh-nā-* but Latin *sorbus* 'serviceberry' from **sozdh-o-*, or, going the other way Latin *pīnus* 'pine' from **pīts-no-* but Albanian *pishë* 'pine' from **pīts-o-* [Huld 1981 (1983), p. 306–307, 303]. There is nothing about the formation of the word or its derivatives that should raise the eyebrow of the most exacting Indo-Europeanist. Only its "non-canonical consonantism" (i.e., the presence of **-b-*, Hamp, p. 158) remains to suggest a borrowing from some unknown (and unknowable) language. But I see no reason to label **b* as "non-canonical." Admittedly it was rare in Proto-Indo-European (just as *ž* is in English or *æ* in French) but its presence in a word does not automatically exclude that word from the Proto-Indo-European "canon," particularly when that word, as in this case, shows evidence of archaic morphology.

Whether **abel-* was restricted to Meillet's "Northwestern" group or not must remain undecided. If it was originally pan-Indo-European, its loss in the face of a *Kulturwort* **mālo-* in Latin,⁴ Greek, and Albanian would be particularly understandable, particularly if the new word originally designated the new, domestic, apple arriving from the Caucasus (Friedrich, p. 1970,

from **ābolnē-*. The initial long vowels in Slavic and both East and West Baltic are presumably to be explained as the outcome of Winter's Law in Balto-Slavic (Winter 1978 and Hamp 1979, p. 166).

Whether the Thracian data that Hamp discusses (p. 160–161) has any relevance to this etymon is doubtful. If *dinupula, sinupyla* 'mēlōthron' ('white bryony') reflect a PIE. **kun-ābōlo-* ('dog-apple'?), then the Thracian data would be pertinent but it is all a pretty feeble basis for much of an ediface.

⁴ The Oscan placename *Abella*, described as *mālisera* by Vergil, which plays so prominent a role in the discussion of the Proto-Indo-European word for 'apple' may be an Italic reflex of this etymon, reflecting **abelnā-* or the like. On the other hand, it may not.

82 Douglas Q. Adams, The Indo-European Word for 'apple' Again

p. 58).⁵ The firm presence of an Indo-European word for the apple, even if it should turn out to be restricted to the northwest-ern group, presents us with a significant fact about the (late) Indo-Europeans' arboreal knowledge and quite possibly about their horticultural concerns.

Bibliography

- Friedrich, Paul, 1970, *Proto-Indo-European Trees: The Arboreal System of a Prehistoric People*, Chicago, The University of Chicago Press.
- Hamp, Eric P., 1979, The North European Word for 'apple', *ZCPh.* 37, p. 158–166.
- Huld, Martin E., 1981 [1983], Albanian Corrigenda to Friedrich's *Proto-Indo-European Trees*, *KZ.* 95, p. 302–308.
- Pokorny, Julius, 1959, *Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch*, Bern, Francke.
- Thurneysen, Rudolf, 1946, *A Grammar of Old Irish*, Translated and enlarged by D. A. Binchy and Osborn Bergin, Dublin, The Dublin Institute for Advanced Studies.
- Winter, Werner, 1978, The Distribution of Short and Long Vowels in Baltic and Slavic Languages, in: *Recent Developments in Historical Phonology*, ed. Jacek Fisiak, The Hague, Mouton.

Department of English,
University of Idaho,
Moscow, Idaho 83843,
U.S.A.

Douglas Q. Adams

⁵ Let's once and for all strike Tocharian A *malañ*, B *meli*, as potential cognates. These words, which reflect either PIE. **molo-* or **mēlo-*, but not **mālo-* (which would have given ***mālañ*/***māli*), mean only 'nose' (pl. tan-tum), never 'cheeks.'

The Vocalism of Tocharian AB *yok* “hair; colour”

W. Winter has in a recent article (1980, p.469–472) proposed a very plausible etymological explanation of the Tocharian words A *yok*, B *yok* “hair; colour”¹. Tying these words up with Lith. *jégà* “strength” and Gk. ἥβη “manhood, strength of youth”, he analyses the Tocharian words as representing an ancient neuter consonant stem and suggests that the Lith. and Greek words might be secondary transfers of earlier neuter collectives to the fem. *ā*-stem flexion. Winter convincingly argues for the semantic closeness of the terms for “hair” and “colour” on the one side and that of “hair” and “manhood, strength” on the other. The vocalism of the Toch. words he explains as resulting from a labial umlaut effected through the following labio-velar. A parallel case of labial umlaut he finds in the verb AB *yoktsi* “to drink” which he compares with Hitt. *eku-* “to drink” and derives from I.-E. **Eeg^u-*, claiming that in Tocharian (as in Balto-Slavic and Latin) a short vowel was lengthened before an I.-E. voiced unaspirated occlusive. Thus I.-E. **Eeg^u-* would yield Proto-Toch. **ēg^u-* and finally AB *yok-*.

In a recent article (Hilmarsson 1984/85), while accepting Winter’s etymology, I noted without further comment that AB *yok* might be comparable to Lith. *jégùs* “strong”. Winter rightly criticizes this view in a still unpublished article (kindly submitted to be in manuscript by Prof. Winter; see bibliograph. ref. at the end) pointing out that referring to Lith. *jégùs* “strong” rather than *jégà* “strength” would be misleading. However, in another newly-published article (Hilmarsson 1984a, p.19 ftn.2), I had already retracted my direct comparison with Lith. *jégùs*, since this word might quite probably be a recent formation with an *u*-suffix so productive in Lithuanian. In this article I furthermore

¹ For different interpretations, cf. Van Windekkens 1976, p.601 (< I.-E. **djouko-*); Adams 1982/83, p.167–168 (< I.-E. *(*d*)*ēku-* as A *śāku* “headhair” < **dēk^uom*).

stressed that the parallelism between B *or* (sg.) : *ārwa* (pl.) “wood” and *yok* (sg.) : *yākwa* (pl.)² pointed out by Winter might indicate that *yok* was an *u*-stem at some stage in the history of Tocharian, because *or* (from I.-E. **doru*) certainly was an *u*-stem.

Winter (1980, p.470) claims that B *yok*, pl. *yākwa*, forms its plural in *-a* and not in *-wa* and that this assumption is necessary to explain the labial umlaut of the sg. form. The first half of this statement is probably true, but the second half not necessarily so, because one might also argue on slightly different lines and claim that *yākwa* as parallel (from a synchronic point of view) to *ārwa* was interpreted as an *u*-stem and that an *u*-stem singular **yœku* was created to the pl. **yākwa* on the analogy of **œru* : **ārwā*. The form AB *yok* could then be claimed to have arisen through *u*-umlaut as did AB *or* from **œru*.

This might at first appear to be a too complicated solution to a simple problem, but there are reasons to doubt that the West Tocharian reflex of Common Tocharian **œ* was ever rounded through the effect of neighbouring consonants. Actually Winter claims (in the above-mentioned unpublished article) that “labialization in B affects /e/ only when it derives from Common Toch. */ē/” (i. e. in my notation: the West Toch. reflex of Common Toch. **œ* from I.-E. **ē* and not **œ* from I.-E. **o*).

However, the following examples show that the treatment of Common Toch. **œ* of whatever origin (I.-E. **o*, **ē* or **R*-) before a neighbouring labial (or a velar plus *w*) was quite uniform in East Tocharian on the one hand (rounding) and in West Tocharian on the other (no rounding), cf. A *oñk* : B *enkwe* “man” < **œnkwœ* < **ŋk̥uos*, A *noktim* : B *nekciye* “in the evening” < **nækwt-* < **nokʷt-*, A *śorkmi* (pl.) : B *śerkw* “string” < **śærkw-* < **kērg-ur/n-* (for this etymology, see Hilmarsson 1984a)³.

² That *yākwa* is to be understood as the plural of B *yok* is convincingly shown by Winter (1980, p.469), cf. also K.T.Schmidt 1980, p.408 and Adams 1982/83, p.168, esp. ftn. 7 refuting the arguments of Van Windekens (1978, p.349–350; 1979, p.181) for a separation of these forms.

³ Apparently there are counter-examples showing no rounding in East Tocharian (e.g. *maku* “fingernail”; for *ak* “eye”, *wak* “voice”, cf. below).

The example adduced by Winter (1980, p.470) showing rounding in West Tocharian is the verb *yoktsi* "to drink". Deriving this word from I.-E. **Eeg*^u- and equating it with Hitt. *eku* "to drink" Winter claims that a lengthening of **e* to **ē* took place in Tocharian (as it did in Balto-Slavic and Latin) before a voiced unaspirated occlusive.

However, this law of lengthening which Winter (1978, p. 431–446) has assumed for Balto-Slavic has not yet been verified for Tocharian, cf. such counter-examples as AB *āk*- "to move, conduct" < I.-E. **ag*- (whereas a lengthened Pre-Toch. **ag*- would have yielded Common Toch. **āk*- > A **ak*-, B **ok*-)⁴, A *klop* "pain, misfortune" < Common Toch. **klæpæn* < I.-E. **ghlobom*, cf. Olcel. *glap* "misfortune, mishap" (whereas Pre-Toch. **ghlōbom* would have yielded A **klāp*; for this etymology, see Hilmarsson X). Historically one would therefore have expected **Eeg*^u- to yield Common Toch. **yäkw*-, but it is difficult to see how the *-ā*- could have resulted in AB *-o*- in this case, cf. Penney 1976/77, p.71 and 87 ftn. 26. One might have expected A *-u*- and B *-a-/ā*-, cf. A *yuk*, B *yakwe* "horse" from **yäkwæ* < **ekuos*. Still, even if AB *yoktsi* for some unknown reason does have a long vocalism, one might fall back on the somewhat unsatisfying explanation that in West Tocharian the umlaut originated in the 1st sg. pres.-subj. *yoku* with subsequent generalization in the whole paradigm. In East Tocharian, of course, *yoktsi* would be quite regular (rounding of A *a* < Common Toch. **æ* < I.-E. **ē* before a labiovelar).

B *yopsa*, A *yowäs* "entered" also mentioned by Winter (1980, p. 470) as bearing witness to the labialization of **ē* to B *o* is unclear etymologically.

A concrete argument against Winter's explanation of the *o*-vocalism of AB *yok* is the following: It is quite likely that AB *yok* reflects an original neuter consonant stem. As Winter has pointed out the Greek and Lithuanian forms may be secondary transfers of earlier neuter pl. collectives to the fem. *ā*-stem flexion. Actually, Tocharian has preserved two other old consonant

⁴ For a discussion of the development of I.-E. **ā* in Tocharian, cf. Hilmarsson 1984b.

stems with a final originally labiovelar occlusive: A *wak*, B *wek* “voice” and A *ak*, B *ek* “eye” from I.-E. **uokʷ-* and **okʷ-* resp. In these words there is no labial rounding in either language, which leads one to assume that a final labiovelar (i.e. originally final or before a final *-s) lost its labial factor so early that it did not affect the preceding vowel. Therefore I.-E. **iēgʷ* should have yielded Common Toch. **yæk* > A **yak*, B **yek* if this word was a consonant stem throughout its Tocharian history. The attested forms, however, are A *yok*, B *yok* which are best accounted for by assuming that the old consonant stem at some point in the history of Tocharian became an *u*-stem, because the pl. **yākwā* (with the labial factor regularly retained) was interpreted as parallel to the pl. **ārwā* and received an analogical sg. form **yæku* on the model of the sg. **æru*. Both words were thereupon subjected to *u*-umlaut which resulted in the attested AB *yok* and AB *or*.

References

- Adams, D.Q., 1982/83, Tocharian A *śāku* “headhair” and AB *yok* “(body) hair”, KZ. 96, p.167–169.
- Hilmarsson, J., 1984/85, Toch. A *se*, B *soy* “son” = Gk. *vīúç* “son”, – another Mirage? IF. 89, p.29–38.
- 1984 a, East Tocharian *śorkäm* “peg” or “string”? Die Sprache 30, p.16–28.
 - 1984 b, Notes on East Tocharian *ort* “friend (?)” etc., and the question of *u*-umlaut of Tocharian *ā*, MSS.43, p.107–121.
 - X, East Tocharian *klop* “misfortune, suffering, pain”, forthcoming in Festschrift Nils Simonsson.
- Penney, J. H. W., 1976/77, The Treatment of Indo-European Vowels in Tocharian, TPhS. p.66–91.
- Schmidt, K. T., 1980, Zu Stand und Aufgaben der etymologischen Forschung auf dem Gebiete des Tocharischen, Lautgeschichte und Etymologie, Akten der VI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft Wien, 24–29. September 1978, herausgegeben von M. Mayrhofer, M. Peters, O. Pfeiffer, Wiesbaden, p.395–411.
- Van Windekkens, A.J., 1976, Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes. Volume I. La phonétique et le vocabulaire, Louvain.
- 1978, Récherches complémentaires sur le vocabulaire tokharien III, Orbis 27, 2, p.348–351.

- 1979, Sur un "nouveau" point de départ pour les études phonétiques et lexicales tokhariennes, *Orbis* 28, p.171–187.
- Winter, W., 1978, The distribution of short and long vowels in stems of the type Lith. *éstī* : *věsti* : *městi* and OCS. *jasti* : *vesti* : *mesti* in Baltic and Slavic languages. *Recent Developments in Historical Linguistics*, ed. by J. Fisiak (Trends in Linguistics, Studies and Monographs 4), The Hague-Paris-New York, p.431–446.
- 1980, Tocharisch B *yok*. A *yok* "Körperhaar; Farbe" und Verwandtes. Wege zur Universalienforschung: sprachwissenschaftliche Beiträge zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler, herausggb. von B. Brettschneider und Chr. Lehmann, Tübingen, p.469–472.
- X, Tocharian B *soy*. A *se* and related forms. (Unpublished)

Vesturgötu 19,
Reykjavík,
Ísland

Jörundur Hilmarsson

Toch. B *tsamo* < *tsämámo ?

Schwierigkeiten bereitet das in zwei Belegstellen (s. *toch. B* 492 a 1 und den zum ersten Mal publizierten Klosterbrief *TEB. II*, S. 74¹) auftretende B *tsamo*, das sich anscheinend nicht so ohne weiteres den anderen *tsamo*-Belegen, die als Subst. mit der Geltung „Gewächs“ u.ä. verstanden werden, zuordnen lassen will, so daß es dann eben neben Subst. B *tsamo* noch zu einem unsicheren Ansatz eines Adv. B *tsamo* „sehr(?)“ (s. *TEB. II*, S. 261, oder A.J. Van Windekens, *Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes*, vol. I: *La phonétique et le vocabulaire*, Louvain 1976, S. 526 f.) kam. Diese zweifelsohne unbefriedigende Lösung hat L. Isebaert² veranlaßt, hinter B *tsamo* an den eben zitierten Stellen vielmehr ein durch Haplogenie aus *tsämámo entstandenes Adj. auf *-mo* mit der Geltung „croissant, prospérant, réjoui“ zu sehen, wobei nach ihm das den Geschäftsbrief eröffnende B *śilarakite āryawarmem tsamo yṣuwarsa prekṣām* 492 a 1 nun mit „heureux de [son] amitié, Çī-larakṣita demande à Āryavarman“ und der dem Klosterbrief entnommene Passus B (*ñā*) *ke sāṅk tsamo ste* mit „maintenant la communauté prospère“ zu übersetzen wären.

Dieser Deutungsversuch vermag keineswegs zu überzeugen. Im einzelnen sei zu dem B *tsamo*-Problem folgendes bemerkt:

1. Die adjektivische Lösung entfällt; analog zu B *rmamo* (: Wz. *räm-*) = skt. *utsuka*³, das sich ebenfalls in Prosabelegen

¹ Das hier bezeugte B *tsamo* kann nicht, wie Anm. 5 zum Text vermutet, für regelrechtes Part. Prät. *tsmau* stehen. Der Hinweis auf das unmittelbar folgende B *śale* (ebenfalls für *śle*) entfällt, weil sich gezeigt hat, daß dieses Adv. *śale* die durchaus zu erwartende Form ist. Dazu s. Verf., Zur Verwendung von A *śla*, B *śale*, *śle* im Tocharischen, *KZ* 93,1 (1979) S. 159 Anm. 49.

² Notes de lexicologie tokharienne II, *Orbis* 26,2 (1977[79]) S. 381 f. Anm. 3.

³ Der Ansatz B *rmamo* (bei L. Isebaert, a. a. O., **rmamo*) ist übrigens gesichert; s. nämlich B N. Pl. m. *snai-rmamōñ* TX 2 a 6 = skt. *anutsukāḥ* Udv. XXX, 43 b, wonach in TX 1 a 7 zu B L. Pl. m. *r(mamonne)* = skt. *utsukeṣu*, wiederum Udv. XXX, 43 b, zu ergänzen ist. Dazu s. Verf., Zu einigen weiteren

findet, hätte man dann nämlich auch eine Adj.-Bildung B **tsmamo* erwarten müssen⁴. Aber nicht nur in formaler Hinsicht, sondern auch bezüglich L. Isebaerts Übersetzung des Briefanfangs bestehen Bedenken. Schon die Stellung von B *tsamo* in fraglichem Passus (und zwar erst hinter dem Obl. *ārya-warmem*) verbietet einen Bezug auf *śilarakite*, wie es unwahrscheinlich ist, daß ein toch. Geschäftsmann in dieser Weise sein Schreiben begonnen hätte. Demgegenüber ist der Beleg aus dem Klosterbrief weniger aufschlußreich und aussagekräftig.

2. Nach Ablehnung des Vorschlages von L. Isebaert und auf Grund des Unbehagens gegenüber einem Adv. B *tsamo* „sehr(?)“ liegt es nahe, die Trennung in zwei Lemmata wieder aufzugeben und die Lösung in einem einheitlichen Ansatz zu suchen, was bedeutet, in sämtlichen Belegstellen von einem Subst. B *tsamo*⁵ auszugehen.

a) Die Bedeutung „Gewächs, Tumor“ u. ä. dieses Subst. ist hergeleitet aus Zeugnissen, die medizinischen und tantrischen Texten entstammen. So ist nach E. Sieg⁶ in Fill., P 1 a 2/3 B *pitta-yasar-tsamo-ppilene* zu trennen und die Stelle mit „bei Gallen-, Blut- [und] Gewächs-Geschwür“ wiederzugeben (E. Sieg, a. a. O. S. 68), während das bei Fill., W 42 a 3 stehende B *pittsa monta ruwällona* zu *pit-tsamonta ruwällona* „die Gallensteine [sind] herauszureißen“ (E. Sieg, a. a. O. S. 78) zu verbessern ist. Dazu s. noch das fragmentarische B /// *ysär-tsamo-pil(e)* /// 498 b 3.

b) Dieses Subst. B *tsamo* muß zweifelsohne nicht auf eine Geltung „Gewächs“ u. ä. festgelegt gewesen sein. Bei Texten

sanskrit-tocharischen *Udānavarga*-Fragmenten, KZ. 88,1 (1974) S. 79, 82 sowie 85f.

⁴ Zu diesem Adj.-Typ auf B *-mo* s. W. Krause, Westtocharische Grammatik, Bd. I, Heidelberg 1952, § 40, S. 47f., oder TEB. I, § 326,1, S. 189. Vgl. aber auch A. J. Van Windekens, *Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes*, vol. II,1: *La morphologie nominale*, Louvain 1979, S. 44f.

⁵ Zur Bildung s. z. B. W. Krause, Westtocharische Grammatik, a. a. O. § 50, S. 51. S. auch A. J. Van Windekens, *Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes*, vol. II,1, a. a. O. S. 29 und 51f.

⁶ Die medizinischen und tantrischen Texte der Pariser Sammlung in Tocharisch B. Bemerkungen zu Prof. J. Filliozats Textausgabe und Übersetzung (Nachgelassenes Manuskript, hrsg. von W. Thomas), KZ. 72, 1/2 (1954) S. 63–83.

ganz anderen Inhalts kann sie durchaus abgewandelt erscheinen⁷, denn einer Nominalbildung der Wz. B *tsäm-* kommt sicher eine größere semantische Breite zu. Jedenfalls werden sich mit B *tsamo* ohne weiteres auch Bedeutungen wie „Zuwachs, Vermehrung“ und „Gedeihen, Wohlfahrt“ sowie „Verstärkung, Vergrößerung“ u.dgl. verbinden lassen (s. in diesem Zusammenhang die bedeutungsmäßige Vielfalt bei der Skt.-Wz. *vṛdh-* nebst zugehörigen nominalen Ableitungen). Sie sind vom Formalen her geradezu am allerehesten zu erwarten.

In diese Kategorie gehören dann Beispiele wie:

α) das in einem inhaltlich nicht näher zu bestimmenden Abhidharma-Fragment auftretende B *tsamo-nesalñeṣṣe nesalñe* 201 a 1 „der Zustand des Gewachsenseins“;

β) das im Klosterbrief bezeugte B *tsamo*. Der Passus ist nunmehr aufzufassen als B *(ñā)ke sāṅk-tsamo ste* „jetzt ist [besteht] eine Vergrößerung [Vermehrung, ein Zuwachs, Anwachsen] der Gemeinde“; nachfolgend heißt es dann, daß eben auch Handwerker im Kloster tätig sind (s. B *śāle amokäcci ṣamem* „desgleichen [ebenfalls, zudem] befinden sich Handwerker [da]“). Zur Komposition bei derartigen Verbalsubst. auf B *-o* s. B *kaum-pirko* PK 13 D b 4 „Sonnenaufgang, Osten“ (s. auch B *kom-pir-komem* 108 b 5 nebst adj. Ableitung B *kaum-pirkosṣe* „östlich“, z. B. PK NS 434 a 2 und 527 b 3) oder B *särwanā-laiko* Fill., W 10 b 1 „Gesichtsbad“;

γ) das im Geschäftsbrieft 492 a 1 stehende B *tsamo*. Hier geht es um die Verbindung B *tsamo yṣuwarsa*. Wir hätten es also mit einem weiteren Beispiel für die im Toch. gut bezeugten zweigliedrigen Wortgruppen zu tun, wobei man B *tsamo yṣuwarsa* an dieser Stelle wohl als „mit Nachdruck [Stärke] [und] Freundlichkeit“ zu verstehen hat: „Śīlarakṣita bittet den Āryavarman mit Nachdruck [und/aber auch] Freundlichkeit“;

δ) ferner auch ein Beleg aus einem unpublizierten Prātimokṣa-Text der Pariser Sammlung (PK NS 18 B), der etwas aus-

⁷ In diesem Zusammenhang s. z. B. B *kärrkālle*, das, gewöhnlich (wie A *kärt-kāl*) mit „Teich“ wiedergegeben, in PK NS 107 b 4 jedoch als Entsprechung von skt. *kardama* „Schlamm, Bodensatz, Schmutz, Unreinigkeit“ begegnet. Dazu vgl. Verf., Ein weiteres tocharisches Udānavarga-Fragment, KZ. 90, 1/2 (1976[77]) S. 104–113, spez. S. 112f.

führlicher behandelt werden soll. Inhaltlich geht es um Pātayantika-Dharma 24, das Reisen von Mönchen mit einer Schar Nonnen (*bhiksūñisarthena saha gamanam*)⁸. In der toch. Fassung ist die der Vorschrift vorausgehende einleitende Erzählung recht knapp gehalten. Sie beginnt, wie üblich, im Ipf. mit der Ortsangabe und der Erwähnung der dort anwesenden Personen (s. B *pañakte rājagrīne māskītār omt(e)m devadattapakṣiki aśiyana ṣeyem* b1 „Buddha hielt sich in Rājagrīha auf. Dort waren [befanden sich] zu Devadatta [zur Partei des Devadatta] haltende Nonnen“⁹), um dann im Prät. fortzufahren. Dabei interessiert hier allein der zweite Passus (der erste lautet: B *tonampa ṣad-varginta plākis(a) yt(ā)ri maitar* b1 „Mit denen [ihnen] legten die Ṣadvārgikas [eine Gruppe von sechs Mönchen] im Einverständnis [nach Verabredung] einen Weg zurück“), der im Gegensatz zu W. Couvreur (s. seine unrichtige und unvollkommene Übersetzung – die Bedeutung von B *tsamo* ist offengelassen, und am Anfang geht es nicht, wie W. Couvreur wohl meint, um B *ynemane*, sondern um B *ymāne* = *yumāne*: „Al gaande overtraden ze de kleine voorschriften (?)“) folgendermaßen zu lesen und zu interpretieren ist: *ymāne lykaśkana śikṣapātāntatsamo* (so für *śikṣapātāntats tsamo*) *śitkāre* b1/2 „[Dadurch, daß sie] zugänglich¹⁰ [waren], haben sie das Gedeihen der kleinen Śikṣā-

⁸ Dazu s. V. Rosen, Der Vinayavibhaṅga zum Bhikṣuprātimokṣa der Sarvāstivādins, DAW. zu Berlin, Institut für Orientforschung, Veröffentl. Nr. 27, Berlin 1959, S. 146 f., mitsamt ihrem Verweis auf L. Finot, Le Prātimokṣasūtra des Sarvāstivādins, J. As., 11. sér., t. 2 (1913), S. 507. Die von Buddha erlassene Vorschrift lautet daselbst: skt. *[yah punar] bhikṣur bhiksūṇyā sārdha(m) sam-vidhāya samāno mārga(m) pratipadyeta antato grāmāntarepy anyatra sama(yāt pā)tyantikā / [atrāyam samayah] ... mataḥ sabhayasammatāḥ sapratiḥayabhairavasammatoyam tatra samayah*. In der Pāli-Parallele geht es um Pācittiya 27; s. H. Oldenberg, The Vinaya Piṭakam, vol. IV, Reprint London 1964, S. 63.

⁹ Ebenso W. Couvreur, Nieuwe Koetsjische fragmenten van de Bibliothèque Nationale te Parijs, Handelingen van het Eenentwintigste Vlaams Philologencongres, Leuven 1955, S. 116. Falsch in bezug auf Lesung, Trennung und natürlich auch Übersetzung ist das Zitat von S. Lévi/A. Meillet (s. Remarques sur les formes grammaticales de quelques textes en Tokharien B, II. Formes nominales, MSL. 18, 1913, S. 414).

¹⁰ Zur Bedeutung s. neben B *y(u)mane takāsta* in der Mātrceṭa-Bilingue 251 a 2 = skt. *anvābhūmkth(ā)* (sic) vor allem A *yulāsum* = skt. *pravaṇa* „geneigt,

padas [Moralvorschriften] außer acht gelassen¹¹". Darauf folgt dann die übliche Schlußformel mit Überleitung zur Vorschrift; s. z. B. das ebenfalls der Pariser Sammlung angehörige, sich auf Naiṣargika-Ātayantika 17–21 beziehende Blatt PK NS 18 A (publiziert von Verf., Ein neues Prātimokṣa-Fragment der Bibliothèque Nationale, KZ. 92, 1/2, 1978[79], S. 235–268).

c) Von diesem Subst. B *tsamo* existieren Weiterbildungen, und zwar

α) ein Abstr. B *tsmoññe*, wie es im Obl. Sg. in 255 a2 bezeugt ist. Dieses *tsmoññe* steht hier kaum mit W. Krause für Obl. **tsmoññai*, so daß ein Ansatz **tsmoñña* anstelle von *tsmoññe* entfällt (zur Bildung s. vielmehr B *ompalskoññe*), und bedeutet an dieser Textstelle nicht „Grundlage“ (s. W. Krause, Westtocharische Grammatik, a.a.O. S.307 (s.v. *tsäm-*); danach A.J. Van Windekkens, Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes, vol. I, a.a.O. S.527, „fondement“), sondern vielmehr mit E. Sieg/W. Siegling (s. das Glossar zu den Udānā-laṅkāra-Fragmenten) „Wachstum, Zunahme“. Fraglicher Passus lautet nämlich: B *mā cey wälke epinkte tsmoññe aiskem läklen-tats* 255 a2 „[aber] innerhalb kurzer [Zeit] geben sie Wachstum den Leiden“;

β) ein Adj. auf *-tstse*, von dem ein N. Pl. m. in B *tsmoci* 508 a1 = 509 b2 vorliegt. Dabei handelt es sich eben nicht um eine Ableitung vom Part. Prät., wie W. Krause, Westtocharische Grammatik, a.a.O. S.307 (s.v. *tsäm-*), vermutet, sondern um eine ganz übliche Bildung vom Subst., wie sie beispielsweise auch in B *[pa]lskotstse* (sic) 289 a5, N. Pl. m. *pälskoci* 537 a5

gern an etwas gehend, sich hingebend“ u. dgl. (PW) in A *kāswoneyac yulā-sumāntāp* 386 b2/3 = skt. *nyāyapravānasya* (sic) sowie A *mā yulā naslune kāswoneyāntwac* 385 b1 als Wiedergabe von skt. *anavahitata*; vgl. auch SSS. § 389, S.269 f.

¹¹ B *kätk-* steht hier wohl im Sinne von skt. *ati-kram-* (vgl. in der von E. Sieg verbesserten Sieglingschen Lesung – das mir zur Verfügung stehende Photo ist ungenügend – skt. *anumadhyaudārikā(ni)* *śikṣāpadāny atikramati* H 150.42 a3; von der toch. Entsprechung ist leider nur der Anfang B *lykaśkana yw(ārśkāññana)* /// bewahrt. – s. sonst z. B. A *kätko yakte śkam* 461 + 465 b1 = skt. *atikrānta(ta)raś ca*), zu dessen Bedeutung man etwa SWTF., 1. Liefg. (1973), S.21 („vorbeigehen“; „hinausschreiten über, hinter sich lassen“; dann auch „überschreiten, übertreten, unbeachtet lassen“), vergleiche.

bzw. *(pä)lskoci* 96 b1 begegnet. Zu B *tsmoci* s. B. *(ś)w(ātsi yokt)s(i) tsmoci pśaiso ye(s) / / /* 508 a1 (zur Ergänzung s. das in 509 b2 bewahrte B / / / *(śwā)tsi yok(t)si tsmoci pśai(s)o yes ā / / /*) mit *tsmoci* als Endglied eines Kompositums (also = *(ś)w(ātsi-yokt)s(i)-tsmoci*). Gemeint ist: „an Essen [und] Trinken zunehmend, sollt ihr leben ...“.

Weinbergsweg 64,
D-6380 Bad Homburg v.d.H.

Werner Thomas

Deux isoglosses gréco-hittites

I. Gr. *αἰπος*, etc. et hitt. *hekur*

§ 1. Jusqu'ici gr. *αἰπος* “escarpement, hauteur, montagne”, avec *αἰπεινός* “escarpé, élevé”, *αἰπύς* “haut et escarpé” et les formes *αἰπήεις*, *αἰπός* (thématische) qui ont le même sens que *αἰπύς*, est resté inexpliqué: déjà Boisacq, Dict. étym. de la langue grecque, Heidelberg-Paris 1950⁴, p. 28, rejettait les explications que l'on avait avancées à la fin du siècle précédent; Frisk, Gr. etym. Wb. I, Heidelberg 1954ss., p. 43, tout en inclinant à admettre une parenté à l'intérieur du grec avec *αἴψα* “promptement, aussitôt”, note que le mot en question est “Unerklärt”; enfin Chantraine, Dict. étym. de la langue grecque I, Paris 1968, p. 37s., n'écarte pas non plus le rapprochement avec *αἴψα* (“pas absurde mais ... indémontrable”), mais exprime, lui-aussi, l'avis “Pas d'étymologie établie”. Et il faut dire que les hypothèses qui ne figurent pas dans ces dictionnaires, à savoir celle de Carnoy, Dict. étym. du proto-indo-européen, Louvain 1955, p. 5 (*αἰπύς* < i.-e. **ueib-* “chanceler, tournoyer, avoir le vertige”: doutes de Carnoy lui-même) et celle de Furnée, Die wichtigsten konsonantischen Erscheinungen des Vorgriechischen, The Hague-Paris 1972, p. 158 (*αἰπύς* et *αἴφνης* “subitement” avec alternance π/φ dénonceraient une origine “prégrécque”) ne sont pas de nature à faire oublier l'opinion de Boisacq, de Frisk et de Chantraine.

§ 2. En grec la coexistence d'un thème neutre en *-s* et d'un adjectif en *-u-* est bien connue: voir encore des exemples tels que *βάθος* et *βαθύς*, *βάρος* et *βαρύς*, *δάσος* et *δασύς*, *εύρος* et *εὐρύς*, *πάχος* et *παχύς*, etc. Le neutre *αῖπος* qui se trouve donc en liaison avec *αἰπύς*, n'est pas attesté chez Homère, mais *αἰπεινός* qui, lui, est une forme homérique, prouve l'existence du thème neutre en *-s* à côté de l'adjectif en *-u-* *αἰπύς* dans la langue de l'Iliade et de l'Odyssée: en effet il est évident que *αἰπει-*

vóς repose sur un ancien *αἰπεσ-νος et il n'y a aucune raison pour admettre dans ce mot un suffixe "pré-grec" en *-n-* comme le fait Furnée (§ 1) p.158, note 65.

Sur le caractère secondaire de αἰπήεις et de αἰπός, cf. Frisk et Chantraine (§ 1).

§ 3. À mon avis les adverbes αῖψα et αῖφνης, ἐξαίφνης ont été rapprochés à bon droit de αῖπος: voir Frisk (§ 1) p. 48 qui reconstruit αῖψα < *αῖπ-σ-ᾰ et αῖφνης < *αῖπ-σ-νᾰ-ς. Je ne comprends pas la réserve de Chantraine (§ 1, p. 41) là où il dit que "L'origine de la sifflante reste obscure", puisqu'il s'agit manifestement du thème en *-s* attesté dans αῖπος. Et pour ce qui est du sens, voir en effet, avec Frisk, all. *jäh* "raide, escarpé" > "brusque, soudain, subit". Il est donc évident que αῖπος, αῖπύς d'une part et αῖφνης d'autre part n'offrent pas une "alternance" π/φ comme le propose Furnée (§ 1).

Mais comme αῖψα et αῖφνης reposent sur αῖπος, il s'agit d'une parenté intra-grecque qui ne met pas fin à l'isolement de αῖπος, etc.

§ 4. Seulement à mon avis la comparaison de gr. αῖπος, αῖπύς avec un mot hittite, lui-aussi pratiquement inexpliqué jusqu'ici, est de nature à rompre cet isolement: il s'agit de *hekur* (n.) "pointe de rocher, sommet de montagne". On peut dire que *hekur* est un terme hittite des plus discutés: cf. Tischler, Heth. etym. Glossar II, Innsbruck 1978, p. 235 ss. Cependant cette discussion porte presque exclusivement sur le choix à faire ici entre le rapprochement avec skr. *ágra-* "pointe, sommet, extrémité" et celui avec gr. ἄκρος, etc. "aigu", ὄχρις "pointe, protubérance", les autres explications que l'on a proposées n'ayant aucune chance réelle d'être exactes. Or ce double rapprochement lui-même qui divise les linguistes souffre d'une difficulté que l'on peut qualifier d'insurmontable: on devrait admettre hitt. *h-* < i.-e. **h₁-* devant i.-e. **e* et c'est là une hypothèse qui est l'objet de controverses interminables dans la littérature sur la théorie des laryngales, comme le fait remarquer Tischler à propos de hitt. *hekur*. De toute façon des exemples indiscutables tels que hitt. *eš-* "être" = gr. εἰμί < * ἐσμι, hitt. *ed-* "manger" = gr. ἔδω et hitt. *ešhar* "sang" = gr. ἔσχα assurent la correspondance hitt. *e-* (donc sans *h* devant la voyelle) = gr. ἐ-,

etc., ce qui prouve la chute de $*h_1$ en hittite: cf. Van Windekens, *Bono homini donum: Essays in Historical Linguistics*, in *Memory of J. Alexander Kerns I*, Amsterdam 1981, p. 340.

§ 5. Mais ladite difficulté cesse d'exister si l'on rapproche hitt. *hekur* de gr. αἴπος, αἴπύς, *αἴπ-σ- (dans αἴψα et αἴψης: § 3), puisque dans cette comparaison, qui ne suscite évidemment aucun problème d'ordre sémantique, hitt. *he-* remontera à i.-e. $*h_2ai-$, lui-même < $*h_2ei-$ (sur le traitement hitt. *e* des diphthongues indo-européennes en *-i*, voir déjà Pedersen, *Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen*, København 1938, p. 170).

Pour hitt. *hekur* il faut partir d'i.-e. $*h_2eiq^u ur$, un thème en **-ur* du type de hitt. *paršur* "miette", *kurur* "hostilité, ennemi" qui sont des thèmes en *-ur* purs comme hitt. *hekur* lui-même (en face des thèmes en *-ur/un-* tels que hitt. *mehur* "temps", *pahhur* "feu", etc.). Comme exemples dans d'autres langues indo-européennes de ces mêmes thèmes en **-ur* on peut citer e.a.: arm. *cunr* "genou" < i.-e. $*gōnur$, *barjr* "haut" < i.-e. $*bhr̥ghur$; lat. *fulgor*, *augur*; gr. ἐχυρός et λιγυρός, qui sont d'anciens thèmes en **-ur* thématisés, etc. Je renvoie ici à Benveniste, *Origines de la formation des noms en indo-européen I* (Paris 1935) p. 36 ss., qui en même temps a attiré l'attention sur le fait que les mots en **-ur* perdent progressivement leur caractéristique en **-r* au profit des thèmes en **-s*. De cette façon i.-e. **seghur* attesté par gr. ἐχυρός devient en germanique **seghus* (n.) dans v. h. a. *sigu*, etc. et à côté de lat. *augur* se forme **augus* (dans *augustus*); en grec le **λιγυρ* de λιγυρός est remplacé par λιγύς, etc. De plus ce rapport entre **-(u)r* et **-s*, rapport qui a déjà été établi dès l'indo-européen, a mené, surtout en grec, à une liaison de thèmes en **-es-* et d'adjectifs en *-uς*: c'est le type de βάθος: βαθύς sur lequel j'ai déjà insisté ci-dessus (§ 2).

§ 6. Dès lors il devient clair que αἴπος, *αἴπεσ- (cf. αἴπεινός), αἴπ-σ- (αἴψα, etc.) et αἴπύς constituent les formes grecques d'un ancien $*h_2eiq^u ur$ dont la finale **-ur*, conservée comme telle dans hitt. *hekur*, a été normalisée: $*h_2eiq^u ur$ est devenu d'une part $*h_2eiq^u us$, d'autre part $*h_2eiq^u os$, $*h_2eiq^u es(-)$ et $*h_2eiq^u s(-)$. Tandis qu'en hittite la labiovélaire **q^u* a perdu son élément labial devant *u* (comme en latin et en grec), en grec le traitement **q^u*

> π devant la voyelle *o* (αῖπος) et devant une consonne (αῖψα, etc.) a été analogiquement étendu aux autres formes, *αῖπεσ- (où **q* devait proprement aboutir à τ) et αῖπύς (où **q* devait proprement donner ς).

§ 7. Ainsi au point de vue phonétique, morphologique et sémantique gr. αῖπος, etc. et hitt. *hekur* se superposent parfaitement. Comme l'élément radical i.-e. **h₂eiq^u*- n'est attesté dans aucune autre langue indo-européenne, on se trouve ici devant une remarquable isoglosse gréco-hittite.

II. Gr. εἴρων et hitt. *ešri-*

§ 8. Le terme gr. εἴρων, qui s'observe chez Aristophane, Aristote, Théophraste, etc. signifie “qui feint de savoir ou de pouvoir moins qu'il ne sait ou peut, qui fait la bête”, “der sich unwissend stellt, sich verstellt”. On en trouve le dérivé important et bien connu εἰρωνεία “ignorance feinte; ironie (hellén.)” qui, cependant, repose directement sur le verbe dénominatif εἰρωνεύομαι “feindre l'ignorance, l'embarras”. Tandis que la structure morphologique de εἴρων n'offre aucune difficulté (pour -ων, -ωνος voir Chantraine, La formation des noms en grec ancien, Paris 1933, p.161), le “Grundwort” en est inconnu: cf. Frisk (§ 1) p.471, qui rejette à bon droit les rapprochements avec εἴρομαι “demander” et εἴρω “dire, déclarer”; voir d'ailleurs aussi Chantraine, Dict. étym. de la langue grecque II, Paris 1970, p.326.

§ 9. Or à mon avis l'élément εἴρ- s'explique excellentement si on le compare à hitt. *ešri-* “image, forme, stature” qui, lui, ne peut être séparé de hitt. *ašara-* “clair, brillant”. Pour la parenté à l'intérieur du hittite de *ešri-* avec *ašara-*, cf. Van Windekens, Orbis 29 (1980 [1982]) p.180, où à la lumière du rapport lat. *species* et *specere* je suis parti pour *ašara-* de l'idée de “voir, apparaître, etc.”. Et là où dans ma notice je ne pouvais opérer qu'avec les seules données hittites, nous disposons maintenant aussi de gr. εἴρων < **esr-*, avec le même traitement pour *-sr- que dans hom. τρήρων “craintif” < *τρᾶσ-ρο- et att. (ναύ)χρᾶρος “capitaine” < *χρᾶσ-ρο-, etc. (cf. Lejeune, Phonétique historique du mycénien et du grec ancien, Paris 1972, p.122).

En ce qui concerne le sens de gr. εἴρων, terme qui signifie donc fondamentalement “dissimulé”, en face de celui de hitt. *ešri-* “image, forme, stature”, il repose manifestement sur la notion “qui (se) fait une image, une forme, etc.”.

§ 10. Si jusqu'à présent un verbe **es(e)r-* “voir, apparaître, etc.” n'est attesté nulle part (comme je l'ai déjà constaté dans ma notice citée dans § 9), il n'en reste pas moins que la correspondance εἴρων: *ešri-* (et *ašara-*) constitue, lui-aussi, une remarquable isoglosse gréco-hittite.

“Wit-Hūs”,
Ganzendries 38,
B-Pellenberg-Lubbeek (Leuven)

A. J. Van Windekens

Etymology of Greek *agap-* 'love'¹

To the memory of our good friend and colleague, Gilbert Davidowitz (August 31, 1931–July 21, 1980) who already in the mid-1960s drew our attention to numerous similarities between Greek and the Semitic languages.

Indo-Europeanists have long been mystified by the origin of Greek *agap-*. It is known that the verb (*agapaō*, *agapadzō*) arose before the noun (*agapē*), which is a back-formation that first appears in the Jewish Hellenistic Greek of the Septuagint (II Kingdoms XIII 15), but scholars have been unable to locate a likely Greek or PIE. root from which *agap-* could derive. The only hypothesis advanced is Prellwitz's (1892, p.2) suggestion of *agap-* < *aga* 'very' + *pa-omai* 'get, acquire', but one is hard pressed to imagine the notion 'love' as developing from 'very' + 'get'. The *-pa-* part of Prellwitz's suggestion has been unanimously set aside by scholars, while the *aga* part has won hesitating approval only in Hofmann (1950, 'vielleicht') and Pokorny (1959, p.708: 'wohl'). But Chantraine (1968, p.7) convincingly writes: 'Un rapprochement avec *aga-* n'est pas satisfaisant pour le sens et ne rend pas compte du *p*,' and even a casual check of the scholarly literature indicates that the uncertainty surrounding *agap-* is virtually complete; e.g., 'etym. dub.' (Buck 1949), 'dunkel' (Frisk 1970), 'unbekannt' (Lex. ep.), 'ét. inconnue' (Chantraine 1968), 'Etym. obscure' (Boisacq 1916), etc. Furthermore, if one consults the index of words in works on Greek or Indo-European, one will notice that most such writ-

¹ I (G. Cohen) assume full responsibility for any errors that this article may contain, since Mr. Wallfield's preference was for further checking. I replied that it had been nearly twenty years since he first gave me his thoughts on *agap-*, and it is now time to share them with the scholarly community.

ings simply pass over *agap-* in silence—clearly because of the etymological problem posed by this word.

And yet, by merely considering the possibility of borrowing, scholars may find that a solution is readily available: Greek *agap-* 'love' < Semitic **agaba* 'to love sensuously/passionately'. This Semitic root is represented in Hebrew *'āgabh* and Arabic *ta'aḡḡaba* (both = to love sensually/passionately) and is already related to Greek *agap-* in several early works:² Castell (1669; col.2652), Ogerius (1764, p.13), Nork (1842, p.445), Gesenius 1846, and Assmann (1904, p.16). Surprisingly, the works of two leading scholars (Levin 1971, p.283) and Szemerényi (1974, p.15) show an awareness that Greek *agap-* may be borrowed from Semitic yet overlook *'āgabh* as the source word; they point instead to the cognate form (e.g., Hebrew) *'āhabh* 'love', 'be delighted by', but Semitic *h* would not be expected to turn up as *g* in Greek. So, with attention now redirected to *'āgabh*, cf. the remarks of Gesenius 1846, which are a bit more detailed than those of the other early works:

‘*āgabh* – The native power is that of breathing and blowing, i.q. cognate *'āhabh* ...; whence *'ugābh*, a pipe', which is blown. This is also applied to the more violent affections of the mind, especially love between the sexes; TO LOVE, especially licentiously and voluptuously; followed by an acc. and *'al*³ Ezek. 23: 5, seq. Participle *'ogbīm*, lovers, Jer. 4: 30. Cognate *'āhabh*, (Greek) *agapaō*. Arab. *'ajaba* IV. to please any one (used of a thing); Conj. I. to be glad, to wonder; to be pleasant, agreeable). Hence *'ugābh* and the two nouns which follow: *'agābīm* (pleasures, delights) ... *'agābā* or *'āgbā* (= immodest love), Eze. 23: 11.'

And a note of semantic clarification may be found in Gesenius' treatment of *'āhabh*: 'the signification of breathing after, hence of longing, ...'

It therefore seems likely that a Semitic language furnished the Greeks with a word for harlotrous love and that this word then

² These works do not speak of borrowing but assume that the Greek and Semitic words are genetically related.

³ *'al* = on.

lost its pejorative sense. Perhaps the borrowing came from Hebrew or the closely related (but poorly attested) Phoenician. Or perhaps the correct reconstruction is the one which Joseph Wallfield here proposes:

Common Semitic **agaba* → **agab* ↘
Epic Greek *agapaō*
Biblical Hebrew *āgabh*

As for the loss of a pejorative sense, cf. Greek *pallakis/pallakē* (= concubine), which belongs to the same semantic field as Hebrew *āgabh* and is already well recognized as deriving either from Hebrew (or unattested Phoenician) *pilegeš* (= concubine). In slightly modified form *pallakis* lost its harlotrous connotation—e.g., Ionic *pallēks* (fem.: = girl; then as masc. too: = boy)—and as *Pallas* was elevated to an epithet for Athena. When *agapē* came to refer to Christian love, a similar humble-to-exalted semantic shift was completed.

As for the phonetic discrepancies between Semitic **agab* and Greek *agap-*, no difficulties are found here:

- (1) Words with initial 'ayin (') in Semitic often entered Greek with 'ayin > Ø, e.g. Hebrew *Amalek*, Greek *Amalek*.
- (2) Words with final *b* in Semitic sometimes entered Greek with *p*, e.g., Greek *hyssop-* (= hyssop) Hebrew *ēzōbh*, mentioned in Astour (1967, p. 130).

Greek *agapaō* is borrowed from the third person singular masculine perfect of a Semitic verb (**agab*) and so has relevance for other Greek verbs in *a-a* that one might wish to derive from Semitic. I (G. Cohen) had once encountered the objection that Greek *patass-ō* could not derive from a Semitic perfect **pataš* and wished to reply by citing *agapaō*. But *agap-* was then officially of unknown origin and could not be advanced as evidence until its proposed Semitic etymology had been scrutinized by scholars. The present article constitutes a first step towards providing such scrutiny.

And incidentally, supporting evidence that a word for 'love' can be borrowed from a foreign language is found in Patton (1980, p. 274–275):

'The influx of English "barbarisms" into Russian youth slang has been lamented by F. P. Filin of the Soviet Academy of

Sciences, who gives the following examples of what he calls “amerikano-nižegorodskij sleng”: *Mojá gerla, Oná menjá ne lávit.*⁴

References

- Assmann, Ernst, 1904, *Das Floß der Odyssee, sein Bau und sein phoinikischer Ursprung*, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, p.16.
- Astour, Michael, 1967, *Hellenosemitica*, Leiden, Brill.
- Boisacq, Emile, 1916, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, Paris, Klincksieck.
- Brown, John Pairman, 1968, *Literary contexts of the common Hebrew-Greek vocabulary*, JSS 13, p.163–191. (background, but nothing specifically on *agap-*.)
- Brugmann, Karl, 1894, *Review of Prellwitz's Et. Wb. der griech. Spr.*, IF.4, Anzeiger, p.27–31.
- Buck, Carl D., 1949, *A dictionary of selected synonyms in the principal Indo-European languages*, U. of Chicago Pr. (later reprinted).
- Castell, Edmund, 1669, *Lexicon heptaglotton*, London, Roycroft.
- Chantraine, Pierre, 1968, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, vol.1, Paris, Klincksieck.
- Cohen, Gerald, 1972, *Greek agap- (= love) < Semitic āgab (= harlotrous love)*, *Comments on etymology*, vol.1, # 15, p.1. This working paper (with credit to Joseph Wallfield) is a very preliminary version of the present article.
- 1976, *Etymology of Greek agalma, agallō, agallomai*, *Proceedings, Second Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society*, p.100–104. (nothing directly on *agap-*.)
 - 1979, *Etymology of Greek patass- (= strike) and related words*, JIES. 7, p. 121–128.
 - 1981, *Update on Greek agap- 'love', Merop- (a name)*, *Comments on etymology*, vol. 10, # 12–13 (double issue), p.4–11, 23–24.
- Comments on etymology – a series of working papers edited by Gerald Cohen since 1971. Available at the library of the University of Missouri-Rolla and at the Center for Applied Linguistics, 3520 Prospect St., NW, Washington, D.C. 20007.
- Fick, A., 1894, *Review of Prellwitz's Et. Wb. der griech. Sprache*, *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 1 p.227–248. (Lagerkrantz 1894, p.384 says that Fick here, p.231, disputes Prellwitz's etymology of *agapaō*, but I find nothing on this verb in Fick's review.)
- Frisk, Hjalmar, 1970, *Griechisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg, Winter.
- Gesenius, W., 1846, *Hebrew and Chaldee lexicon to the Old Testament, translated and amended by S. Tregelles*, London, Bagster.

⁴ = 'My girl, she doesn't love me'; *gerla* and *lav-* are the two American elements here.

- Hofmann, J. B., 1950, *Etymologisches Wörterbuch des Griechischen*, Munich, Oldenbourg.
- Lagerkrantz, Otto, 1897, *Griechische Etymologien*, KZ.34, p.382–413.
- Levin, Saul, 1971, *The Indo-European and Semitic languages*, Albany, SUNY Press. (p. 283, on Greek *agap-*. Hebrew 'HB [= to love]: 'This word for "love" was perhaps borrowed in late prehistoric times, but the direction of borrowing is hard to determine.')
- Lewy, Heinrich, 1895, *Die semitischen Fremdwörter im Griechischen*, Berlin, Gaertner. (later reprinted; does not treat *agap-*.)
- Lex. ep. = *Lexikon des frühgriechischen Epos*, ed. Bruno Snell, Göttingen, Vandenhoeck.
- Masson, Emilia, 1967, *Recherches sur les plus anciens emprunts sémitiques en grec*, Paris, Klincksieck. Does not treat *agap-*.
- Muss-Arnolt, W., 1892, *On Semitic words in Greek and Latin*, Am. Phil. Soc., Transactions 23, p.35–156.
- Nork, F. (pseud. Selig Korn), 1842, *Vollständiges hebräisch-chaldäisch-rabbinisches Wörterbuch über das alte Testament, die Thargumim, Midraschim und den Talmud*, Grimma, Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs, p.445.
- Ogerius, Paulus Maria, 1764, *Graeca et latina lingua hebraizantes, seu de Graecae et latinae linguae cum hebraica affinitate libellus*, Venice, Typis S. Coleti, p. 13.
- Patton, Frederick, 1980, *Expressive means in Russian youth slang*, Slavic and East European Journal 24, p. 270–282.
- Pokorny, Julius, 1959, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, vol.1, Munich, Francke.
- Prellwitz, W., 1892, *Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache*.
- Szemerényi, Oswald, 1968, Review of E. Masson's *Recherches ...* IF. 73, p. 192–197.
- 1974, The origins of the Greek lexicon: *ex oriente lux*, JHS. 94, p. 144–157. (is a bold challenge to the minimalist theory of Semitic borrowings into Greek.)
- Walde, Alois, Pokorny, Julius, 1927, *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen*, vol.2, Berlin, Walter de Gruyter.
- Wallfield, Joseph, Cohen, Gerald, 1980, *Greek *agap-* (= love) < Semitic *āgab* (= harlotrous love)*, *Comments on etymology*, vol. 9, # 10, p. 4–6.

Humanities Department,
University of Missouri-Rolla,
Rolla, MO 65401,
U.S.A.

Box 277,
Cathedral Station,
New York, NY 10025-0277,
U.S.A.

Gerald Leonard Cohen

Joseph Wallfield

Körperteilnamen im Albanischen und ihre Herkunft*

I. Einleitung

Eines der sichersten Kriterien zur Ermittlung einer genetischen Sprachverwandtschaft, d. h. daß zwei oder mehrere Sprachen A, B, C auf eine Grundsprache X zurückgehen, bildet neben dem morphologischen System zweifellos der Grundwortschatz dieser Sprachen; diese Erfahrung gewannen bereits die ersten vergleichenden Sprachforscher am Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich – wie Franz Bopp – mit der indogermanischen (indoeuropäischen) Sprachfamilie befaßten, aber auch in anderen Sprachfamilien, wie den finnougrischen, semitischen oder selbst polynesischen Sprachen, bestätigte sich diese Erfahrung weitgehend.

Innerhalb des Grundwortschatzes sind es in erster Linie die Numeralia der ganzen kleinen Zahlen, die eine starke Zählebigkeit über Jahrtausende hinweg aufweisen, da diese Zahlwörter selten durch völlig andere Begriffe ersetzt werden; demgegenüber werden bei den Verwandtschaftsnamen selbst die geläufigsten wie für Vater, Mutter öfter von Neologismen (etwa Lallwörtern) abgelöst. Eine ausgesprochene Neigung, sogar Wortgut aus fremden, z. T. räumlich weit entfernten Sprachen aufzunehmen, zeigen schließlich Tier- und Pflanzennamen sowie Speisenbezeichnungen. Diese Regeln treffen im großen und ganzen für die idg. Sprachen – in frühster, antiker wie in heutiger Zeit – zu, auch das Albanische macht hier keine Ausnahme, man denke an die Zahlwörter bis zehn einerseits und an Spei-

* Dieser Vortrag wurde am 30.9.1983 im Rahmen der „Takime shkencore“ (zwischen dem Sprachwissenschaftlichen Institut der Universität Bonn und der Albanischen Akademie der Wissenschaften in Durrës) in Albanien von mir gehalten.

senbezeichnungen andererseits, die ja vielfach vom Türkischen her sich über die verschiedensten, wenn auch durchweg idg. Sprachen der Balkanhalbinsel, einschließlich des Alb., ausgebreitet haben. Hier wäre für das Alb. das „Etymologische Wörterbuch der albanischen Sprache“ von Gustav Meyer (Straßburg 1891) zu nennen; ein bleibendes Verdienst des inzwischen verstorbenen Sprachforschers Eqrem Çabej ist die Zusammenstellung etymologisch unklarer und bis heute umstrittener Wörter des Alb. in den dreibändigen „Studime etimologjike në fushë të shqipës“ (Prishtina 1976), zuvor in den „Studime rreth etimologjisë së gjuhës shqipe“ (Buletin i universitet shtetëror të Tiranës 1960–1963/Studime filologjike 1964–1968); zuletzt erschienen ist von M. E. Huld „An Etymological Glossary of Selected Albanian Items“ (Diss. Los Angeles 1979, mit reicher Literatur).

Eine Mittelstellung unter den verschiedenen Wortschatzbereichen nehmen nun die Körperteilnamen ein: Während Namen markanter Körperteile, wie für Auge, Ohr, Zahn, Knie in vielen idg. Sprachen aus der Zeit der idg. Grundsprache bis heute erhalten geblieben sind (wenn auch oft in morphologischen Ableitungen oder in lautlicher Veränderung), finden wir für andere Körperteile wie Rücken, Hüfte, Magen Neubildungen, Namen anderer (z. B. benachbarter) Körperteile oder auch Entlehnungen und Fremdwörter (letztere vor allem als medizinische Fachausdrücke aus dem Griechischen und Lateinischen). Im Alb. bieten die Ktn. ein sehr buntes Bild; neben idg. Erbwörtern finden sich Neubildungen aus dem alb. Sprachschatz, onomato-poetische Wörter sowie Entlehnungen aus den verschiedensten Sprachen, nicht nur des Balkanraumes, aus verschiedensten Zeiten. Wenn jetzt die alb. Ktn. erörtert werden, dann können es in diesem Rahmen freilich nur die wichtigsten sein, also solche des alltäglichen Sprachgebrauchs, die etwa in heutigen Reisesprachführern unter dem Stichwort „Körperteile“ angeboten werden, hier sei erwähnt: Carlo Tagliavini, *La stratificazione del lessico albanese*, Bologna 1965 (Nachdr., Ktn. S. 83–108). Im Sprachvergleich sollen insbesondere auch die heutigen Nachbarsprachen Neugriechisch, Bulgarisch und Serbokroatisch sowie m. E. Rumänisch und Italienisch herangezogen werden, von denen

vor allem die 1., 2. und 4. Sprache dem sogenannten Balkan-Sprachbund zugerechnet werden aufgrund gewisser syntaktischer und lexikalischer Gemeinsamkeiten (teils bedingt durch balkanidg. Substratsprachen, teils durch die Romanisierung und teils durch die historische Nachbarschaft)¹.

II. Hauptteil

A. Voreinzelsprachlich ererbte Körperteilnamen

Als erstes wären die Ktn. aufzuzählen, die sicher oder wahrscheinlich ur- oder gemeinidg. Erbe darstellen:²

- 1) *asht, -i* m., pl. *éshtra* (geg. *éshtna*) „Knochen“, aus idg. *ósti wie ai. *ásthī, asthnáh* n. „ds.“, vgl. lat. *os, ossis* n. (und darauf zurückgehend vlat. *ossum*, ital. *osso*, rum. *os*) „ds.“.
- 2) *mish, -i* m. (älter *-tē* n.), pl. *-ra* (geg. *-na*) „Fleisch“, aus voralb. *minsa, idg. *memsóm, vgl. in engerer Bedeutung ai. ved. *māmsám* n. „(Tier)fleisch“, arm. *mis, msøy*, got. *mimz*, abg. *mēso* n. „Speisefleisch“ (aber nbg. *mesó*, skr. *mēso* allgemein „Fleisch“).
- 3) *dírsé, -a* f., pl. *-a* „Schweiß“, neben *djérsé, -a* f., pl. *-é* „ds.“, zu *djérsēt* refl. „schwitzen“, wohl aus altem *suidrVtjā, sicher indes wie gr. ιδρώς, -ώτος m., arm. *k'irtn, k'rтан*, lett. *sviedri* pl. „ds.“ ein Verbalnomen mit *r*-Suffix zur Wurzel idg. *suid- „schwitzen“³.
- 4) *kryé, -t* n., pl. *krérē* (geg. *krēn*; neben *kréu* m.) „Haupt, Kopf“, aus voralb. *krō- bzw. wie gr. ep. ιάρη, ιράτος n., ai.

¹ Zum Sprachbund der Balkansprachen s. jetzt G. R. Solta, Einführung in die Balkanlinguistik mit besonderer Berücksichtigung des Substrats und des Balkanlat., Darmstadt 1980 (vor allem auf syntaktischem Gebiet), zum Alb. speziell S. 108–142.

² Literatur nur bei unklarer Herkunft, vor allem aus neuerer Zeit.

³ Vgl. E. P. Hamp, Albanien and Messapic, in Studies to J. Whatmough, Den Haag 1957, S. 84, ferner F. Kordtlandt, Albanian and Armenian, KZ. 94 (1980) S. 249, auch Frisk, Gr. etym. Wörterbuch I S. 711.

ved. *śírah*, *śírṣnáh* n. „ds.“, lat. *cerebrum* „Gehirn“ zu idg. **kerə₂*-, *kreə₂*-, *kroə₂*- „Kopf“⁴.

5) *sy*, *-u* oder *-ri* (geg. *-ni*) m., pl. -*Ø* „Auge, Blick, Gesicht“, wohl alter Dual wie gr. ep. ὄσσε, abg. *oči*, (auch nbg. *očí*, skr. *ōči*), lit. *akì* du. „Augen“ usw. (aus idg. **okʷi*), mit denen es von der communis opinio auch etymologisch zusammengestellt wird^{4a}, allerdings lässt sich *sy* im Gegensatz zu den Vergleichsstücken anderer idg. Sprachen nur auf **kʷei*- zurückführen. – Dieses Wurzelnomen liegt erweitert vor in lat. *oculus* (ital. *ōcchio*, rum. *ochiu*), in ngr. μάτι (aus ὄμμάτιον) ist nur mehr das Suffix übrig geblieben.

6) *vesh*, *-i* m., pl. *-e* „Ohr, Henkel“, wie gr. οὖς (ὦς), ὠτός n. „Ohr“ aus idg. **ōus*; vgl. alten Dual in abg. *uši* (nbg. *uši*, skr. *ūši*), Erweiterungen des Wurzelnomens in lat. *auris*, später *aurīcula* (ital. *orecchio*, rum. *ureche*).

7) *pēshtymē*, *-a* f., pl. *-a* „Speichel“, Verbalnomen zu *pēshtýn* „spucken“, aus idg. **pstuijō* „ds.“, ähnlich wie nbg. *pljúnka* zu *pljùja*, skr. *pljùvačka* zu *pljùvati*, aus idg. **pijū-*, vgl. gr. πτύων zu πτύω, lat. *spūtum* zu *spuō*, wenngleich mit lautlichen Diskrepanzen zu **pstuijō*. Mit Sicherheit ist indes nur das Verb ererbt, nicht das Verbalnomen „Speichel“.

8) *mjékér*, *-ra* f., pl. *-ra* „Kinn, Bart“, wohl aus voralb. **sme-krā*, vgl. lit. *smakrà* f. neben *smākras* m. „Kinn“, ai. ved. *śmásru* n., arm. *mawruk'* pl., heth. *zamangur* n. „Bart“, aber ohne *r*-Suffix ir. *smech* f. „Kinn“. – Demgegenüber findet sich im Lat./Roman. und Slaw. das idg. Wort für Bart **bhardhā*: lat. *barba* (ital. *barba*, rum. *barbă*) „Bart“, abg. *brada* „ds.“ (nbg. *bradá*, skr. *bráda* „Bart, Kinn“); ngr. γένεια n. pl. „Bart“ geht auf agr. γένειον „Kinn, Kinnbart“, γένυς f. „Kinn, Backe“ zurück, vgl. ai. *hánuḥ* f. „Kinnbacke, got. *kinnus* f. „Wange, Backe“.

9) *grýkē*, *-a* f., pl. *-ē* „Gurgel, Kehle“, aus voralb. **gʷrkā*, vgl. apr. *gurcle* „Gurgel“, lit. *gerklē* f. „Kehle, Gurgel“, also zur

⁴ Erbwort nur, sofern Depalatisierung von *k* vor *r*, vgl. E. P. Hamp, KZ. 76 (1960) S. 279 f., zweifelnd H. Ölberg, Gr.-alb. Sprachbeziehungen S. 40 f.

^{4a} s. Huld S. 182 f., abwegig Çabej, SFil. 19, 4 (1965) S. 62 ff. und 70: zu idg. **suel-/sun-* „Sonne“.

Wurzel **g^uer-*, *g^ur-* wie lat. *gurges* m. „Schlund; Gurgel, Kehle“, *gurguliō* „Gurgel, Luftröhre“, slaw. bg. *gúrlo* „Kehle“, skr. *gṛlo* „Hals, Gurgel“ gehörig.

10) *sup.* -i m., pl. -e „Schulter“ (älter *cup*), gerne mit ai. *śúptiḥ* (Hapax), aw. *supti-* „ds.“ zusammengestellt, auch got. *hups* m. „Hüfte“ (mit anderer, aber anatomisch vergleichbarer Bedeutung, wie ai. *káksā* gegenüber lat. *coxa*, s. unter *kófshé*) kann hierhergehören⁵. – Das alte idg. Wort für Schulter erscheint im Gr. und Lat.: *ῶμος* bzw. *umerus* (aber rum. *umăr* „Achsel“).

11) *gju*, -ri (geg. -ni) m., pl. -njé „Knie“, voralb. **glu-ni*, dissimiliert aus **gnu-ni* und somit zu idg. **gnu-*, *genu-*, *gonu-* n., vgl. gr. γόνυ, γόνατος n. (ngr. γόνατο), lat. *genu* n. (aus spätlat. *genuculum* ital. *ginocchio*, rum. *genunchiu*), ai. *jánu*, got. *kniu*; eine ähnliche Dissimilation liegt offenbar in air. *glūn* (aus **gnū-n-*) vor⁶.

12) *éshke*, -ja f., pl. -e „Niere“, am ehesten zu abg. *istesē* n. du. „Nieren“, an. *eista* f. „Hode“; in der Variante *véshke* wird *v-* von Çabej als Präfix *vé-* erklärt⁷. – Demgegenüber ist hier ein idg. Wort in gr. νεφροί m. pl. (ngr. νεφρά n.) „Nieren“ zu verzeichnen, vgl. italisch-pränest. *nefrōnēs* „ds.“, ahd. *niora* „Niere“.

13) *zórrē*, -a f., pl. -é „Darm“, aus voralb. **g^uērnā*, also idg. Erbwort wie lit. *žárna* f. „(Dünn)darm, Schlauch“, an. *gorn* f. „Darm“, in anderer Bedeutung ahd. *garn* n. „Faden, Garn“, vgl. auch lat. *hernia* f. „Darmbruch“, ohne *n*-Suffix gr. χορδή „Darm, (Darm)saita“. – Sowohl das Ngr. wie die rom. Sprachen besitzen für „Darm“ das alte Wort für Eingeweide: ἔντερο zu agr. ἔντερα pl. „Eingeweide“ bzw. ital. *intestino*, rum. *intestin* zu lat. *intestīna* pl. „ds.“.

14) *hérdhe*, -ja f. „Nest“, pl. -e „Hoden“, aus idg. **(ə₁)orghijā*, vgl. genau mir. *uirge* f. „Hode“, weiters gr. ὄρχις

⁵ Meyer S.396; H. Petersson, Zwei sprachliche Aufsätze zur etym. und semasiolog. Forschung, Lund 1917, S. 73; Mayrhofer, Ai. etym. Wörterb. III S.357 sowie Ölberg, in Gedenkschr. Brandenstein, Innsbruck 1968, S.113.

⁶ N.Jokl, Die Verwandtschaftsverhältnisse des Alb., Die Sprache 9 (1963) S.156.

⁷ Çabej, SFil. 22,1 (1968) S.114f. und 137.

m. „ds.“ (ngr. Diminutiv ἀρχίδια pl.), arm. *orjik'* pl., mit Nullstufe jedoch aw. *ərəzi-* „ds.“.

15) *shúrré*, -a f. „Harn, Urin“, bisher mit gr. οὐρον n. lat. *ūrīna* f. „ds.“ verglichen (also als Kompositum *sh-urré* mit *sh-* aus *sm- interpretiert); lautlich denkbar, aber semantisch abwegiger wäre der Vergleich mit gr. σκῶρ, σκατός n. „Kot“, lat. *mūscerda* f. „Mäusekot“, an. *skarn* n. „Dünger, Mist“ bzw. die Herleitung aus *skrnā⁸.

Stärkere Bedenken erheben sich gegen die idg. Herkunft folgender Ktn.:

16) *gjúhē*, -a f., pl. -ē „Zunge, Sprache“, umstritten, bald als Erbwort, bald als Entlehnung aus agr. γλῶσσα f. „ds.“ erklärt – ungeachtet des zu erwartenden *e* für *ω*; man würde wie in den meisten anderen idg. Sprachen ein Erbwort erwarten⁹, doch ist gerade das Wort für Zunge lautlichen Entstellungen (aus tabuischen Gründen, s. Anm. 58) ausgesetzt, wie andere idg. Sprachen lehren, vgl. lat. *lingua* (alat. *dingua*; ital. *lingua*, rum. *limbă*), germ. got. *tuggo* aus *dn̥ghuā, slaw. abg. *językъ* (nbg. *ezík*, skr. *jézik*), apr. *insuwis* aus *ŋghū-. – Trotzdem bleibt die Herkunft von *gjúhē* unklar.

17) Fraglich bleibt auch die Wurzelgleichung *gji*, -ri (geg. -ni) m., pl. -∅ „Brust, Busen“ mit lat. *sinus*, -ūs m. „ds.“ (ital. *seno*, rum. *sîn* „Busen“)¹⁰.

Eine Reihe von Ktn. hat zwar keine gemeinidg., wohl aber voreinzelsprachlich-ostidg. Grundlage¹¹, da sie Parallelen in einer oder mehreren östlichen Sprachen besitzen:

18) *lesh*, -tē n. (-i m.), pl. -ra „Wolle, Haar“, meist zu gr. λάχνη f. „Woll-, Pelzhaar“, slaw. abg. *vlasъ*, skr. *vlās* m. „Haar“ gezogen, semantisch weniger einleuchtend ist die Etymologisie-

⁸ Pokorny, Idg. etym. Wörterb. S.80, Jokl, Studien zur alb. Etymologie und Wortbildung, Sitzungsber. d. kaiserl. Akad. d. Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. Wien 1911, S.89f.; für *skrnā M. Camaj, Alb. Wortbildung, Wiesbaden 1966, S.46.

⁹ Literatur bei Huld S.111, der an Entlehnung denkt; sowohl als Erbwort wie als Lehnwort abgelehnt von Jokl, IJb. 23 (1939) S.238 und Ölberg, (Anm.4) S.50, nur als Lehnwort abgelehnt von Çabej, SFil. 21,1 (1967) S.70.

¹⁰ Meyer S.140; Tagliavini S.89; Jokl (Anm.6) S.154.

¹¹ Vgl. Anm.59.

rung von Jokl, der *lesh* mit der Wurzel **lus-* „lösen“ verbindet¹².

19) *bállē*, -i m. (-*tē* n.), pl. -*ē* „Stirn, Vorderseite“, im allgemeinen zu apr. *ballo*, ai. *bhālam* „Stirn“ gestellt, zur Wurzel **bhel-* „weiß“ gehörig¹³.

20) *vétull*, -a f., pl. -*a* „(Augen)braue; Felsvorsprung“, aus semantischen Gründen am besten mit abg. *věko* n., lit. *vókas* m. (*vokà* f.) „Augenlid“ zusammenzubringen und auf voralb. **vóklā* zurückzuführen¹⁴. – Das idg. Erbwort *(*ə₃*)*bhrūs* f. „(Augen)braue“ ist in gr. ὄφρος f. (ngr. φρύδι n.), slaw. abg. *brъvъ* f., skr. *ōbrva* f. „ds.“ bewahrt.

21) *búzē*, -a f., pl. -*ē* „Lippe, Rand“, entweder aus voralb. **burze*, idg. **bhṛdīā* und daher zu arm. *beran*, -*oy* „Mund“, lit. *burnà* f. „Mund, Schluck“, bg. *býrna* f. „Lippe“ oder zur onomatopoetischen Wurzel **buss-* „Lippe, Kuß“ (ir. *bus* „Lippe“), die erstere Hypothese erscheint lautlich besser begründet. Rum. *buză* f. „Lippe“, bg. *búza* „Backe“ und skr. *būza* f. „Kesselrand“ wären wie *buzē* also gut als Substratwörter einer idg. Balkansprache anzusehen, aus der das Alb. hervorgegangen ist¹⁵.

22) *dhēmb*, -i m., pl. -*ē* „Zahn“, wie slaw. abg. *zōbъ* m. (nbg. *zъb*, skr. *zūb*), lett. *zuobs* m., toch. A *kam*, B *keme* m. „ds.“ aus ostidg. **ǵómbhos* m. mit der ursprünglichen Bedeutung „Bakkenzahn“ (als „Zermalmer“ wie ai. *jámbhah* „(Backen)zahn“, vgl. die Hesychglossen von nichtgr.-idg. κόμποι/κόμμοι mit gr. ὀδόντες γομφίοι). – Die meisten idg. Sprachen haben aber das ältere Erbwort *(*ə₁*)*dont-*, *dnt-* m. „Zahn“ bewahrt, wie gr. ion.

¹² s. M. Vasmer, Studien zur alb. Wortforschung I, Dorpat 1921, S.38f., der auch ags. *wlōh* f. „Franse“ heranzieht, H. Barić, Istorija arbanaškoga jezika, Sarajevo 1959, S.17 und 56 (mit Ansatz **wlks-*) und Çabej, Die Sprache 18, (1972) S.150; zur Etymologie **lus-* Jokl (Anm.8) S.49f.

¹³ Meyer S.24; Çabej, BUT. 14,4 (1960) S.41 und 91; ablehnend Mayrhofer (Anm.5) II S.497 (aufgrund der späten Überlieferung von *bhālam*).

¹⁴ Vgl. Meyer S.469; Vasmer, Russ. etym. Wörterb. I S.179; anders Çabej, SFil. 22,1 (1968) S.115f. und 137.

¹⁵ Vgl. Jokl (Anm.8) S.11f.; Camaj (Anm.8) S.32; Çabej (Anm. 13) S. 81 und 102 (auch zum Balkansubstrat); für **buss-* Pokorny (Anm.8) S.103; Fraenkel, Lit. etym. Wörterb. S.61; Tagliavini S.87.

δόδών (seit Arist. δόδούς) m., ngr. δόντι n., lat. *dēns*, ital. *dente*, rum, *dinte* m. usw.

23) *krah*, -u m., pl. -ē „Arm, Schulter, Rücken, Flügel, Seite“, seit Meyer (S. 203 f.) zu slaw. bg. *krak* „Bein, Fuß“, lit. *kárka* „Teil des Schweinefußes“ gestellt.

24) *dórē*, -a f., pl. *dúar* „Hand, Handvoll, Griff“, aus voralb. *ghēr-, vielleicht idg. *ghēsrā n. pl., also zu gr. χείρ f. (ngr. χέρι n.), arm. *jeřn*, heth. *keššar*, toch. A. *tsar*, B. *ṣar* „Hand“¹⁶.

25) *pith*, *pidhi* m. „weibliche Scham“, bisher mit balt. und slaw. Ktn. ähnlicher Bedeutung verglichen: nbg. *pízda*, skr. čakav. *pizdā*, auch lit. *pyzdà* „ds.“, aber apr. *p(e)isda* „Hintern“, freilich kann *th*, *dh* nicht mit balt. und slaw. *zd* genau gleichgesetzt werden¹⁷.

Noch umstrittener ist die Etymologie überhaupt bei den Ktn., für die nur im Gr., Slaw. oder einer anderen Sprache Parallelen in Frage kommen:

26) *dhjámē*, -t n. (-i m.), pl. -ēra „Fett“, zumeist mit gr. δημός m. „ds.“ und arm. *tamuk* „feucht“ verglichen, dagegen nimmt Ölberg am Vokalismus Anstoß und stellt es zu gr. ζέμα n. „Brühe“ (erst hellenist.)¹⁸.

27) *shálē*, -a f., pl. -ē „Oberschenkel, Bein“, zu idg. *skel- „biegen, falten“ wie gr. σκέλος n. „Schenkel, Bein“, also etymologisch zu trennen von homonymem *shálē* „Sattel“ (aus lat. *sella* „Sitz“)¹⁹.

28) *fárē*, -a f., pl. -ē „Same“, aus lautlichen und semantischen Gründen am ehesten mit gr. σπορά „Same, Nachkommenschaft“ gleichzusetzen, also aus voralb. *sporā herzuleiten, sofern es nicht von langob. *fara* „Nachkommenschaft“ herstammt²⁰, etwa durch Vermittlung nördlicherer Sprachen, vgl. rum. *fară* „Rasse“; denkbar wäre auch eine Kontamination zwi-

¹⁶ Vgl. Hamp, The Position of Albanian, in Birnbaum-Puhvel, Ancient Indo-European Dialects, Berkeley-Los Angeles 1966, S. 115.

¹⁷ Meyer S. 336 f.; Hamp, Alb. *pith*: Slavic *peizdā. IJSLP. 11 (1968) S. 25 f.; dagegen s. Camaj (Anm. 8) S. 111 f. und 122.

¹⁸ Ölberg (Anm. 4) S. 47.

¹⁹ Vgl. Çabej (Anm. 12) S. 146 und SFil. 20, 1 (1966) S. 7 f. und 47, ferner Frisk (Anm. 3) III S. 179.

²⁰ Meyer S. 100: aus langob. *fara*; Huld S. 98 f. (mit Literatur: vgl. gr. σπορά).

schen dem alb. Erbwort und langob. *fara*. Jedenfalls ist in *farē*, rum. *fară* und ngr. φάρα „Rasse“ wiederum eine Gemeinsamkeit der Balkansprachen zu notieren.

29) *bark*, -u m., pl. -e „Bauch, Unterleib, Mutterleib“, zur idg. Wurzel **bher-* „tragen“, wahrscheinlich gehört auch βάρ(υ)χα. αἰδοῖον „Schamglied“ (in einer Hesychglosse, wohl messapisch) hierher²¹.

B. Körperteilnamen mit inneralbanischer Herkunft

Viele Ktn. haben zwar als solche sicher keine nachweisbare voreinzelsprachliche Herkunft mehr, sind aber dem inneralb., nicht entlehnten Sprachgut klar zuzuordnen. Häufig handelt es sich um Begriffe mit einer ursprünglich anderen Bedeutung:

1) *gjak*, -u m., pl. -ra oder *gjáqe* „Blut“, aber vlg. gr. ὄπός „Pflanzensaft“, lit. *sakaī* pl. „Harz“, abg. *sokъ* „Saft, Brühe“²².

– Das Slaw. dagegen hat hier Altes erhalten: abg. *krъvъ* f., nbg. *krъv*, skr. *kṛv*, vgl. air. *crū* „Blut“.

2) *tru*, -ri (geg. -ni) m., pl. -∅ „Hirn, Gehirn; Verstand“, wohl aus **entrno-* „innen befindlich“²³. – Auch hier ist das Slaw. alttümlicher: bg. *mózъk*, skr. *mōzak* m. „Mark, Hirn“, vgl. ai. *majjā*, ahd. *mark* „Mark“.

3) *húndé*, -a f., pl. -ē „Nase“, vielleicht zu **skun-* „aufragend, spitz“, wenn nicht aus **skṇdā* bzw. zu an. *skinn* n. „Haut“²⁴. – Sowohl das Lat. wie das Slaw. haben den idg. Ktn. erhalten: lat. *nasus* m. (ital. *naso*, rum. *nas*), bg. *nos*, skr. *nōs* m.

4) *thúa*, *thói* m., pl. *thonj* „Nagel, Klaue; Sporn“, vgl. im Kelt. kymr. *cethr* „Nagel“, korn. *centr* „Sporn“ (sofern diese nicht aus gr. κέντρον „Stachel“ entlehnt) und vielleicht gr. ςῶνος „Zapfen“²⁵. Idg. Grundlage besteht höchstens in einer Wurzel **kon-*; dagegen haben alle Nachbarsprachen das idg. Wort für Nagel, wenn auch stark divergierend, bewahrt: gr.

²¹ Çabej (Anm. 13) S. 45 f. und 92; Camaj (Anm. 8) S. 29 und 137.

²² Meyer S. 136, Huld S. 104.

²³ Camaj (Anm. 8) S. 50.

²⁴ Ölberg, KZ. 86 (1972) S. 127. Für **skṇdā* Camaj (Anm. 8) S. 60.

²⁵ Çabej, SFil. 20, 4 (1966) S. 75 f. und 81 f.

ővuç m. (ngr. *vúχι*), lat. *ungula* (ital. *ùnghia*, rum. *unghie*), abg. *nogъtъ* m. (nbg. *nókът*, skr. *nōkat*).

5) *brínjé*, -a f., pl. -é „Rippe, Seite, Abhang“, zu lit. *briaunà*, an. *brún* f. „Rand, Kante“²⁶. – Älteres Sprachgut findet sich abermals im Slaw.: abg. *rebro* n. (nbg. *rebró*, skr. *rēbro*) „Rippe“, vgl. ahd. *rippi*, ags. *ribb* „ds.“.

Eine Reihe von Ktn. sind inneralb. Ableitungen von Nomina (z. T. ebenfalls Ktn., z. T. auch in Anlehnung an andere Sprachen) oder von Verba:

6) *ballúke*, -t pl. „Stirnhaare, -locke“, zu *ballé* „Stirn“.

7) *dhémbállé*, -a f., pl. -é „Backenzahn“, zu *dhémb* „Zahn“, mit Vergrößerungssuffix.

8) *kraharór*, -i m., pl. -é (geg. *krahauer*) „Brustkorb, Oberkörper; Mutterbrust“, zu *krah* „Arm, Schulter, Flügel, Seite“ (s. o.)²⁷.

9) *njeríth*, -i m. „Zäpfchen“, eigentlich Diminutiv mit Suffix *-itjo- zu *njerí*, -u, pl. *njéréz* „Mann, Mensch“; diese Übertragung ist eine Gemeinsamkeit der Balkansprachen, vgl. rum. *omușor* und bg. *mъžec* „Zäpfchen“ zu *om* „Mensch, Mann“ bzw. *mъž* „Mann“²⁸.

10) *bérryl* (*bryll*), -i m., pl. -a (-e) „Ellbogen“, zu *ber*, -i m., pl. -é „Bogen“, nicht aus lat. **brachiüle*²⁹. – Auch hier ist das Slaw. archaischer: abg. *lakъtъ* m. „Elle“ (nbg. *lákът*, skr. *lākat* „Ellenbogen“), vgl. lit. *uolektis* „Ellenmaß“.

11) *kérci*, -ri m., pl. -nj „Unterschenkel(knochen)“ und *kér-cýell*, -i m., pl. *kércéj* „Stiel, Unterschenkel“, wohl zu *kércú*, -ri m., pl. -nj „Baumstumpf“³⁰.

12) *zémér*, -ra f., pl. -ra „Herz; Mut, Seele; Mitte“, gerne zu *zé*, -ri m., pl. -ra (geg. *zâ*, -ni) „Stimme“ bzw. zur idg. Wurzel **ghuen-* „tönen“ gestellt³¹. – Hier tritt das idg. Wort für Herz in

²⁶ Çabej, (Anm. 13) S. 70f. und 99.

²⁷ Zum Suffix s. Çabej, SFil. 18,1 (1964) S. 75.

²⁸ Meyer S. 313, besonders Jokl (Anm. 6) S. 137.

²⁹ Çabej (Anm. 13) S. 55f.

³⁰ Çabej (Anm. 27) S. 61; anders Camaj (Anm. 8) S. 106f.

³¹ Jokl, Mélanges H. Pedersen, Aarhus 1937, S. 128 und 138; weitere Literatur bei Huld S. 216f.

allen Nachbarsprachen noch auf: gr. *καρδία* f., lat. *cor, cordis* n., (ital. *cuore*), slaw. abg. *srъдъce* n. (nbg. *сръдце*, skr. *sr̥ce*).

13) *zgrop*, -i m., pl. -a „Magen“, sofern ursprünglich „Magengrube“, dann zu *grópē*, -a f., pl. -a „Grube, Loch“, (*z-*)*gropón* „ein Loch graben“³².

14) *témbél*, -lit n. „Gallenblase“, zu *émbel* „süß“, vgl. ai. *am-láh* „sauer“³³.

15) *dell*, -i m., pl. *dej* „Sehne, Ader“, aus voralb. **dōlo-*, allgemein zu ai. *dyáti*, gr. δέω „binden“ gestellt.

16) *lékvrē*, -a f., pl. -é „Haut, Fell, Leder“, von den Etymologika meist mit der Wurzel **lek-* „zerreißen“ (lat. *lacerāre* „ds.“) verknüpft³⁴.

17) *lot*, -i m., pl. -Ø „Träne“, möglicherweise zu arm. *lam* „weinen“, lat. *lamentum* „Wehklage“, – sofern nicht aus lat. *flētus*, -ūs m. „Weinen“, (vgl. *lúmē*, -i m., pl. -éñ „Fluß“ aus lat. *flūmen* n. „ds.“)³⁵. – Dieses Substantiv ist jedoch inneralb.; das idg. Wort für Träne lautete *(*d*)á̄*kru* n., vgl. gr. δάκρυ und δάκρυμα (davon lat. *lacrima* f.), got. *tagr*, ai. á̄*śru*, lit. *ašarà* f. usw.

18) *shpútē*, -a f., pl. -a „Fußsohle, Handfläche, Socken“ (neben *képútē*), vielleicht zu *képút* „zerreißen, abtrennen“, also nicht aus serb. *stòpa* „Fuß (als Maß)“³⁶.

C. Aus anderen Sprachen entlehnte Körperteilnamen

Eine beträchtliche Anzahl von Ktn. ist freilich aus anderen, benachbarten Sprachen entlehnt, darunter einige gebräuchliche bereits in antiker Zeit. Da wären zunächst ein paar mit agr. Ursprung zu nennen; hierzu sei verwiesen auf Hermann M. Ölb erg, Griechisch-albanische Sprachbeziehungen, Serta philolo-

³² Çabej, SFil. 22,3 (1968) S.100f. und 115.

³³ Pokorny (Anm.8) S.777; Mayrhofer (Anm.5) I S.46.

³⁴ Anders Camaj (Anm.8) S.44f.: zur Wurzel **ker-* „schneiden“.

³⁵ St. E. Mann, An Alb. Historical Grammar, Hamburg 1977, S.79; für lat. Lehnwort Meyer S.249.

³⁶ Meyer S.415: aus dem Serb.; dagegen Camaj (Anm.8) S.65.

gica Aenipontana II, IBK 17, Innsbruck 1972 (mit ausführlichen Erörterungen der einzelnen Lemmata):

1) *péllémbé*, -a f., pl. -é „Handfläche“, aus gr. παλάμη „flache Hand, Handfläche“ (poet., seit Il.)³⁷, vgl. lat. *palma* „ds.“ (ital. *palma*, rum. *palmă* „Handfläche“).

2) Eine Ableitung eines gr. Lehnwortes ist zu notieren in *mól-léz*, -a f., pl. -a „Backenknochen, Wange“, von *móllé*, -a f., pl. -é „Apfel, Apfelbaum“, das am wahrscheinlichsten von gr. dor. μᾶλον n. „Apfel“ kommt, auch lat. *málum* „ds.“ beruht auf μᾶλον³⁸.

Mehrere Ktn. sind zwar letztlich griechischer Herkunft, entlehnt hat diese das Alb. aber aus dem Lat., die weitaus größere Zahl von Ktn. stammt indes aus dem Lat. (wenn nicht aus einer roman. Sprache); an Literatur zu den lat. Lehnwörtern wäre zu nennen: E. Çabej, Zur Charakteristik der lateinischen Lehnwörter im Albanischen, *Revue de linguistique* 7, 1962; H. Haarmann, Der lateinische Lehnwortschatz im Albanischen, Hamburg 1972 und H. Mihăescu, *Les éléments latins de la langue albanaise*, *Revue des études sud-est-indoeuropéennes* 1, 1966.

Zuerst die lat. Lehnwörter mit gr. Ursprung:

3) *musták*, -u m., pl. -é (oder *mustéqe*) „Schnurrbart“, aus spätlat. *mustacium*, pl. -a „μύσταξ“ (nur in den Glossen), dieses aus gr. dor. μύσταξ, -κος m. „Schnurrbart, Oberlippe“. Auf *mustacium*, -a beruhen auch ital. *mustacchi* pl., im Balkanraum rum. *mustață*, bg. *mustáci* pl., skr. *mūstāć* sowie ngr. μουστάκι „Schnurrbart“ (dieses vielleicht unter Einfluß von μυστάκιον)³⁹.

4) *stomáh*, -u m., pl. -é „Magen“, wie bg. *stomáč* aus ngr. στομαχί n. „ds.“ (Diminutiv ursprünglich zu schon agr. στόμαχος „Speiseröhre, Magenmund“)⁴⁰; daneben *stomák* mit k wie in den anderen Nachbarsprachen ital. *stòmaco*, rum. *stomac*, auch skr. *stòmak* (mit Anfangsbetonung!), die jedoch lat. *stomac(h)us* „Speiseröhre, Magen“ (schon klass.) zur Grund-

³⁷ Çabej, SFil. 19, 1 (1965) S. 25 und 42; Ölberg (Anm. 4) S. 42.

³⁸ Ölberg (Anm. 4) S. 42.

³⁹ Meyer S. 293; zum Roman. s. Meyer-Lübke, Roman. etym. Wörterb. S. 479.

⁴⁰ Vgl. Meyer S. 393.

lage haben, dieses seinerseits beruht natürlich auf gr. στόμαχος. Denkbar wäre ein Einfluß der nördlichen Sprachen.

5) *shprétkē*, -a f., pl. -a (geg. *shpénétkē*) aus spätlat. *splēnēticus*, Adjektiv zu *splēn* „Milz“ (med.), das seinerseits mit gr. σπλήν m. „ds.“ identisch ist; dagegen stammen *splinē* f. wie rum. *spină* f. „ds.“ aus ngr. σπλήνα⁴¹. Das idg. Wort für Milz ist nur im Gr. (σπλήν, σπλήνα) und Slaw. (skr. *slezina*) erhalten geblieben.

Keine Körperteilnamen ursprünglich im Gr. waren:

6) *shpátull*, -a f., pl. -a „Schulter, Schulterblatt“, wie ital. *spalla* „ds., Achsel“ aus lat. *spatula* „Schulterstück vom Schwein“ (Apicius), „Rührlöffel“, dieses wohl aus gr. σπάθη „Weberblatt, Ruderblatt“ (att.), „flache Rippe“ (kaiserzeitl.)⁴².

7) *kémbē*, -a f., pl. -ē „Bein, Fuß“, aus lat. *camba* f. „Schienbein, Sprunggelenk (von Pferden)“ (Chiron, Veget.; vgl. ital. *gamba* „Bein“, rum. *gambă* „Unterschenkel“), dieses aus gr. καμπή „Biegung, Krümmung“. Die Bedeutungserweiterung von *kémbē* ist somit in umgekehrter Richtung verlaufen wie in slaw. abg. *noga* (nbg. *nogá*, skr. *nōga*) „Fuß, Bein“, rum. *picioar* „ds.“ (aus vlat. *peciolus* „Füßchen“). – Das idg. Wort für Fuß erscheint noch in gr. πούς (ngr. πόδι), lat. *pēs* (ital. *piede*).

8) *qíme*, -ja f., pl. -e „(einzelnes) Haar“, aus spätlat. *cyma* n. „Sproß, Stiel“, dieses aus gr. κῦμα n. „Woge“ (seit II.), „Sproß“ (hellenist.)⁴³.

Die Lehnwörter mit ausschließlich lat. Ursprung sind folgende:

9) *gjymtýrē*, -a f. „Glied“, pl. -ē „Gliedmaßen“, aus lat. *iunctūra* „Verbindung, Glied“ (beides klass.), aber erste Silbe wohl in lautlicher Anlehnung an *gjymtón* „verstümmeln“⁴⁴.

⁴¹ Mihăescu S.31, Haarmann S.49 und 151; zu *splinē* Çabej, Zur Charakteristik der lat. Lehnwörter im Alb., Revue de linguistique 7 (1962) S.183.

⁴² Zur Herkunft von *spatula* s. Walde-Hofmann, Lat. etym. Wörterb. II S.569; Ernout-Meillet, Dict. étym. de la langue lat. S.638f.; zu *shpátull* vgl. Jokl, Linguist.-kulturhistor. Untersuchungen aus dem Bereich des Alb., Berlin 1923, S.50f.

⁴³ Vgl. Haarmann S.50 und 122.

⁴⁴ Çabej (Anm.41) S.195.

- 10) *flok*, -u m., pl. -é „Haar, Flocke“, aus lat. *floccus* „Flocke, Faser“ wie ital. *fiocco* „Flocke“, rum. *floc* „Flocke, Zotte, Haarbüschen“^{44a}, – sofern nicht aus dem Rum. entlehnt.
- 11) *fytýrē*, -a f., pl. -a „Gesicht, Antlitz“, aus lat. *factūra* „Machen, Erschaffen; Geschöpf“ (klass.), dann (in Annäherung an *facies*) „Gestalt“ (seit Gellius).
- 12) *fáqe*, -ja f., pl. -e „Gesicht, Wange, Backe“, aus lat. *faciēs* f. „Gestalt, Aussehen“ (seit Plaut.), „Gesicht“ (klass.), vgl. in den rom. Sprachen ital. *faccia*, rum *fajă* „Gesicht“.
- 13) *témbla*, -t pl. „Schläfen“, aus lat. *tempora* pl. „ds.“ wie ital. *tèmpia* f., rum. *tîmplă* f. „Schläfe“.
- 14) *gójé*, -a f., pl. -é „Mund, Maul, Schnauze“, älter **gòle*, vielleicht aus lat. *gula* f. „Schlund, Kehle“ (seit Plaut.)⁴⁵ wie ital. *gola* „ds.“, rum. *gură* f. „Mund“ oder, was wahrscheinlicher ist, erst aus dem Ital. entlehnt. – Das idg. Erbwort (wie lat. *ōs* n. „Mund“) findet sich noch im Slaw.: abg. *usta*, nbg. *ustá*, skr. *ûsta* pl. „Mund“.
- 15) *gúshé*, -a f., pl. -a „Kehle, Gurgel; Kropf“, aus lat. *geusiae* f. pl. „Rachen, Schlund“ (Marcell., Gloss., wohl von Haus aus gall.-lat.) wie ital. *gozzo* m. „Kehle, Schlund“ und rum. *gușe* f. „Gurgel, Hals“ (vgl. dazu auch bg. *guša* „Hals“, skr. *gūša* „Kehle, Kropf“, ngr. *γκούσα* „Kropf, Fleischmagen“), – sofern die Parallelen in den Balkansprachen nicht sämtlich Lehnwörter aus dem Rum. sind⁴⁶.
- 16) *shpíné*, -a f., pl. -a „Rücken“, aus lat. *spīna* f. „Dorn, Rückgrat“ (klass.) wie ital. *spina* „ds.“.
- 17) *íjé*, -a f., pl. -é „Hüfte, Lende“, aus lat. *ilia*, -um n. pl. „Weichen, Schamgegend“ (klass.) wie rum. *ije* f. „Unterleib“.
- 18) *kófshé*, -a f., pl. -é „Oberschenkel, Hüfte“, aus lat. *coxa* f. „Hüfte, Hüftgelenk“ (seit Cels.; idg. Erbwort wie ahd. *hahsina* „Kniebug“, air. *coss* „Fuß“, ai. *kákṣā* „Achselhöhle“), vgl. im

^{44a} Meyer S.108 f., Haarmann S.98 und 126.

⁴⁵ Vgl. Meyer S.126, dagegen Huld S.102: aus dem Ital.

⁴⁶ Meyer-Lübke (Anm.39) S.320; Cioranescu, Dicc. etim. rum. S.385 f.; für Entlehnung aus dem Rum. Walde-Hofmann (Anm.42) I S.596; Skok, Etim. rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika I S.637 f.

Roman. ital. *còscia*, rum. *coapsă* f. „Oberschenkel“ (mit Labial wie *kófshé*)⁴⁷.

19) *púlpē*, -a f., pl. -a „Wade“, wie rum. *pulpă* f. „Wade, Fleisch“ aus lat. *pulpa* f. „Dickfleisch“ (seit Cato).

20) *shóllé*, -a f., pl. -é „Fuß-, Schuhsohle“ aus lat. *sōlea* f. „Schnürsohle, Sandale“ (schon alat.), „Fußsohle von Tieren“ (Veget.).

21) Kein Ktn. im Lat. liegt zugrunde in *shúall*, -i m., pl. *shóje* „Fußsohle“, aus lat. *solum* „Grund, Boden“⁴⁸.

Weitere Ktn. sind Ableitungen:

22) *qiellzé*, -a f. „Gaumen“, zu *qiell*, -i m., pl. *qíej* „Himmel“, das von lat. *caelum* (-us) „ds.“ herstammt; die gleiche Bedeutungsübertragung erscheint in gr. οὐρανός „Gaumen“ (seit 2. Jh. n. Chr.) aus οὐρανός „Himmel“, vgl. im Slaw. bg. *nebcé* und skr. *nēpce* „Gaumen“ von *nebé* bzw. *nēbo* „Himmel“, im Rum. *cerul gurii* („Himmel des Mundes“).

23) *nófull*, -a f., pl. -a „Kiefer“, vielleicht aus **nē ofull* „in den Mund“, wobei *ofull* von lat. *offula* f. „kleiner Bissen“ (seit Varro) entlehnt ist⁴⁹.

Sehr wenige Ktn. haben auch südslaw. (bg. oder serb.) Herkunft:

24) *trup*, -i m., pl. -a „Körper, Leib; Stamm“, zu abg. *trupъ* m. „Leichnam“, nbg. *trup*, skr. *trūp* „Rumpf, Leiche“.

25) *grusht*, -i m., pl. -é (-a) „Faust, Faustschlag“, vgl. slaw. abg. *grъstъ* f. „Handvoll“ (nbg. *grъst* „ds.“, skr. *gr̥st* „hohle Hand“), bisher als frühe slaw. Entlehnung angesehen, aufgrund des *u*-Vokalismus aber möglicherweise urverwandt⁵⁰.

26) *bubrék*, -u m., pl. -é „Niere“, zu bg. *bъbreg*, skr. *bùbreg* m. „ds.“.

Einige Ktn. sind türk. Fremdwörter, die selber z. T. letztlich arabischen Ursprung besitzen; hier sei die Arbeit von N. Boretzky, Der türkische Einfluß auf das Albanische, Wiesbaden 1975/76, Bd. I + II genannt:

27) *ashík*, -u m., pl. -é „Knöchel“, von türk. *aşık*.

⁴⁷ Zum Labial in *kófshé* s. Solta (Anm. 1) S. 144.

⁴⁸ Meyer S. 412, besonders Jokl (Anm. 42) S. 65.

⁴⁹ Çabej, SFil. 18,4 (1964) S. 105 und 114.

⁵⁰ Meyer S. 133 u. a.: Entlehnung; Camaj (Anm. 8) S. 35: urverwandt.

- 28) *damár*, -i m., pl. -ē „Ader“, wie skr. *damār* von türk. *damar*.
- 29) *xullufe* (*zullufe*), -t pl. „Schläfenlocken, Haarbüschel“, von türk. *zylyf* „Locke, Troddel“.
- 30) *qáfē*, -a f., pl. -a „Hals; Handgelenk“, wie rum. *ceafă* f. „Genick“ von türk. *kafa* „Hinterkopf“⁵¹.
- 31) *tabán*, -i m., pl. -e „Fuß-, Schuhsohle“, wie skr. *tāban* „Fußsohle“ von türk. *taban* „ds.“.
- 32) Von Haus aus kein Ktn. ist *kapák* (*i syrit*), -u m., pl. -ē „(Augen)lid“, eigentlich „Augendeckel“, von türk. *kapak* „Dekkel“.
- 33) Eine Ableitung haben wir in *lukth*, -i m. „Magen; Quellenaustritt“, zu *lug*, -u m., pl. -j(e) „Rinne, Trog“, aus türk. *oluk* „Rinne“.
- Schließlich ein Ktn. wahrscheinlich aus der Zigeunersprache:
- 34) *kar*, -i m. „männliches Glied“, aus zig. *kar* „Penis“⁵², – gegenüber dem idg. Erbwort in gr. πένις, lat. *pēnis* (aus **pesnis*).

D. Sonstige Körperteilnamen

Schon mehrfach stellte sich heraus, daß nicht alle Ktn. in ihrer Herkunft gesichert sind; besonders schwierig ist die etym. Bestimmung (als idg., inneralb. oder entlehntes Substantiv) indes bei onomatopoetischen Wörtern wie: *gērgélák*, -u m. „Kehle, Gurgel, Schlund“; *thith*, -a f., pl. -a „Zäpfchen“⁵³; *síšé* f. „weibliche Brust, Busen; Brustwarze, Zitze“ (etwa aus dem Slaw., vgl. skr. *síša* „(Mutter)brust, Zitze“?); *púpē*, -a f., pl. -a „Brustwarze; Hügel“ (vielleicht aus vlat. *puppa* „kleines Mädchen, Puppe; Mutterbrust“ (letztere Bedeutung spät, vgl. ital. *poppa* „Mutterbrust, Zitze“)⁵⁴. Doch auch bei anderen Ktn. bleibt die Etymologie ungeklärt, wie in *mushkéri*, -a f., pl. -Ø „Lunge“

⁵¹ Von Meyer S.219 abgelehnt, erneut vertreten von Huld S.170f. (auch mit Literatur zu anderen etym. Vorschlägen).

⁵² Çabej (Anm.12) S.151.

⁵³ Çabej (Anm.25) S.70f. und 81: Lallwort der Kindersprache.

⁵⁴ Meyer S.358: Kontamination aus einem lat. und einem slaw. Lehnwort.

(geg. *mushkēni*, aus voralb. **muskVniā* oder aufgrund von **mushk* aus lat. *mūsculus* „Maus; Muskel“)⁵⁵; *mēlci* (, -a f., pl. -θ) *e zezē* „Leber“, *mēlcí e bárdhē* „Lunge“ (vielleicht aus balkanlat. **mollisia* „Leber“?)⁵⁶; *gisht*, -i m., pl. -a (-ēra, -ērīnj; arb. *glish*) „Finger“ (zu **gel-* „stechen“ oder **lei-* „biegen“)⁵⁷ und andere.

III. Schluß

Zu den voreinzelsprachlich ererbten Ktn. läßt sich zunächst sagen, daß diese, besonders die gemeinidg., großenteils erwartungsgemäß dem Sprachschatz des Alltags angehören. Es fällt freilich auf, daß die gemeinidg. Ktn. – wenn man von unsicheren Beispielen wie *gjúhē* (altes Tabuwort)⁵⁸, *gji* und auch *shúrrē* außerdem absieht, die nur in jeweils einer westidg. Sprache eine Entsprechung besitzen – diejenigen, zu denen nur in ostidg. Sprachen Parallelen vorhanden sind, zahlenmäßig nur wenig überwiegen; allerdings hat fast die Hälfte der ostidg. Ktn. wiederum nur in jeweils einer Sprache (meist im Gr.) Parallelen. Bemerkenswerterweise erhärten indes gerade Ktn. wie *dhémb* und *dórē*, die in vielen Ostsprachen gute Entsprechungen haben, ja sogar unter den gemeinidg. Ktn. *mjékér* und *dírsé* – beide nämlich mit nur ostidg. *r*-Suffix – sowie die semantische Gleichung *sup* = *śuptih* die seit Krahe und Porzig geläufige Theorie, daß das Alb. zusammen mit dem Arischen (Indoiran.), Gr., Arm., Slaw. und m. E. dem Balt., Heth. und Toch. zu den ostidg. Sprachen zählt⁵⁹. Ferner hat das Alb. bisweilen als ein-

⁵⁵ Für *mūsculus* Çabej, SFil. 18,3 (1964) S.47 und 54; für **muskVniā* Hamp, The Alb. Words for „Liver“, in Issues in Linguistics, Illinois 1973, S.310–318. – Die Nachbarsprachen haben idg. Erbe bewahrt: gr. πλεύμων (ngr. πνευμόνι), lat. *pulmō* (ital. *polmone*, rum. *plămîn*) „Lunge“, slaw. abg. *pljušta*, skr. *plūča* pl.

⁵⁶ Hamp (Anm.55) ebda.

⁵⁷ Jokl (Anm.6) S.153: **gel-*; Camaj (Anm.8) S.124: **lei-*.

⁵⁸ W. Havers, Neuere Literatur zum Sprachtabu, Wien 1946, S.60ff.

⁵⁹ W. Porzig, Die Gliederung des idg. Sprachgebiets, Heidelberg 1954, S.174–182. Zum Ostidg. W. Meid, Probleme der zeitlichen und räumlichen Gliederung des Idg., in H. Rix, Flexion und Wortbildung, Wiesbaden 1975,

zige Balkansprache ostidg. Wortgut erhalten, nämlich in *bállē* und *pith* (beide mit apr. Parallele)⁶⁰, häufiger aber hat es umgekehrt gegenüber den Nachbarsprachen das idg. Erbwort aufgegeben:

Unter den inneralb. Ktn. sind eben die Ktn. mit ursprünglich andere Bedeutung in diesem Sinn als Neologismen zu verstehen, aber auch *zémér*, *bérryl* und *lot* unter den Ableitungen haben alte Ktn. verdrängt. Darüber hinaus fallen unter den Denominativa die ebenfalls von ostidg. Ktn. abgeleiteten Neubildungen *ballúke*, *dhémbállē* und *kraharór* ins Auge, ebenso hat *dell* ein ostidg. Verbum zur Grundlage. Die rd. 20 Lehnwörter aus dem Lat. beschränken sich zumeist auf bestimmte Körperbereiche; sie enthalten allein 2 Bezeichnungen für das Gesicht, 2 für das Haar, 2 des Mund-Rachen-Raumes (*gúshé*, *qiellzé*) und 6 aus dem Beinbereich (*kémbé*, *íjé*, *kóffshé*, *púlpé*, *shóllé* und *shú-all*). Ebenso schwach wie die gr. sind die slaw. Lehnwörter vertreten, nur die türk. Ktn. treten zahlreicher auf, bleiben aber ebenfalls hinter den lat. zurück. Dieser überwiegende Anteil der lat. Ktn. unter dem fremden Sprachgut ist aber durch die (wenn auch unvollständige) Romanisierung des Balkanraumes in spätantiker Zeit wohl begründet: Das Balkanlat. vermochte das Alb. zwar nicht (wie das Dakische) auszulöschen, wohl aber den alb. Wortschatz in vielen Bereichen aufzustocken. So sind diese lat. Ktn. wie auch die wenigen Ktn. aus dem Agr. durchaus als Lehnwörter bereits anzusehen – im Gegensatz zu den viel später entnommenen slaw. und türk. Ktn., die noch eher Fremdwortcharakter tragen. – Zusammenfassend kann man sagen, daß unter diesen rd. 80 Ktn. der Alltagssprache die voreinzelsprachlichen den entlehnten Ktn. etwa die Waage halten, auch die inneralb. Gruppe ist nur wenig schwächer vertreten. Dies alles gilt freilich nur unter dem Vorbehalt, daß nicht alle Ktn. klar etymologisierbar sind und unsere Auswahl mehr oder weniger eine willkürliche ist.

Zur Sprachschicht des sog. „Balkanbundes“ (Alb., Rum., Bg., am Rande Gr. und Skr., s. oben und Anm. 1) bliebe noch zu be-

S. 204–219; W. Euler, Indoiran.-gr. Gemeinsamkeiten der Nominalbildung und deren idg. Grundlagen, IBS. 30, Innsbruck 1979, S. 255–261.

⁶⁰ Vgl. Euler, Die Körperteilnamen im Apr., in IBS. 43, 1983, S. 39.

merken, daß dessen Wortgut verschiedenster Herkunft sein kann, sei es aus einer vorrömischen idg. Balkansprache, aus dem Alb., dem Balkanlat. oder einer sonstigen Sprache, die je auf dem Balkan gesprochen wurde; hierzu wären etwa folgende Ktn. zu rechnen: *búzé* „Mund“ und vielleicht *fáré* „Same“ (mit ostidg. Herkunft), *musták* „Schnurrbart“, *gúshé* „Kehle, Gurgel“ (balkanlat., sofern nicht erst rum.) sowie m. E. *qáfé* „Hals“, *tabán* „Fußsohle“ (türk.) und *síse* „Brustwarze“; auch die Lehnübersetzungen *qíellzé* „Gaumen“ und *njeríth* „Zäpfchen“ sowie *kémbé* in der erweiterten Bedeutung „Bein, Fuß“ sind hier aufzuführen. Ein Gutteil dieser Ktn. des Balkanbundes läßt sich leicht dem Mundbereich zuordnen (die lat.), zumeist sind es eher volkstümliche Ausdrücke.

So stellt sich wieder heraus, wie sehr ein Teilbereich des Grundwortschatzes wie die Körperteilnamen uns Aufschluß über das Werden und Wesen einer Sprache wie das Albanischen geben können: Die Ktn. stellen ein getreues Abbild des Alb. als ostidg. Sprache dar, die ungeachtet der mannigfachen Einflüsse schon seit der griechisch-römischen Antike sowie ihrer späteren bewegten Geschichte inmitten der Balkanhalbinsel ihre Eigenständigkeit als indogermanische Sprache beibehalten hat.

Karl-Marr-Straße 1,
D-8000 München 71

Wolfram Euler

Volscian *sepu*/Oscan *sipus**

0. Volscian *sepu* 'sciente' (abl. sg.; Lex Velerina line 3) and Oscan *sipus* 'sciens' (nom. sg.; Tabula Bantina lines 5 & 14) are among the most problematic primary derivatives in Italic. Although there have been many attempts to explain the morphological structure of these words (see below 1.), there is as yet no analysis which is so convincing that it is acceptable to all authorities. In this case it is unlikely that a definitive analysis can ever be presented, since there are so little data to work from. Nevertheless, it is possible to make a strong case for preferring one of the competing analyses of the morphological structure of Volscian *sepu*/Oscan *sipus* over the others. In this paper it is argued that Volscian *sepu*/Oscan *sipus* are best analyzed diachronically as *-*uo*- formations.

1. Three interpretations of the morphological structure of these words can be found in the literature:

1) primary *-*ues/uos*- formation (a perfect active participle formation), i.e. root **sēp*⁻¹ + *-*ues/uos*- suffix, either in full grade with syncope of the short vowel or in zero grade (e.g. Bottiglioni 1954, p. 135, 430; Pisani 1964, p. 55; Schmidt 1883, p. 372 ff.; Unterman 1956, p. 126; von Planta 1973 II, p. 396);

2) primary *-*uo*- formation, i.e. root + *-*uo*- suffix with syncope of the short vowel (e.g. Bottiglioni 1954, p. 107; Bugge 1853, p. 383; Grienberger 1928, p. 34; Vetter 1953, p. 18–19; von Planta 1973, p. 396);

3) *u*-stem (Gusmani 1970, p. 45 ff.; Pisani 1964, p. 55).

1.1 The standard interpretation, after Schmidt (1883, p. 372 ff.), sees Volscian *sepu*/Oscan *sipus* as perfect active parti-

* I would like to thank Brian Joseph and Arnold Zwicky for their insightful comments on earlier versions of this paper.

¹ **sēp*- is full grade of a root whose zero grade appears in the Latin verb *sapio* 'taste, savor.' For additional *a/ē* alternations in Italic compare Latin *facio/fēci* 'make' and *capiro/cēpi* 'seize'.

ciples. The most serious difficulty² with this analysis is the fact that there are problems accounting for the semantics of obviously related forms, namely Oscan *facus* and *praefucus*.³ In the *Tabula Bantina* *facus* and *praefucus* are used with distinctly passive meanings, e.g. *facus estud* = "factus esto," *praefucus* = "praefectus." It is difficult to reconcile the passive meanings of these words with the fact that perfect participial formations in **ues/uos-* are "active" in voice in PIE. (Brugmann 1906, p. 563 ff.). Moreover, it is difficult to assume that participial formations in *-*ues/uos-* took over the function of *-*to*-participles since participles with this affix are present in the Italic dialects with their original passive value (see Buck 1928, p.180; von Planta 1973 II, p.397–401). For semantic reasons then the perfect active participle analysis is difficult to maintain.

Gusmani (1970, p.45–49) argues that no other type of formation need be assumed unless the most obvious analysis, that of a *u*-stem, proves to be unsatisfactory. As a result he attempts to show that a *u*-stem formation is possible on phonological, morphological, and semantic grounds. The greatest problem with the *u*-stem analysis concerns the syncopation of syllable final vowels.⁴ There are no examples of *u*-stem nominative singulars in the Italic dialects. But it would be unsound methodologi-

² A less serious objection, but one important from a comparative point of view, is the fact that Latin has numerous *-*yo-* formations but no participles in *-*ues/uos-*.

The perfect active participial analysis also presupposes the reanalysis of Volscian *sepu* as a vocalic stem. Pisani (1964, p. 55) suggests that *sepu* could be derived from zero grade of a perfect active participle by misanalysis of the suffix *-us* as suffix *-u-* plus ending *-s* on the model of *u*-stems. This analysis encounters the same problem as the *u*-stem analysis (see section 1.1, paragraph 2), namely that the short *-u* of the suffix would in all likelihood have been syncopated. For this reason Untermann (1956, p. 126–127) suggests that Volscian *sepu* was remade to an *o*-stem. Although he does not provide any motivation for such a reanalysis, one could easily imagine *-*yo-* formations providing a model.

³ Oscan *praefucus* is from earlier **praifacu(o)s* with syncope of the medial vowel and epenthesis (Gusmani 1970, p. 146).

⁴ Untermann (1956, p. 126–127) also points out that *u* in final syllables would be syncopated. However, he does not discuss this point in any depth.

cally to assume that, because there are no data which bear on deletion of *u* in final syllables, that *u* was not deleted in this context. Despite the lack of positive evidence, there is a good indication that syllable final *u* in disyllabic words ending in *s* was syncopated in the Italic dialects.⁵ In fact the evidence from Italic seems to indicate that any short vowel in final syllables, regardless of its quality, was syncopated,⁶ e.g. Paelignian *pes* 'pius' < **pīos*, *uus* 'uobis' < **uōbhos*; Umbrian *mers* 'ius' < **medos*, *pacer* 'propitius' < **pakris*; Oscan *mins* 'minus' < **minos*, *hurz* 'hortus' < **ghortos*; Marrucinian *lixs* 'leges' < **lēges*. Moreover, if one is going to argue that *sipus* is an original *u*-stem formation, then some explanation must be found for the preservation of *u* in these contexts as opposed to the syncope of other vowels. However, there is no apparent phonetic reason which would explain the preservation of *u* here. In fact the loss – not retention – of *u* is probably to be expected on phonetic grounds. In languages in which vowel syncope is the result, first of vowel reduction, and then deletion (which is almost certainly the case for Volsian and Oscan),⁷ it seems to be the case that reduction (as well as deletion) proceeds from low vowels to high vowels (Donegan-Miller 1972, p.484). Since there is evidence for the deletion of the high vowel *i* it is reasonable to assume also the reduction (and deletion) of *u*. Thus from a *u*-stem **sēpus* one would expect, for phonetic reasons, **sēps*, with syncope of syllable final *u*.

In addition to the syncope problem there is one additional piece of evidence which may suggest, depending on its interpretation, that Volsian *sepu* cannot be a *u*-stem from **sēpūd*. The Volsian word *bim*⁸ is generally interpreted as meaning "cow,

⁵ The only possible objection to syncope of syllable final *u* is the Umbrian form *erūs* (acc. sg.). But this form can hardly be used as evidence since its etymology and meaning are unknown (see Poultney 1959, p.304–305).

⁶ There is no positive evidence for the syncope of short *a* in this context either.

⁷ Vowel syncope can also result from vowel devoicing and deletion. In this case it is the high vowels which are first devoiced and then deleted (see Donegan 1978, p.30 and 53).

⁸ The relevance of Volsian *bim* for the interpretation of *sepu* has been overlooked up to now. Gusmani (1970), for example, does not even mention *bim* in his discussion of Oscan *sipus*/Volsian *sepu*.

ox" and considered cognate to Umbrian *bum*, Latin *bouem*⁹, Sanskrit *gām*, etc. It is generally assumed (see Poultnay 1951, p.116–117) that the *i*-vocalism in this word is the result of a sound change whereby $*\bar{u} > i$, $*b\bar{u}m > bim$. The crucial assumption here is that Volsian $*b\bar{o}m < \text{IE. } g^w\bar{o}m$ was remade to $*b\bar{u}m$ after the word "pig" $*s\bar{u}m$, cf. Umbrian *sim* "pig."¹⁰ If this analysis is accepted then Volsian *sepu* cannot be analyzed as a *u*-stem on phonological grounds. From an original *u*-stem formation $*s\bar{e}p\bar{u}d$ one would expect $*s\bar{e}p\bar{i}d$.

2. The most reasonable PIE. formation, then, which could yield Volsian *sepu*/Oscan *sipus* is a verbal adjective formation in $*\underline{u}o-$. Diachronically, Oscan *sipus* can be derived from $*s\bar{e}p\bar{u}os$ via final vowel syncope and raising of $*\bar{e}$;¹¹ Volsian *sepu* must be derived from an ablative formation $*s\bar{e}p\bar{u}od$ via raising of $*\bar{o}$ (see *toticu* $< *t\bar{o}utik\bar{o}d$, *estu* $< *est\bar{o}d$).¹²

There are, despite Gusmani's protest to the contrary, no phonological or morphological problems with such an analysis. Primary $*\underline{u}o-$ formations are common in PIE. and frequent in Italic (see Brugmann 1906, p. 199 ff.). Phonologically, the syncope

At this point it is convenient to mention that some scholars (see Grienberger 1928, p.32) have attempted to interpret *bim* as equivalent to Paelignian *biam*, Marrucinian *bea* (acc. sg.), Umbrian *bio* (nom. sg.)/*bia* (acc. sg.) 'water basin.' This interpretation is problematic on phonological and semantic grounds. First, *ā* in final syllables is not syncopated; in fact vowels are not syncopated before final *m* in general. Second, the meaning 'water basin' does not make much sense in a context which calls for a object which can be offered as part of an expiatory sacrifice.

⁹ Latin *bouem* is actually a dialectal form, supposedly borrowed by Roman speakers from one of the rural Latin dialects in which labiovelars were treated as labials (Ernout & Meillet 1939, p.115).

¹⁰ It is not possible to derive Volsian *bim* from Italic $*b\bar{o}m$ by phonological change alone. Although Volsain does raise the mid back vowel $*\bar{o}$ to *u*, this change is in a counterfeeding relationship with the proposed change $*\bar{u} > i$, as words like *toticu* $< *t\bar{o}utik\bar{o}d$ and *estu* $< *est\bar{o}d$ show. Thus, if Volsian *bim* is to be derived from $*b\bar{o}m$, it is necessary to rely on some combination of phonological and morphological change.

¹¹ The raising of PIE. $*\bar{e}$ to *i* is common in the Tabula Bantina, e.g. *ni* $< *n\bar{e}$ 'not', *hipid* $< *h\bar{e}p\bar{e}d$ 'habuerit' (Vetter 1953, p. 18).

¹² It is also necessary to maintain that the sequence $*\underline{u}u-$ was simplified to $-u-$ or that $-u-$ can represent [yu] phonetically.

of the vowel in the final syllable after *u* can be supported by parallel cases of vowel syncope in disyllabic words (see Bottiglioni 1954, p. 52–53). And there are no problems with the semantics of such a formation. Derivations exist which attest both passive and active meanings (see Brugmann 1906, p. 202 ff.): Skt. *rkva-* ‘praising’ to Skt. *rc-* ‘praise’; Latin *aruum*, Umbrian *aruam-en* ‘cultivated land’ to Latin *arāre* ‘plough’; Latin **frīuos* (*refrīua*) ‘crushed, crumbled,’ cf. OHG. *brīo*, Old English *brīw* ‘mash,’ Latin *friāre* ‘crush, crumble’; Skt. *pakva-* ‘ripe’ to Skt. *pac-* ‘cook.’

3. Clearly then the analysis which sees Volsian *sepu*/Oscan *sipus* as a **-uo*-formation has a distinct advantage over other analyses. The perfect active participle analysis has problems with the semantics of these formations; the *u*-stem analysis fails to take into consideration the syncope of final vowels in disyllabic words and, if the analysis of Volsian *bim* outlined above is accepted, cannot satisfactorily explain the *u*-vocalism of *sepu* in light of the fact that **ū* may be fronted to *i* in Volsian. Only the analysis of these words as **-uo*-suffixed forms does not encounter any such problems. As a result it seems this analysis is to be preferred over the others.

References

- Bottiglioni, G., 1954, *Manuale dei Dialetti Italici*, Bologna.
- Brugmann, K., 1906, *Grundriß der vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen*. Zweiter Band, Straßburg, Karl J. Trübner.
- Buck, C. D., 1928, *A Grammar of Oscan and Umbrian*, Chicago, Ginn and Company.
- Bugge, S., 1853, *Zu Erklärung der oskischen Sprachdenkmäler*, KZ. 2, p. 382–387.
- Donegan-Miller, P., 1972, *Vowel Neutralization and Vowel Reduction*, Papers From The Eighth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society, Department of Linguistics, Chicago, University of Chicago; p. 482–489.
- Donegan, P., 1978, *On the Natural Phonology of Vowels*. OSU. Working Papers in Linguistics No. 23.
- Ernout, A., Meillet, A., 1939, *Dictionnaire étymologique de la Langue Latine*, Paris, C. Klincksieck.
- Grienberger, J., 1928, *Italica* 7. *Die Bronzetafel von Velletri*, KZ. 56, p. 28–35.
- Gusmani, R., 1970, *Oscos *sipus**, AGI. 55, p. 145–149.

- Pisani, V., 1964, *Manuale Storico della Lingua Latina*. Vol IV, Torino, Rosenberg and Sellier.
- Poultney, J., 1951, Volscians and Umbrians, *AJPh.* 72. 2, p.113–127.
- 1959, *The Bronze Tables of Iguvium*, Philadelphia, Linguistic Society of America.
- Schmidt, J., 1883, Das suffix des participium perfecti activi, *KZ.* 26, p.332–377.
- Untermann, J., 1956, Die Bronzetafel von Velletri, *IF.* 62. 2, p.123–135.
- Vetter, E. 1953, *Handbuch der italischen Dialekte*, Heidelberg, Carl Winter.
- von Planta, R., 1973, *Grammatik der Oskisch-Umbrischen Dialekte*, 2 Vols., Berlin, Walter de Gruyter.

Department of Classics,
University of Massachusetts
at Amherst,
Amherst, MA. 01003,
U.S.A.

Rex Wallace

Das Lateinische und die Alteuropa-Theorie *

Über die Geschichte des Lateinischen und seine Vorgeschichte, über seine Beziehungen zu den anderen italischen Dialekten und indogermanischen Sprachen ist in Aufsätzen, Abhandlungen und unseren Handbüchern schon so viel geschrieben worden, daß man die Meinung vertreten könnte, in dieser Frage lassen sich außer Wiederholungen keine Fortschritte mehr erzielen. Selbst die Ortsnamen sind im Hinblick auf mögliche Substrateinflüsse mehr als anderswo bei der Untersuchung des Lateinischen berücksichtigt worden¹ und in jüngster Zeit fehlt es auch nicht an soziolinguistischen Aspekten².

Wenn nun aber synchrone und diachrone, strukturalistische, generative und soziolinguistische Fragestellungen auf das Lateinische schon Anwendung gefunden haben, was kann dann – so wird man fragen – ein Indogermanist abgesehen von minutösen Detailfragen noch Neues zum Lateinischen beitragen wollen?

Man sollte damit beginnen, daß die allseits akzeptierte Aussage, das Lateinische sei eine indogermanische Sprache, nicht in dem Sinne verstanden werden darf, daß es über reichlich dubiose Zwischenstufen wie das Italische und Italo-Keltische auf eine idg. Grund- oder Gemeinsprache zurückzuführen sei. Es

* Die folgenden Ausführungen bildeten die Grundlage für Vorträge, die am 13., 15., und 18. III. 1985 in Bologna, Pisa und Pavia in italienischer Sprache gehalten wurden. Für die Ermöglichung dieser Vorträge möchte ich auch an dieser Stelle vor allem den Kollegen Gu. Calboli, Bologna, und O. Carruba, Pavia, meinen herzlichsten Dank aussprechen.

¹ C. Battisti, *Sostrati e parastrati nell'Italia preistorica*, Firenze 1959. G. B. Pellegrini, *Toponimi ed etnici nelle lingue dell'Italia antica* in: *Lingue e dialetti dell'Italia antica* (ed. A. L. Prosdocimi, Padova 1978) S.81–127. – G. P. Sicardi, R. Caprini, *Toponomastica storica della Liguria*, Genova 1981.

² Zuletzt: G. Giacomelli, *Problemi di storia linguistica del latino dialettale I: Ricerche falische*, Firenze 1978. – *Graeca Italica, Studi sul bilinguismo-diglossia nell'Italia antica*, Brescia 1983.

handelt sich dabei – wie ich meine – um ein Mißverständnis, das mit August Schleicher und seinem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die vergleichende Sprachwissenschaft eingeführten Stammbaum aufkam und darin bestand, daß man den Verzweigungen des sprachlichen Stammbaums entsprechend dem phylogenetischen Stammbaum in der Biologie sprachliche Realität zuschrieb. Tatsächlich stehen an diesen Stellen immer nur ausgewählte Merkmalbündel, die man einer, aber auch mehreren sprachlichen Entitäten zuweisen kann. Latein – eine idg. Sprache, heißt also nur, daß das Lateinische in Grammatik und Wortschatz eine Reihe von charakteristischen Merkmalen aufweist, die in anderen idg. Sprachen wiederkehren.

An die Stelle der idg. Grundsprache setzen wir daher ein weiträumiges Sprachkontinuum, das durch stetige Übergänge charakterisiert ist, und zwar so, daß sich jeweils die Nachbarn verständigen konnten, aber diese Verständigungsmöglichkeit mit der Entfernung von einem beliebigen Ausgangspunkt allmählich abnahm. Es geht also nicht darum, das Lateinische auf eine Grundsprache zurückzuführen, sondern darum, seinen Ort innerhalb dieses Kontinuums mit seinen unterschiedlichen Nachbarschaftsbeziehungen zu bestimmen. Die Frage, ob dieses Kontinuum auf eine kleine Keimzelle, eine idg. Grundsprache oder aber auf eine Verschmelzung mehrerer solcher, u. U. auch nicht-idg. Sprachen zurückzuführen sei, ist mit wissenschaftlichen Mitteln nicht zu entscheiden und muß der glottogenetischen Spekulation überlassen bleiben. Das bedeutet dann aber sogleich, daß man versuchen muß, die Verwandtschaftsbeziehungen, die bekanntlich außerhalb von Raum und Zeit stehen (man kann ja Sprachen aus der Zeit um die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends mit denen aus der Mitte des 2. nachchristlichen Jahrtausends vergleichen), in irgend einer Weise auch geographisch festzumachen³.

Dazu verhilft uns die sogenannte Alteuropa-Theorie, die Hans Krahe in den vierziger und fünfziger Jahren entwickelt

³ Dazu W. P. Schmid, Indo-European – Old European, On the reexamination of two linguistic terms in: Proto-Indo-European. The Archeology of a Linguistic Problem. Studies in Honor of Marija Gimbutas (ed. S. N. Skomal and E. C. Polomé, Washington D.C.) (im Druck).

hat und die inzwischen theoretisch modifiziert und durch reichhaltiges Material ergänzt werden konnte. Die wesentlichen Punkte dieses Konzepts sind folgende:

- 1) Der Begriff Alteuropa und das Adjektiv alteuropäisch bezeichnen eine bestimmte Klasse von Gewässernamen.
- 2) Ein Gewässername gehört dann in die Klasse der alteuropäischen Namen, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind:
 - 2.1) Der Name muß mit den Mitteln der Indogermanistik analysiert werden können, d.h. ihm muß die Struktur idg. Erbworter zugewiesen werden. Er besteht also aus einem lexikalischen Element L(exem) + einem wortbildenden Element M₁ und einem flexivischen Element M₂.
 - 2.2) Die Lexeme stammen aus dem semantischen Feld von „Fluß, fließen, Feuchtigkeit, Nässe“ und anderen Eigenschaften des Wassers.
 - 2.3) M₁ + M₂ sind stets ≠ Ø, d.h. Wurzelstämme fehlen.
 - 2.4) Der Name muß gemäß den Regeln seiner Struktur morphologische Entsprechungen in anderen Teilen Europas haben.
- 2.5) Struktur und Verbreitung des Namens verbieten jegliche Zuordnung zu einer bestimmten Einzelsprache.

Es hat sich gezeigt, daß solche Namen in unterschiedlicher Dichte über ganz Europa von Skandinavien bis auf den Balkan, von Spanien bis an den Don verbreitet sind und ein Kontinuitätszentrum in den heute oder ehemals baltischen Gebieten besitzen. Sie bilden sicherlich den ältest erreichbaren Namenbestand, aber spiegeln nicht den ältest erreichbaren Sprachzustand in Europa wider. Mit ihrer Hilfe kann man das zuvor geforderte Kontinuum geographisch festmachen und das Verhältnis der idg. Einzelsprachen zu dieser Namenschicht bestimmen. Es hat sich herausgestellt, daß es Gebiete gibt, in denen sich diese alte Namenschicht kontinuierlich bis in die heutige Gewässernamengebung fortsetzt (wie etwa im Baltikum), daß es andere Gebiete gibt, wo zwischen den Namen und den bezeugten Einzelsprachen ein Bruch zu beobachten ist (wie etwa in Skandinavien) und endlich auch solche, in denen es zwar idg. Sprachen gibt, diese alte Namenschicht aber fehlt (Griechen-

land). Das bedeutet, daß man mit Hilfe der Gewässernamen dieses Typs zu Aussagen gelangen kann, die für die Ausgliederung der idg. Einzelsprachen, also auch des Lateinischen, aus dem Gesamtkontinuum von Bedeutung sind⁴.

Nachdem deutlich wird, daß die Gewässernamen geeignet sind, unsere Verwandtschaftsbeziehungen räumlich zu ordnen, wird man natürlich fragen, ob man auch zeitlich zu verbesserten Einsichten gelangen kann. Leider ist man hier – wie bei allen indogermanistischen Konstruktionen – auf vage Schätzungen angewiesen, die sich meist nicht auf sprachliche Gegebenheiten, sondern auf historische oder prähistorische Zeugnisse stützen. Allerdings wird man sagen können, daß sich die Vorläufer des Hethitischen, des Griechischen und des Indoiranischen schon aus diesem Bereich gelöst haben müssen, noch ehe die Hydronymie zu ihrer vollen Ausbildung gelangt war. Das bedeutet, daß man sich auf der einen Seite von prähistorischen Argumenten lösen und auf der anderen Seite den Spielraum für zeitliche Schätzungen erheblich einengen kann. Weiter darf man nicht erwarten, daß das ganze Kontinuum gleichzeitig – wie auf behördliche Anordnung – seine Gewässer benannte. Vielmehr wird man auch hier einen längeren Zeitraum ansetzen müssen, in welchem unsere genannten Bedingungen erfüllt werden konnten.

Unsere Aufgabe wird es nach diesen Vorbemerkungen sein, das Lateinische in Beziehung zu dieser alteuropäischen Hydronymie zu setzen und zu fragen, welche Aussagen sich aus dieser Relation herleiten lassen.

Zunächst möchte ich aus dem appellativischen Wortschatz des Lateinischen einige Beispiele anführen, von denen man erwarten sollte, daß sie in der Gewässernamengebung Italiens eine Rolle spielen:

1. Lat. *aqua* mit seinen typisch lateinischen Ableitungen *aquarius*, *aqualis*, *aquatus*, *acosus*, *aquula* hat bekanntlich in den germanischen Sprachen genaue Entsprechungen (got. *ahwa* „Fluß, Gewässer“, ahd. *aha* etc.). Weniger bekannt ist, daß

⁴ Vgl. W. P. Schmid, *Onomastica* 27 (1982) S.55–59; *Sprachwissenschaft* 8, 2 (1983) S.101–113.

auch im Baltischen Verwandte vorhanden sind, z. B. lett. *aka* „Brunnen“. Das eigentlich Interessante aber ist die Tatsache, daß zwar der Plural dieses Wortes *Aquae* in Ortsnamen vorkommt (*Aquae Sextiae*) und auch ein Ortsname wie *Aquinum* in Latium zu finden ist, aber in der Gewässernamenengebung Italiens *aqua* überhaupt keine Rolle spielt. Umgekehrt finden wir nördlich der Alpen eine ganze Reihe von Namen⁵, die eine Entsprechung von *aqua* als Etymon aufweisen: Hierher gehört der Name des Nebenflusses der Wolga, russ. *Oka*, ferner *Očesa* im Dnjeporgebiet (aus einem balt. **Akesa*), *Okena* im Wilna-Gebiet mit seiner germanischen Entsprechung im Namen der Åland-Inseln (*Ahvenan maa*), **Aquara* (heute *Acher*) heißt ein badiischer Nebenfluß des Rheins, **Aquantia* (heute *Echaz*) heißt ein Nebenfluß des Neckars. Auf ein **Aquina* weist die heutige „Ehn“, ebenfalls in Süddeutschland. **Aquila* ist die ältere Form des Namens *Eichel*, eines Nebenflusses der Saar. Sie könnte mit dem Ortsnamen *Aquileia* verbunden werden. Schließlich gibt es noch im germanischen Bereich *jo*-Ableitungen: **agʷjō*, ahd. „Aue“, und mit *a/ē*-Ablaut **ēgʷja-* in altengl. *éagor* „Flut“, anord. *ægir* „Gott des Meeres“, welche Form wohl auch im Namen der *Eider* (< **Egidora*) erhalten ist.

Aus den genannten Beispielen geht hervor, daß das lateinische *aqua* nicht nur im appellativischen Wortschatz, sondern auch in der Hydronymie nördlich der Alpen von der oberen Wolga bis zum Oberrhein zahlreiche, durch Ableitungen und Ablaut charakterisierte Entsprechungen hat, die, abgesehen von der *-l*-Ableitung, in Italien nicht vorkommen. Auf das Alter der Namensbildungen werden wir später noch zurückkommen.

2. Der alte *u*-Stamm lat. *lacus* mit seiner Ableitung *lacūna* hat wiederum Entsprechungen im Germanischen (asächs. *lagu* [< **laku*], altisländ. *logr* „See, Wasser“, neben *lā* [< **laho*]

⁵ Zu den *aqua*-Namen vgl. H. Krahe, *Unsere ältesten Flußnamen*, Wiesbaden 1964, S. 41 f.; A. Greule, *Vor- und frühgermanische Flußnamen am Oberrhein* (Beitr. z. Namenforschung, Beiheft 10, Heidelberg 1973) S. 40 f. W. P. Schmid, IF. 70,3 (1966) S. 322–325; Zum Namen der *Eider*: G. Kvaran Yngvason, *Untersuchungen zu den Gewässernamen in Jütland und Schleswig-Holstein* (Diss. Göttingen 1981) S. 15 f. Zu *ēgwja-*: G. Darms, *Schwäher und Schwager, Hahn und Huhn*, München 1978, S. 25–33.

„Strandwasser, See“). Diesmal treten jedoch auch das Griechische mit *λάκκος* „Teich, Zisterne“, das Keltische mit *loch* n. „See, Teich“ (< **laku*) und endlich auch das Slavische mit *loky* „Lache“ hinzu. Wichtig ist wiederum, daß dieses Wort in Italien keine alten Gewässernamen bildet, wohl aber tauchen sie im Namen der *Leine* (< *Lagina*) auf, der mit dem litauischen Flußnamen *Lakina* gleichgesetzt werden könnte. Dort auch gibt es Seenamen wie *Lakajà*, *Lakesas*, und den lett. Flußnamen *Laka*. Dazu gehören auch Gewässernamen wie *Lakmenià*, *Lekmené* mit den Appellativen *lakmenà*, *lekmenis* „Sumpf“. Die Beurteilung des Namens des Rheinmündungsarms *Laka* > *Lek* und des Ortsnamens *Leck* in Südtiernordern hängt davon ab, ob man neben **laku* auch ein **lag-* anerkennt, zu welchem engl. *lake*, deutsch „Lache“ gestellt werden⁶. In Italien finden sich keine Entsprechungen.

3. Lat. *lutum* „Dreck“ gehört zu einer gerade im Baltischen reich verzweigten Wurzel mit der allgemeinen Bedeutung „Sumpf, sumpfig“. Dazu gehören aber auch poln. Gewässernamen *Lutynia*, *Luciąża*, ebenso wie gall. ON. *Luteva*, *Lutetia*. In der alten Gewässernamengebung Italiens fehlt dieses Etymon⁷.

4. Bekanntlich hat das lat. Wort *mare* vom Keltischen bis zum Slavischen genaue Entsprechungen. Auffallend ist wiederum, daß Ableitungen und Ablautformen dieses Etymons in Litauen, an der oberen Oder, auf dem Balkan, in Schleswig-Holstein, in Holland vorkommen, dagegen nur spärlich in Oberitalien (*Marano*, *Marecchia*)⁸.

⁶ Zu *lacus* vgl. J. Pokorny, Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch, Bern 1949–1969, S. 653; Zu den baltischen Namen: A. Vanagas, Lietuvių hidronimų etimologinis žodynas, Vilnius 1981, S. 178 f., 185. W. P. Schmid, IF. 77 (1972) S. 8 f. A. Greule, a. a. O. S. 36. Zu *Lek*: H. Krahe, a. a. O. S. 97 (S. 99 zu *Leine*).

⁷ Zu *Lutynia*, *Luciąża*: J. Udolph, Die Stellung der Gewässernamen Polens innerhalb der alteuropäischen Hydronymie (ungedr., Göttingen 1984) S. 170–180.

⁸ H. Krahe, Vorgeschichtliche Sprachbeziehungen von den baltischen Ostseeländern bis zu den Gebieten um den Nordteil der Adria (Abh. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. zu Mainz, geistes- und sozialwiss. Kl. 1957, 3) S. 107 f.; Unsere ältesten Flußnamen S. 46.

5. Lat. *salum* „offene See“ hat in der Gewässernamengebung des alten Europa so viele Entsprechungen, sei es in der einfachen Form *Sala* (deutsch *Saale*), sei es mit *-m-*, *-n-*, *-nt*-Ableitungen, daß sich hier eine Aufzählung erübrigt. In Latium gibt es einen zur gleichen Wurzel gehörigen Gewässernamen *Salmo*⁹.

6. Lat. *ūdus* < *uvidus* „feucht“, dessen Grundlage auch im Verbum *uveo* „feucht sein“, in den Substantiven *umor* und *ūlīgō* (mit *l* < *d*, wie in *olet*, *odor*) zu suchen ist, gehört zu einer Wurzel, die auch in griech. *úγος* „feucht“ mit korrekter Schwundstufe vorliegt. Im appellativischen Wortschatz gibt es zu dieser Wz. **ueg*- vor allem im Nord- und Westgermanischen Entsprechungen (altisl. *vökva* „Nässe“, ndl. *wak* „feucht, naß“). Zu dieser Wurzel gehören auch die litauischen Gewässernamen *Ugra* und *Ūgė*. Wie weit auch der Name *Vaga* dazu zu stellen ist, hängt von der Beurteilung von lit. *vaga* „die Ackerfurche“ ab. Wahrscheinlich gehört hierher auch der ON. *Waake* in der Nähe von Göttingen¹⁰.

7. Lat. *vadum* „seichte Stelle im Wasser, Furt“ wird üblicherweise mit mnd. *wat* „seichte Stelle“, ahd. *wat* „Furt“ zusammengestellt. Dazu gehört aber auch lit. *vadē* „trockene Furt, die nach starkem Regen zum Bach wird“, und das bedeutet, daß litauische Flussnamen wie *Vadà*, *Vadinis*, *Vadáksnis* nicht mit russ. *voda* „Wasser“ zu verbinden sind, sondern zu *vadum* ‘Watt’ gehören¹¹.

Aus den genannten Beispielen, die sich bequem vermehren ließen, geht deutlich hervor, daß sie alle in Mitteleuropa Verwandte haben und nicht nur im appellativischen Wortschatz, sondern auch mit einer Anzahl von Ableitungen versehen in der Hydronymie vorkommen. Im Gegensatz dazu steht die Gewässernamengebung Italiens, in welcher die genannten Wörter so gut wie ganz fehlen. Es wird weiter deutlich, daß an dieser Was-

⁹ Vgl. H. Krahe, *Unsere ältesten Flussnamen* S. 49 f.

¹⁰ J. Pokorny, a.a.O. S. 1118; A. Vanagas, a.a.O. S. 352, 358. Zu *Waake* vgl. B.-U. Kettner, *Flussnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine, Rinteln* 1972, S. 320 f.

¹¹ A. Vanagas, a.a.O. S. 357 f.

ser-Terminologie stets auch das Baltische einen starken Anteil hat. Dies läßt sich auch noch an einer Reihe weiterer Beispiele zeigen. Erwähnen möchte ich lat. *fluvius*, *rivus* und *unda*.

Lat. *fluo*, *fluxi*, *fluctum* mit *flumen*, *fluvius*, *confluges* und alt-lat. *conflouont*, *flouios* setzen eine Form **bhleugʷō* für das Verb, **bhlougʷios* für das Substantiv voraus. Diese sind bisher mit griech. φλέω, φλύω „überfließen, sprudeln“ verglichen worden, so daß die Gutturalerweiterung unklar blieb, denn φλύζω, φλύξαι sind recht unsichere Kandidaten.

Auf eine Form **bhleukʷ-* geht jedoch lit. *bliaukti*, *bliaukia* „fließen“ zurück, das mit verschiedenen Präpositionen versehen werden kann und von Wasser, Speichel, Tränen, aber auch von der Zeit gesagt wird. Hinsichtlich des wurzelauslautenden Konsonanten könnte man an lat. *mergere* erinnern, das mit lit. *merkti* „eintauchen“ bedeutungsgleich ist. Das Schwanken zwischen stimmhaftem und stimmlosem Wurzelauslaut ist nichts Ungewöhnliches. – Zur weiteren Stütze dieser Verbindung möchte man altpreuss. *bleusky* „Schilf“ heranziehen. Dies verhält sich mit seinem *-sk-* zu *bliaukti* wie deutsch *Marsch* < **mariska* zu russ. *mereča*, ukr. *morokva*. Die Bedeutung steht in Parallel zu griech. φλέως „Schilfgewächs“ : φλέω.

Das Wort *rivus* steht im Lateinischen, anders als *fluvius*, etwas isoliert da. Man braucht jedoch nur seinen Blick auf den Bereich zu richten, der sich uns durch die bisherigen Beispiele eröffnet hat, dann ändert sich das Bild. Genau so wie neben lat. *unus* < *oinos* ein iranisches **aiva-* und ein altindischen *eka-* < **oiko-* stehen, kann man neben *rivus* den Namen des Rheins < **reino-* und die slavische Flußbezeichnung *reka* < **roiko-* stellen. Aber damit nicht genug. Es gibt an der kurischen Ostseeküste einen Fluß mit dem Namen *Rīwa*, der seit dem 13. Jahrhundert stets mit *ī* überliefert ist und deswegen nicht mit *rieva* „Riff“ verbunden werden kann, weil in diesem Dialekt *i*-Diphthonge erhalten bleiben. Er hat eine Entsprechung im ostpreußischen ON. *Rywainen* (ebenfalls mit *ī*) und gehört damit zu einer ganzen Gruppe kurisch-preußischer Übereinstimmungen. – Morphologisch kann man

<i>Rīwa, rīvus</i> ¹²	– <i>*Reinos</i>
mit apr. <i>Lywa</i>	– <i>Lina</i> (westfäl. <i>Leine</i> , 1120 <i>Lina</i>)
lit. <i>maiva</i> „Sumpf“	– lett. <i>maiņa</i> (samt <i>Main</i> < <i>*Moi-nos</i>)
lat. <i>clivus</i>	– lit. <i>šlainūs, šleivas</i> „abschüssig“

vergleichen. Da mangels alter Belege nicht entschieden werden kann, ob *rīvus* auf altes *ī* oder *-ei-* zurückgeht, können die baltischen Belege für altes *-ī-* sprechen.

Lat. *unda* endlich wird mit Recht zu der ablautreichen Wasserwurzel **ued-/ *uod-/ *ud-* gestellt. Abgesehen von dem altindischen nasalinfigierenden Praesens *unátti* kommt ein Nasal infix in den Substantiven nur an zwei Stellen in Europa vor, im Baltischen und Lateinischen. Doch während lit. *vanduō* „Wasser“ im Wurzelablaut abweicht, entsprechen altpreuss. *unds* „Wasser“, lett. *ūdens* (< **unden*) „Wasser“ morphologisch genau, nur daß die Genusverteilung diesmal umgekehrt ist, wie bei dem in den gleichen geographischen Bereich gehörenden *rīvus-Rīwa*-Fall.

Die vorgeführten Beispiele sollen zeigen, daß die lateinische Fluß- und Wasserterminologie eng mit dem Wort- und Namenschatz von West- über Mittel- bis Osteuropa verknüpft ist und immer wieder besonders starke Beziehungen zum Baltischen aufweist.

Allerdings ist das Ergebnis gar nicht so überraschend, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, und dies aus drei Gründen:

1. Schon im Jahre 1968 hatte V. Pisani einen Aufsatz veröffentlicht mit dem Titel: Rom und die Balten¹³, in welchem auf eine Reihe lat.-baltischer Gleichungen aufmerksam gemacht wurde, von welchen lat. *aurum* : lit. *áuksas* wohl der markanteste Fall ist.

2. Im Rahmen des Alteuropakonzepts habe ich immer wieder auf das baltische Kontinuitätszentrum hingewiesen, so daß man gerade in der Fluß-, Wasser-Terminologie nichts anderes erwar-

¹² Zu *rīvus, Rywa* vgl. W. P. Schmid, *Onomastica* 27 (1982) S.63.

¹³ V. Pisani, Rom und die Balten, *Baltistica* 4,1 (1968) S.7–21.

ten kann, als eine erneute Bestätigung dieser für alle idg. Sprachen Europas mehr oder weniger geltenden Beziehungen¹⁴.

3. In einer Untersuchung über das Verhältnis des Griechischen zu Alteuropa konnte ich auf eine Fülle von griechisch-baltischen Wortschatzgleichungen hinweisen, die an Zahl und Art den hier genannten Beispielen keineswegs nachstehen¹⁵.

Wenn nun aber die lateinisch-baltischen Sprachbeziehungen gar nicht so wesentlich verschieden sind von den germanisch-baltischen, thrakisch-baltischen oder griechisch-baltischen, dann stellt sich natürlich die Frage, welche Eigenschaften es sind, die dem Lateinischen doch ein ganz anderes Aussehen geben als dem Germanischen oder Griechischen. Ich meine damit nicht die Vertretung der idg. aspirierten Laute im Lateinischen, ich meine nicht die Vertretung der Labiovelare oder der sonantischen Liquide und Nasale, von welchen Lautentwicklungen man annehmen darf, daß sie erst in Italien die historisch bekannten Ergebnisse erreicht haben, – kurz, ich ziele mit der Frage nach der Besonderheit des Lateinischen im eingangs erwähnten Sinne auf die vorhistorische Stellung des Lateinischen innerhalb des alteuropäischen Kontinuums. Unsere bisherigen Ausführungen vermochten immerhin zweierlei zu zeigen: Zum einen kann kein Zweifel daran bestehen, daß das Lateinische in einer engen Beziehung zu der alteuropäischen Hydronymie steht, zum anderen aber ist bereits aufgefallen, daß der lateinische Wortschatz, dessen Entsprechungen nördlich der Alpen reichlich wiederkehren, in Italien offenbar nicht zu diesem Zweck verwendet wurde.

Wenn nun aber der lateinische Wasserwortschatz in Italien kaum vertreten ist, dann wird man mit Recht fragen, wie denn die antike Gewässernamengebung in Italien aussah. Es ist nun unmöglich, das ganze bis jetzt zur Verfügung stehende Material

¹⁴ W. P. Schmid, Baltische Gewässernamen und das vorgeschichtliche Europa, IF. 77 (1972) S. 1–18; Indogermanistische Modelle und osteuropäische Frühgeschichte (Abh. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. zu Mainz, geistes- und sozialwiss. Kl. 1978, 1) S. 14f.

¹⁵ W. P. Schmid, Griechenland und Alteuropa im Blickfeld des Sprachhistorikers. *Epistēmonikē epetērida tēs filosofikēs scholēs tou Aristoteleíou Panepistēmíou Thessaloníkēs*, Thessaloniki 1983, S. 397–412.

aus den verschiedenen Gegenden des antiken Italiens hier auszubreiten. Deshalb muß ich mich auf einige wenige ausgewählte Beispiele beschränken. Es liegt nahe, bei den Namen in Latium zu beginnen¹⁶.

1. Mehrere Gewässer in Latium, u. a. auch der Tiber, außerdem in Picenum, tragen den Namen *Albula*. Man könnte meinen, daß dies nichts anderes sei als eine lateinische Ableitung von lat. *albus*. Nur: dann versteht man nicht das feminine Genus und auch nicht die Syntax von *Albula flumen*. Dazu kommt noch, daß wiederum in Zentraleuropa Grundwort und zahlreiche Ableitungen von der Seine über die Elbe bis zum litauischen Elbentas bezeugt sind. *Alb-* war also ein Gewässernamengrundwort, das in Osteuropa nicht mehr vorkommt. In Italien freilich ist Vorsicht geboten, weil *Alba* auch als Stadtname vorkommt und dieser wohl von den Gewässernamen zu trennen ist.

2. Der antike lateinische Gewässername *Allia* hat eine maskuline Entsprechung in dem litauischen Seenamen *Alys* (< **Alio-*) und in dem lettischen Flußnamen *Alu*. Auch diese Wurzel ist in der Gewässernamengebung mit zahlreichen Ableitungen vertreten. Dazu gehört auch

3. *Almo* in Latium, *Alma* in Etrurien, die im litauischen Femininum *Almė*, im bulgarischen *Almus* (heute *Lom*) genaue Entsprechungen haben und auch in Weiterbildungen vom Typus **Almena*, **Elmena* weitere Verbreitung aufweisen. Sowohl *Allia* als auch *Alma* gehören zu einer Wurzel **el-/*ol-* „fließen“.

4. Der Gewässername *Appia*, morphologisch der *Allia* entsprechend, gehört wie das venetische *Aponus* (*Abano*) zu einem Etymon, das in altind. *āp-* „Wasser, Fluß“ vorliegt. In Gewässernamen kommt dieses Wort im Westen nur mit kurzem Wurzelvokal, im Osten mit Einschluß des Griechischen auch mit Länge vor (*Messāpium*).

5. Die Gewässernamen *Aufentum*, *Aufidus*, *Ūfens* verbinden sich mit dem ligurischen *Audenam amnem* und haben Entsprechungen zwischen *Auda* (Südfrankreich) und den litauischen

¹⁶ Als Materialgrundlage vgl. H. Rix, Bausteine zu einer Hydronymie Altitaliens (ungedr. Diss. Heidelberg 1950). Vgl. Anm.1.

Namen wie *Audēnis*, *Audrà* etc. Die Wurzel dieser Namen steckt auch in lat. *über*.

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, daß man sich gar nicht auf eine bestimmte Provinz beschränken kann, wenn man die alten Gewässernamen Italiens untersuchen will. Deshalb möchte ich noch einige Namen aus Ligurien und Etrurien anschließen.

6. Aus Ligurien wurde schon der Name *Audena* erwähnt. Hinzuzufügen ist der Flußname *Palo* (heute *Paglione*) zusammen mit dem Namen *Paglia* in Etrurien, die wiederum in Europa zahlreiche Entsprechungen haben, u. a. in litauischen Namen *Pala*, *Palonis*. Etymologisch gehören diese Namen einerseits zu lit. *pilti* „gießen“, andererseits zu dem morphologisch leider unklaren lat. *palus* „Sumpf“.

7. Die Flußnamen *Varus*, *Varusa* in Ligurien gehören wiederum zu einer in Europa von Frankreich bis zur litauischen *Varé* und dem „Oaqoç, dem alten Namen des Dnjepr, verbreiteten Namensippe. Sie hat ihr Etymon in altind. *vāri-* „Wasser“, slav. *izvor'* „Quelle“ u. a.

8. Der Flußname *Latis* samt Flurname (*saltus praediaque*) *Latavio* lassen sich ähnlich wie der Name *Latium* unmittelbar an lit. Gewässernamen wie *Latavà*, *Lat-upis* anknüpfen und mit ahd. *letto* „Lehm“ verbinden. (Ähnlich hat lat. *litus* in baltischen Namen *Leità* und in got. *leibu* „Obstwein“ seine Entsprechungen).

9. Aus Etrurien sollte der *Arnus* (*Arno*) erwähnt werden, der u. a. im Namen eines Nebenflusses der Mosel : *Orna* wiederkehrt.

10. Der Name *Aventia* in Etrurien kehrt nicht nur in Frankreich häufig wieder, sondern hat in lett. *avots* „Quelle“ < *Avanta-* ein partizipiales Pendant.

11. *Clanis* (*Chiana*) in Etrurien, *Clanius* (*Lagni*) in Kampanien sind Gewässernamen, die mit lit. *klānas* „Pfütze“, *klonis* „Niederung“ in Zusammenhang stehen.

12. Endlich sei noch der Name *Minio* (*Mignione*) erwähnt, der mit der baltischen *Minija* verglichen werden kann, ein Name, der im Ablautverhältnis zum Namen des *Mains* und zu dem bereits erwähnten lett. *maiņa* „Sumpf“ steht.

Unsere Aufzählung mag mit der Bemerkung abgeschlossen werden, daß Venetien eine Sonderstellung in Italien einzunehmen scheint, denn hier sind – wie schon Hans Krahe bemerkt hat¹⁷ – die Beziehungen nach Norden besonders eng.

Die vorgeführte Auswahl von Beispielen kann zeigen, daß das ganze antike Italien völlig unabhängig von der sprachlichen Zugehörigkeit einzelner Provinzen mit Einschluß von Ligurien, Etrurien, Venetien mit einem Netz von Gewässernamen überzogen ist, die nördlich der Alpen in gleicher oder ähnlicher Form wiederkehren. Man hat nun angesichts der Lautverhältnisse:

*el-, *ol-	–	*al- (<i>Allia</i>)
*pel-, *-pol-	–	*pal- (<i>Paglia</i>)
*uer-, *-uor-	–	*var- (<i>Varus</i>)
*er-, -or-	–	*ar- (<i>Arnus</i>)

von einem aqualen *a* gesprochen und darin nicht-idg. Substrat-einflüsse sehen wollen. Ich halte dies jedoch für ein Problem der idg. und auch der historischen lateinischen Lautlehre, denn es sind ja auch Appellativa wie lateinisch *mare* und *palus*, aber auch *gradus*, *fragilis*, *quattuor* oder *magnus* betroffen¹⁸. Wenn man sich darüber hinaus die vermeintlichen Mittelmeerwörter – soweit sie in den Bereich der Gewässernamen fallen – ansieht, wie etwa *alba* „Stein“, *alga* „Alge“, *arna* „enges Flußbett“, *ausa* „Quelle“, *balsa* „Sumpf“, *calpa* „steiler Berghang“, *carna* „Klippe“, *carpa* „Felsen“, *clana* „stagnierender Fluß“, *ganda* „Steinbruch“, *gava* „Flußlauf“, *lama* „sumpfige Ebene“, *sala* „Sumpfgebiet“¹⁹, dann stellt sich heraus, daß nicht nur Deutschland, sondern vor allem das Baltikum zu Mittelmeirländern würden, weil all diese Wörter oder Wurzeln auch dort vertreten sind. Wie immer man die mediterrane Komponente in

¹⁷ S. Anm. 8. Zu Einzelheiten vgl. G. B. Pellegrini-A. L. Prosdocimi, *La Lingua Venetica I, II*, Padova 1967.

¹⁸ Zum unklaren *a* im Lateinischen vgl. M. Leumann, *Lateinische Laut- und Formenlehre*, München 1977, S. 50, 58; zum *a* in Flußnamen H. Krahe, *Die Struktur der alteuropäischen Hydronymie* (Abh. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. zu Mainz, geistes- u. sozialwiss. Kl. 1962, 5) S. 303 mit Anm. 1.

¹⁹ Vgl. C. Battisti, a.a.O. S. 30–37, 136 ff.; G. Devoto, *Geschichte der Sprache Roms*, Heidelberg 1968, S. 45 f.

Italien beurteilen mag, auf das *-a-* und die genannten Wörter kann man sie jedenfalls nicht gründen. Auch vorindogermanisch sollte man diese Elemente nicht nennen, so lange sie mit dem alteuropäischen Kontinuum in Einklang zu bringen sind.

Folgende Schlüsse können nun aus dem Material gezogen werden:

- a) Es gibt in Italien (auch in Ligurien und Etrurien) ein Netz von Gewässernamen, das man zwar voritalisch, aber dennoch indogermanisch nennen kann.
- b) Das Lateinische und die mit ihm verwandten Sprachen sind nicht die Namengeber. Dagegen sprechen die Lautung der Namen, die Morphologie und der darin verwendete Wortschatz.
- c) Doch ebenso wie der lateinische Wortschatz zeigt der Wortschatz der Gewässernamen eine enge Beziehung zu den alteuropäischen Gebieten nördlich der Alpen.

Man wird nun versuchen müssen, diese Ergebnisse noch schärfer zu interpretieren.

Wo immer ein Bruch zwischen den Gewässernamen und den historisch bezeugten Sprachen zu erkennen ist, müssen wir mit einer Überlagerung, d.h. sekundären Einwanderung der Sprecher der letzteren rechnen. Die Situation in Italien lässt sich am besten mit der in Skandinavien vergleichen. Auch dort gibt es alteuropäische Namen, die in Mitteleuropa eine größere Zahl von Ableitungen zeigen, und es fehlen bestimmte Ableitungen, z. B. die auf *-is(i)a* oder auf *-t-*, die auch in Italien außerhalb Venetiens kaum zu finden sind. Eine Kontinuität bis in die germanische Namengebung fehlt ebenso wie die Kontinuität in Italien. Auch ein Vergleich mit der Situation in Griechenland lohnt sich. Auch dort können wir feststellen, daß der griechische Wortschatz – ebenso wie der lateinische – im alteuropäischen, vor allem im baltischen, Bereich zahlreiche Entsprechungen hat. Aber – und das ist der Unterschied zu Italien – ein Netz alteuropäischer Namen fehlt so gut wie ganz.

Aus der Tatsache der Überlagerung der Namen müssen wir den Schluß ziehen, daß sich die sogenannten italischen Sprachen erst nach Ausbildung der alteuropäischen Hydronymie aus diesem Komplex gelöst haben, während die griechischen

Dialekte noch vor der Ausbildung der alteuropäischen Hydronymie nach Griechenland importiert wurden.

Der Ausgliederungsprozeß läßt sich mit mehreren Argumenten auch geographisch noch etwas näher bestimmen. Die lateinischen *Albula*-Namen nämlich weisen auf ein Gebiet, das westlich einer Baltikum-Balkan-Linie ausläuft. In dieselbe Richtung deuten die Namen *Appia* und *Aponus* (ebenso das Appellativ *amnis*), deren kurzer Vokal im westlichen Teil der Hydronymie verallgemeinert wurde. Auch die *-nt*-Ableitungen wie *Aesontius*, *Aventia* sprechen für den westlichen Teil der Hydronymie, weil sie nach Osten hin immer seltener werden. Das bedeutet weiter, daß auch das Lateinische westlich dieser Linie im Kontakt mit dem Germanischen, Baltischen und Keltischen ausgebildet worden ist. Dies läßt sich weiter abstützen durch einen Hinweis auf das lateinische Perfektsystem. Es beruht darauf, daß Perfekt und Aorist keine verschiedenen Tempuskategorien mehr waren und eine morphologische Vermischung beider Formenreihen einsetzte. Dazu kam aber eine Neuerung, das sogenannte Dehnungsperfekt, das das Lateinische mit dem Germanischen und Baltischen teilt²⁰. So lassen sich

lat. *sēdimus* und got. *sētum*
vēnimus und got. *qēmum*
frēgimus und got. *brēkum*
ēmimus und lit. *ēmē*

gleichsetzen. Das Lateinische hat – wie das Litauische in diesen Fällen – die Pluralform verallgemeinert. Aber das ist nicht alles. In anderen Fällen ist auch im Germanischen wie im Litauischen die Dehnung durch Singular und Plural durchgeführt, nämlich wenn der Praesensvokal nicht *-e-* war: *scabō* – *scābī* wie got. *skaban* – *skōf* oder litauisch *vagiu* – *vogé* „stehlen“, entsprechend lat. *fodiō* – *fōdī*.

²⁰ Zum Dehnungsperfekt H. Krahe, Sprache und Vorzeit, Heidelberg 1954, S. 74 (hier nur als germanisch-lateinische Isoglosse behandelt); W. P. Schmid, Sprachwissenschaft 8, 2 (1983) S. 110f. Spuren dieser Bildungsweise gibt es auch im Keltischen, vgl. air. *guidid* „bittet“: *-gáid*, *rethid* „läuft“: *-ráith*, *techid* „flieht“: *-táich* (H. Lewis, H. Pedersen, A Concise Comparative Celtic Grammar, Göttingen 1961, S. 293).

In einer Reihe anderer Fälle läßt sich das lateinische Perfekt mit dem Singular des Germanischen vergleichen, während das Litauische auch hier wieder mit der germanischen Pluralform zusammengeht.

got. <i>lei an</i>	-	<i>*lai</i>	-	<i>*li um</i>
lit. <i>lieka</i>	}	-		<i>liko</i>
apr. <i>polinka</i>	}			-
lat. <i>linquo</i>		-	<i>līquī</i>	

Entsprechend:

got. <i>giutan</i>	-	<i>gaut</i>	-	<i>gutum</i>
lat. <i>fundo</i>		-	<i>fūdī</i>	-

Dabei ist die *-d*-Erweiterung der Wurzel nur lateinisch und germanisch. War der Wurzelvokal weder *e* noch *a*, *o*, trat im Lateinischen ebenso wie im Gotischen Reduplikation auf (*tango*, *tetigi*, ähnlich got. *tēkan*, *taítok* „berühren“). Diese ist im Baltischen ähnlich wie im Nord- und Westgermanischen verschwunden. Aus alledem geht hervor, daß das germanische Paradigma wohl als ältestes anzusehen ist, jedenfalls erklären sich die lateinischen und baltischen Formen daraus am zwanglosesten. Im Slavischen fehlt diese Neuerung.

In der Ausbildung der Praeterita zu den schwachen Verben gehen die verschiedenen Dialekte unterschiedliche Wege. Imperfekt-, Futur- und Modalformen weisen dann wieder keltisch-lateinische Gemeinsamkeiten auf, während das Germanische keine wesentlichen grammatischen Neuerungen mit dem Keltischen teilt.

Man sieht, wie sich grammatische Eigenheiten des Lateinischen mit den Ergebnissen der Namenforschung zusammenfügen lassen und ein wesentlich plastischeres Bild ergeben als die bloße Aufzählung grammatischer und lexikalischer Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten.

Was das plastischere Bild angeht, müssen wir nun abschließend noch einen Schluß ziehen, der weniger das Lateinische betrifft als die alteuropäische Hydronymie.

Es hatte sich ja gezeigt, daß einerseits der lateinische appellativische Wortschatz im Norden mehr Ableitungen zeigt als in

Italien und andererseits in Italien Namentypen fehlen, die im Norden üblich sind. Wenn man nun – wie zu zeigen versucht wurde – das Lateinische aus dem Bereich der alteuropäischen Hydronymie heraus entstanden sein läßt, dann müssen die Namen des Typus *Aquara*, *Aquantia* jünger sein als die Ausgliederung des Lateinischen. Damit verliert auch die alteuropäische Hydronymie den Charakter einer einheitlichen Schicht, gewinnt dafür aber eine zeitliche Dimension, die für jede einzelne Landschaft im Detail zu überprüfen ist.

Fassen wir zum Abschluß unserer Ausführungen die wichtigsten Punkte noch einmal zusammen:

- 1) Wenn die Aussage, das Lateinische sei eine indogermanische Sprache, nicht mehr enthält als die Tatsache, daß es gewisse Gemeinsamkeiten mit anderen ebenfalls idg. Sprachen teilt, dann sucht man nach neuen Kriterien, die diese Aussage präzisieren können.
- 2) Diese Kriterien erhält man durch Einbeziehung der alteuropäischen Hydronymie, also eines Netzes voreinzelsprachlicher Namen, die über ganz Europa verteilt sind.
- 3) Untersucht man denjenigen Teil des lateinischen Wortschatzes, der für jede Gewässernamengebung wichtig ist, so zeigt sich, daß er in Morphologie und Lexik nördlich der Alpen reichlicher vertreten ist als in Italien selbst.
- 4) Diese Beziehungen, besonders auch die zum Baltischen, unterscheiden sich in Zahl und Art kaum von entsprechenden Beziehungen des Griechischen zum Norden.
- 5) Untersucht man die Gewässernamen des antiken Italien, dann gibt es unter ihnen ein Netz von Namen, das ebenfalls Anknüpfungen nördlich der Alpen besitzt.
- 6) Dieses Namennetz läßt sich in Lautung, Morphologie, Lexik und Verbreitung weder aus dem Lateinischen noch aus einer anderen Sprache des alten Italien ableiten.
- 7) Das dabei auftretende Problem des 'aqualen a' muß der idg. Lautlehre, ein Großteil der angeblichen Substratwörter der alteuropäischen Hydronymie zugewiesen werden.

146 Wolfgang P. Schmid, Das Lateinische und die Alteuropa-Theorie

- 8) Im Unterschied zum Griechischen muß die Ausgliederung des Lateinischen aus der schon vorhandenen alteuropäischen Hydronymie erklärt werden.
- 9) Nach Ausweis der Verteilung einzelner Namen und einiger grammatischer Besonderheiten (Perfektbildung) muß die Ausbildung westlich der Baltikum-Balkan-Linie im Kontakt mit dem Baltischen, Germanischen und Keltischen geschehen sein.
- 10) Die Produktivität bestimmter Namentypen hat erst nach der Ausgliederung des Lateinischen eingesetzt.
- 11) Mit Hilfe der Gewässernamen gewinnt man nicht nur ein plastischeres Bild der einselsprachlichen Genese, sondern eine zeitliche und räumlich differenzierte Dimension für die Hydronymie selbst. Prähistorische und historische Zeugnisse sollten damit unabhängig von den sprachlichen Zeugnissen bleiben können.

Auf unsere eingangs gestellte Frage, was denn ein Indogermanist noch Neues zum Lateinischen beitragen könne, wird man nun das Eine mit Sicherheit sagen können: Mit der Präzisierung traditioneller Methoden und der Integration neuerer theoretischer Konzepte ergeben sich neue Fragestellungen, zu deren Beantwortung auch das Lateinische einen wesentlichen Beitrag liefern kann.

Schladeberg 20,
D-3403 Friedland 5

Wolfgang P. Schmid

Zur gotischen Urheimat und Ausgliederung der germanischen Dialekte

1. Ursprache und Urheimat

1.1. Vier Entsprechungsreihen

Das Material für die ältesten Stadien der germanischen Einzelsprachen ist genügend ertragreich, um die Rekonstruktion einer germanischen Ursprache (engl. *proto-language*) zu ermöglichen. Wir können Vokalsystem, Konsonantensystem, Akzent (aber nicht Intonation), Morphologie von Nomen und Verb, Syntax, Wortschatz mit einigen, m. E. nicht wesentlichen Lücken und einigen Unsicherheiten aufgrund von Entsprechungen erschließen. Diese Methode der Rekonstruktion der Züge der Ursprache geht auf die Junggrammatiker zurück, ist aber erst in der Gegenwart öfter genau beschrieben worden (vgl. Penzl 1972, S. 120 ff., Penzl 1972 a, S. 29). Man stellt die Entsprechungen nach Form und Bedeutung zusammen, z. B. (Penzl 1984 a):

- (1) ae. *giest*, afries. *jest*, run. („urnordisch“) *-gastiR*, an. *gestr*, as. ahd. *gast*, Pl. *gesti*, got. *gasts*, kirchensl. *gostī*, lat. *hostis*.

Eine urgerm. rekonstruierte Form **gástiz* 'Fremder, Gast' ergibt sich aus dem angeführten Material. Ausdruck (Form) und Bedeutung müssen natürlich hierbei im wesentlichen übereinstimmen: das Lat. zeigt 'feindlicher Fremder, Feind'. Die Entsprechungen erweisen für die Grundsprache idg. **o* zu urgerm. **a*, Verner's Gesetz, nämlich idg. **-s* zu urgerm. **-z* in akzentloser Silbe, „Grimms Gesetz“ (engl. *Grimm's Law*) in idg., urgerm. **st*, ferner morphologisch die Substantivstruktur Stamm + formatives *i* + Nom. Sing.-Endung idg. **-s*. Als spätere Entwicklung der Einzelsprachen finden wir nordisch-westgerm. den Umlaut von **a* vor **i*, den Rhotazismus (**z* > zu *r*), die Auswirkung der Auslautgesetze usw. Dies alles ergibt sich nur aus

dieser einen Entsprechungsreihe (vgl. Penzl 1975, S. 56 ff., *Gäste* S. 150).

Drei weitere Reihen haben u. a. in der Kontroverse um Gliederung und Ausgliederung des Germanischen in Einzelsprachen eine Rolle gespielt:

- (2) ae. *bære*, ahd. *bāri*, got., an. *bart* '(du) trugst' (2. Sing. Indik. Prät.)
- (3 a) got. *twaddjē*, an. *tveggia*, ahd. *zweio*, *zweio* 'zweier' (Gen. Pl.)
- (3 b) got. *bliggwan* [gw], ae. *bleowan*, ahd. *bliuwan* 'bleuen, schlagen'
- (4) got. *is*, ahd. *er*, ae. afries. asächs. *he*, *hi*, an. *hann*, lat. *is* 'er'

Die Entsprechungen in (2) führen zu zwei Formen: urgerm. **bē-riz* und Themavokal **e* und Aoristendung *-*s* und urgerm. **þarpa* mit der idg. Perfektendung der 2. Pers. *-*tha*. Die phonologischen Entsprechungen in (3 a) und (3 b) betreffen die sogenannte Verschärfung, („Holtzmanns Gesetz“ bei Prokosch 1939, § 33) mit der Divergenz aus urgerm. *-*jj-* und *-*ww-*, dem Verschlußlaut im Got. und Nordischen. In (4) lassen sich nur die ahd. und got. Formen auf ein gleiches urgerm. **ez* mit got. Auslautverhärtung zurückführen.

Man hat an der Ursprache und ihrer Rekonstruktion oft ausgesetzt, daß sie, um alle ursprünglichen Züge der Tochtersprachen zu erfassen, mehr ein noch ziemlich unvollständiges Gesamtinventar (engl. *overall pattern*) als ein wirkliches System bietet. Als ursprüngliche Züge des Urgermanischen muß man dabei diejenigen ansehen, die in der rekonstruierten idg. Ursprache, also auch durch außergermanische Entsprechungen ihre Bestätigung finden: (1) oben **ghostis*, (2) *-*es*/*-*tha*, (3 a) *-*om* (Gen. Pl.), (3 b) *-*onom*, (4) **es* und **is*. Eine nicht in Texten belegte Ursprache können wir aber auch bei noch so zahlreichem Vergleichsmaterial nicht als eine natürliche Sprache, sondern nur als ein (natürliches) Sprachschema rekonstruieren (siehe 1.2.).

1.2. Raum, Zeit, Sprecher des Urgermanischen

Für eine natürliche Ursprache nehmen wir wie für jede Sprache an, daß sie an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit von einer bestimmten Gruppe von Sprechern gesprochen wurde. Der bestimmte Ort der Ursprache, die Urheimat der Germanen ist eigentlich nie umstritten gewesen. Man hat auch keine linguistische Paläontologie (Penzl 1972, S.114f., S.147f.) zu bemühen brauchen, weil für die früheste Zeit der historischen Quellen noch im 1. Jahrhundert vor dem Beginn unserer Zeitrechnung der Ausgangspunkt aller germanischen Wanderungen im Nordwesten des gesamten späteren Sprachgebietes festzustehen schien. Die angenommene Urheimat vom südlichsten Skandinavien bis zu den deutschen Ufern der Ostsee¹ war allerdings fast stets groß genug, daß man mit der Wahrscheinlichkeit dialektischer Variation schon für die Ursprache rechnen mußte. Schon für die Urzeit der sprachlichen Entwicklung nahm man eine Reihe von Lautwandelungen an (Penzl 1975, S. 56 ff.), also sah man im Urgermanischen nicht einen Zeitpunkt, sondern eine Periode, als deren Dauer man etwa die letzten Jahrhunderte v. Ch. bis zu den ersten zwei Jahrhunderten n. Ch. ansetzte. Unbestimmt blieben aber stets die ethnischen Eigenheiten der germanischen Sprecher, auf die nur indirekt die Untersuchung des gemeinsamen urgerm. Wortschatzes (Lehmann 1968) einiges Licht werfen kann.

Da die ältere Forschung eigentlich nie die räumliche (Urheimat) und zeitliche Festlegung (urgermanische Periode) eines Urgermanischen in Frage stellte, hat man offensichtlich durchaus an ein Urgermanisch im Sinne einer natürlichen Sprache gedacht. Doch müssen wir betonen, was ich schon früher ausführte (Penzl 1972, S.8), daß der historischen Sprachwissenschaft als solcher nicht die Aufgabe zufallen soll und kann, in erster Linie Urheimat, Wanderungen, Umgebung, politische Schicksale der germanischen Stämme und deren kulturelle, gesellschaftliche, ethnische Organisation zu erfassen. Mit sprachlichen Mitteln können wir direkt ja nur Sprachliches erkennen,

¹ Höfler (1955) S.451 schreibt von „Ursitzen in und um Jütland.“

für Außersprachliches müssen wir uns in Methode und Quellmaterial auf die Archäologie und Geschichtsforschung verlassen. Eine Ursprache ist bei erfolgreichster weitgehendster Rekonstruktion ohne Material von Sprach- und Sprechakten, d. h. ohne Texte keine vollständig natürliche Sprache. Wir können auch keine Texte rekonstruieren, weil wir mit sprachlichen Mitteln die notwendigen außersprachlichen, pragmatischen Umstände irgendeiner Textentstehung nicht rekonstruieren können. Versuchen, z. B. von August Schleicher und später von Hermann Hirt, Texte in der idg. Ursprache zu verfassen, fehlt also der wissenschaftliche Realitätswert.

2. Das „Gotonordische“

2.1. Gotisch-nordische Entsprechungen

Die Forschung hat sich sehr um die Beschreibung der Gliederung und Ausgliederung der Einzelsprachen aus der germanischen Ursprache bemüht. Das noch herrschende Stammbaumschema August Schleichers mußte dazu einladen. Zur Gliederung konnte man die Divergenzen innerhalb der Entsprechungsreihen verwenden, also z. B. unter ‚*Gast*‘ (1.1 (1) oben) ergaben *i*-Umlaut, und Entwicklung von **z* zu [r] (Penzl 1975, S. 75) im Westgermanischen gegenüber Mangel an Umlaut und Rhotazismus (got. *gasts*) im Gotischen eine wichtige Isglosse für alle nordischen und westgermanischen Sprachen (vgl. 5. unten). Zahlreiche gotische und nordische Gemeinsamkeiten wie oben (1.1) in (2), (3 a), (3 b) führten Ernst Schwarz (1951) zur Annahme einer gotonordischen Ursprache, für die er eine Grammatik mit vollständigen Paradigmen, z. B. Nom. Sing. **gastiz*, Gen. **gastais*, Nom. Pl. **gastijiz* usw. (Schwarz 1951, S. 77) schrieb. Selbst z. T. wohlwollende Kritik mußte feststellen, daß er dabei nie die nur gotonordischen Formen von den germanischen, also auch westgermanisch gültigen unterschied².

² Vgl. Adamus (1962, S.119), Philippson (1954), Rosenfeld (1955), Kuhn (1952).

Aufgrund der gotischen Tradition, wie sie im 6. Jhd. Jordanes in seinem *De origine actibusque Getarum* (Wagner 1967) beschrieb, dem Vorhandensein von einschlägigen Ortsnamen (*Västergötland, Östergötland, Gotland*) und nicht eindeutig interpretierten Bodenfunden galt Skandinavien als Urheimat der Goten, von der sie etwa um 100 v. Chr. nach der Weichselmündung an der Ostsee und dann um 200 n. Chr. nach den russischen Tiefebenen nördlich des Schwarzen Meeres aufbrachen. Die sprachlichen Isoglossen Gotisch-Nordgermanisch waren den Anhängern einer gotischen Urheimat in Skandinavien willkommenes Beweismaterial, das F. Maurer (1942) und Schwarz (1951) als entscheidend ansahen. Wiederum müssen wir aber im Prinzip feststellen, daß sprachliches Material nicht direkt außersprachliche Schlüsse ermöglichen kann. Damit ergibt sich die Frage, wie beweiskräftig überhaupt unsere gotisch-nordischen Isoglossen für die Gliederung des Germanischen sind. Die erwähnten (1.1 als (2), (3 a), (3 b)) Formen der 2. Pers. Sing. Prät. und der Verschärfung, die am häufigsten zitiert werden, sind nur zwei von einer ganzen Reihe von Übereinstimmungen. Man rechnet dazu auch die Endungen der 1. Pers. Sing. Konj. (got. *-au*, an. *-a*, westgerm. *-e*), der 3. Pers. Pl. Konj. (got. *bairaina*), die nur schwache Flexion des Part. Präs. mit *-ei* im got. Feminin (*nimandei*) gegenüber der schwachen und starken Flexion im Westgermanischen, viel häufigere inkohitative *-nan*-Bildungen (aber auch ahd. *lernēn* usw.), Konvergenzen in der Wortbildung (got. *fōn*, an. *funi*, aber ahd. *fiur* und dgl.).

2.2. Stammbaum, Wellen, Entfaltung

Das Gotonordische von Schwarz als Abspaltung des Urgermanischen, als Ursprache zweiter Ordnung, fügte sich sehr einfach in Schleichers Stammbaumschema. Divergenzen durch Neuerung wie etwa die oben erwähnte Verschärfung waren bei einem neuen Zweig zu erwarten, ja schienen dessen Existenz zu beweisen. Aber abweichende Isoglossen wurden auch anders erklärt, nämlich durch Entlehnung oder als unabhängige Weiterentwicklung von nichtdistinktiven Zügen der Ursprache, des Urgermanischen. Der sprachliche Haupteinwand gegen eine go-

tonordische Ursprache war wohl das Vorhandensein zahlreicher nordisch-westgermanischer Isoglossen und zahlreicher nur auf das Gotische beschränkter Erscheinungen. Man erkannte aber noch nicht die Beweise für eine wirkliche nordisch-westgermanische Ursprache (siehe 4. unten).

Johannes Schmidts Wellentheorie gab ein metaphorisches Bild für Entlehnungen zwischen den Hauptästen oder auch den kleineren Zweigen des Stammbaums. Das legte eine neue Bewertung der Isoglossen nahe, ob sie ihrem Wesen nach auf direkter Entlehnung beruhen könnten oder ob nur eine gemeinsame Unterursprache oder zumindest eine „Verkehrsgemeinschaft“ die Erklärung mancher Übereinstimmungen abgeben könnte. Um unabhängige Entwicklung von Zügen der Ursprache handelt es sich bei Otto Höflers Entfaltungstheorie, die zwar schon F. Maurer beeinflußte (vgl. Maurer 1943, S. 91), aber im allgemeinen in ihrer Bedeutung von der Forschung nicht erkannt wurde, jedenfalls nie als gleichwertig mit Stammbaum oder Wellen angesehen wurde. In Höflers Fassung seiner Theorie ist nicht von Schwund von Urzügen, sondern nur von deren Weiterentwicklung, der Entfaltung dieser „Prädisposition“ die Rede (Höfler 1955, S. 47f.). Man hat oft auch ohne theoretischen Überbau synkretischen Schwund aus dem Gesamtinventar der Grundsprache zur Erklärung verwendet. Zur Rekonstruktion der Ursprache verwendet man auch als Methode einen divergierenden Synkretismus aus dem Material der Einzelsprachen, z. B. indem man wegen der 2. Pers. Sing. Indik. Prät. (ahd. *bāri*, got. *bart*) sowohl Perfekt- wie Aoristendungen für das gesamte starke Präterium ansetzte³. Umgekehrt führt konvergierender Synkretismus (so wird meistens der Ausdruck Synkretismus in der Sprachwissenschaft gebraucht) zu einem Schwund der Doppelheit, der sich in der verschiedenen synkretischen Auswahl zwischen den Formen in den Einzelsprachen zeigt. Mir ist nicht ganz verständlich, wie P. Ramats Einwand zu

³ Schwarz (1951) nahm *-t* nicht mehr in seine Liste von gotonordischen Eigenheiten auf (S. 144), weil er es mit Recht als Bewahrung eines alten Zuges ansah (S. 264f.). Makaev (1964), S. 49 weist darauf hin, daß der sprachwissenschaftliche Begriff des Synkretismus zu sehr auf B. Delbrück's Kasussynkretismus eingeengt wurde und der Klärung bedarf.

verstehen ist, daß im Fall *bart/bāri* ‚trugst‘ man „nicht mehr mit dem Begriff eines Gemeingermanischen operieren könne“ (Ramat 1981, S.3). Rösel (1962, S.39 ff.) findet ganz verschiedene Gründe für die Wahl von *-t* im Nordischen und Gotischen, so daß die Konvergenz nur scheinbar wäre. Da ja *-t* auch im Westgermanischen als Endung der Modalverben („Präterito-Präsentia“) erhalten ist, handelt es sich bei westgerm. *-i* offensichtlich um eine Neuerung, deren Erklärung als Aorist oder gar Konjunktivendung unsicher bleibt (Makaev 1964, S.35f.). Aber die Bewahrung einer alten Endung in zwei räumlichen Randdialekten kann keinen entscheidenden Beweis für die ursprünglich enge Verbindung der Randdialekte abgeben. Konvergierender Synkretismus (synkretischer Schwund) beweist jedenfalls im Prinzip nicht Stammbaumverzweigung und auch nicht Wellenentlehnung.

Synkretismus kann auch nicht gegen die Ursprache selbst sprechen, wenn freilich in einigen Fällen eine nicht bösartige Zirkularität zuzugeben ist. R.E. Keller (1979, S.45) erwähnt die nur im Gotischen belegten Dualformen des Verbs. Es sei nicht zu erkennen, ob man sie überhaupt für das Urgermanische oder nur für das Vorgermanische (Idg.) ansetzen solle. Vom besonderen Charakter des Gotischen soll noch unten die Rede sein. Eine rekonstruierte germanische Ursprache muß die Grundsprache für alle germanischen Einzelsprachen, also auch für das Gotische sein. Bei der Wortart Pronomen geht die urgerm. Inventarfülle, die Keller (ebenda) im Falle ‚er‘ (ae. *he*, got. *is*, ahd. *er*) so skeptisch beurteilte, keineswegs auf die Rekonstruktionsmethode zurück. Mitteldeutsches *h/er* zeigt hier den formalen konvergierenden Synkretismus.

Höflers Entfaltungstheorie und nicht etwa die unwahrscheinliche Welle im Großraum (Penzl 1971, S.115 ff.) gibt m. E. die Erklärung für den nordisch-westgermanischen *i*-Umlaut; schon das Gemeingermanische hatte nichtdistinktive Varianten der Velarvokale; **gastiz* hatte [æ] als Allophon des */a/-Phonems. Seine Theorie kann auch den Ursprung der hochdeutschen Fortisverschiebung gut beschreiben. Wir können für die urgermanischen Fortisphoneme */p/ */t/ */k/ aspirierte und nichtaspirierte Allophone ansetzen, die nach Stellung und Dialekt wech-

selten. In */t/ nach */s/ in *gastiz gab es überall nichtaspirierte Allophone. Man hat auch versucht, übrigens noch ohne Bezug auf Höflers Theorie, die Verschärfung als eine Entwicklung aus einem urgerm. nicht distinktiven Gleitlaut *[d] bei *jj und *[g] bei *ww zu erklären. Hier fehlt mir der Glaube an die Häufigkeit und typologische Wahrscheinlichkeit eines derartigen Lautwandels, wenn auch E. Polomé im Urbantu und H. Heinrichs im modernen Ripuarischen⁴ Parallelfälle fanden und im Romanischen Substitution von *gu* [gw] für germ. /w/ geradezu die Regel ist. Zu beachten ist wohl, daß bei germ. *gw (auch *kw) in den westgerm. Dialekten, aber nicht im Nordischen und Gotischen der Halbvokal /w/ verloren ging: ae. asächs. ahd. *singan*, an. *syngva*, got. *siggwan* ‚singen‘.

Typologische „Natürlichkeit“ macht die Entlehnung eines Lautwandels nur leichter verständlich. Das kann auch für die Verschärfung zutreffen. Ein Lautwandel kann ohne räumliche Nähe und ohne Kontakt nicht übertragen werden, aber dieser muß in unserem Falle nicht in einer skandinavischen Urheimat erfolgt sein. Es fehlt nicht an Hinweisen auf Nachbarschaft von Goten und nordgermanischen Stämmen im Ostseeraum. Wir sind außerdem noch viel zu sehr geneigt, unter dem Einfluß der einheitlichen Namengebung in historischen Quellen unter Goten, Westgoten, Ostgoten homogene Stämme in Siedlung und Wanderung zu sehen. Wahrscheinlich müssen wir gerade sprachliche Divergenzen als Anzeichen ethnischer, wenn auch innergermanischer Vielfalt deuten.

3. Wortschatz und Gliederung im Germanischen

3.1. Zur Wortentlehnung

Man ist nie darüber im Zweifel gewesen, daß die Entlehnung von lexikalischen Einheiten von Sprache zu Sprache und Dialekt zu Dialekt viel einfacher vor sich geht als die Entlehnung

⁴ Vgl. Heinrichs (1961), Polomé (1970), Wagner (1967) S.124 zitiert Kuhn (1955), daß Übergänge dieser Art bei *j* und *w* in der Sprachgeschichte öfter auftauchen.

von phonologischen, morphologischen, selbst syntaktischen Zügen. Von den drei Morphemtypen (Penzl 1984, S.95) werden Lexive viel öfter übernommen als Formative oder gar Flexive. Die Entlehnung von Wörtern lässt sich oft ganz deutlich mit der Entlehnung von Sachen und Begriffen erklären, die durchaus im Inventar der Ursprache gefehlt haben können. Aus der Zahl dieser Entlehnungen allein lassen sich aber keine Schlüsse auf Abspaltung und Abzweigung im Sinne des Stammbaumschemas ziehen.

Auch für den Wortschatz der germanischen Sprachen gilt aber, daß das Inventar der Ursprache mit Ausnahme von Entlehnungen aus anderen Sprachen alle Elemente enthalten muß, die sich in den Einzelsprachen finden. An lexikalischen Entlehnungen aus anderen idg. Sprachen finden wir z. B. im Urgermanischen einige keltische Wörter. Slawische, baltische und finno-ugrische Entlehnungen sind dagegen kaum belegbar (vgl. Polomé 1972). Asiatische, etwa skythische Lehnwörter fehlen im Gotischen: Scardiglis (1973) Annahme einer semantischen Beeinflussung im gotischen Wortschatz wurde z. B. von Ramat (1981) als unbeweisbar abgelehnt. Wenn wir die gotische Sage von der Entstehung der Hunnen aus der Verbindung von gotischen Hexen mit unreinen Geistern, die Jordanes berichtet, berücksichtigen (Wagner 1967, S.221), fehlt es besonders den christlichen Goten wohl an Aufnahmebereitschaft für asiatisches Sprachgut. Die Geschichte der Lehnwörter im Deutschen zeigt, daß für die Entlehnung auch das Prestige der Gebersprache maßgebend ist⁵. Zum Unterschied von anderen germanischen Stämmen war offenbar bei den Balkangoten und den Goten Italiens Sprachloyalität stark entwickelt.

Lexikostatistik bzw. Glottochronologie (Penzl 1972, S.101) wählten den Teil des Wortschatzes, z. B. Verwandschaftsnamen, niedrige Zahlen u. dgl., bei dem Entlehnung weniger wahrscheinlich ist, um durch Zählung sprachliche Verwandschaft, bzw. den Zeitpunkt der Ausgliederung erfassen zu können. Für

⁵ Angelsächsische und gotische Missionstätigkeit führte zum Eindringen von religiösen ae. und got. Lehnwörtern ins Ahd. (Braune 1918). Zur Entlehnung von Lexiven vgl. auch Lerchner (1965), S.271 ff.

letztere wurde für alle Sprachen der Welt sogar eine mathematische Formel aufgestellt, nach der etwa 81% des Wortschatzes einer Ursprache in 1000 Jahren in Tochtersprachen noch erhalten sein soll. Dabei nimmt die Hypothese an, daß die Geschwindigkeit des lexikalischen Wandels im Laufe längerer Zeitperioden sich im Durchschnitt gleichbleibe. Sprachgeschichte in Formeln fassen zu wollen ist Utopie und grenzt an Wissenschaftsdichtung (*science fiction*). Die Forschungen von K. Bergsland und H. Vogt haben das längst in diesem Falle bewiesen, doch finden wir immer noch in Handbüchern Hinweise auf eine „Methode“ der Glottochronologie. Interessanter Weise ergab allerdings W. H. Arndts Anwendung der Formeln auf das Germanische z. T. Resultate, die sich bestätigen ließen, z. B. den Mangel einer Trennung von Nordisch und Westgermanisch bis etwa 400 n. Chr. (Arndt 1959).

3.2. Mańczaks kontrastive Wortzählung

Der Krakauer Slawist Mańczak (1982) zählte ohne Bewertung Lexive in ausgewählten Teilen von Wulfila's gotischer Bibel und an den gleichen Stellen in der modernen deutschen Bibel (ohne Quellenangabe) und in der modernen schwedischen Bibel (ohne Quellenangabe): z. B. für 61 got. *du* fand er 61 deutsche *zu*, dagegen 46 schwedische *till*, 1 *att*, 14 mal nichts. Das ergibt also für Gotisch-Deutsch in Mańczaks Zählung, bei der er übrigens „nur das konsonantische Skelett der Wurzeln in Betracht zog“, 61 Ähnlichkeiten, für Gotisch-Schwedisch Null. 102 got. *is* entsprechen deutsch *er*, nicht schwedisch *han*. Das Endresultat für diese Stellen sind daher 365 Übereinstimmungen Gotisch-Deutsch gegenüber nur 130 Ähnlichkeiten Gotisch-Schwedisch (Mańczak 1982, S. 131).

Es ist nicht das erste Mal, daß kontrastive Zählungen für das Gotische unternommen wurden. Schwarz (1951), der Feists etymologisches Wörterbuch des Gotischen benützte, fand von 1078 Wörtern 550 „gemeingermanisch“, 222 nur gotisch, 68 gotisch und nordisch, 58 gotisch und westgermanisch (got.-ae. und got.-ahd.: Schwarz 1951, S. 135 ff.). Philippsons (1954) Zählung

stimmte damit keineswegs überein⁶: es zeigt sich bei ihm noch deutlicher, daß (in seinen Worten) im „Sinne der gotonordischen These durch die Statistik wenig gewonnen ist“.

Für Mańczak ergibt sich die Gliederung des Germanischen anscheinend direkt aus dem Siedlungsraum und dieser sich direkt aus den relativen Übereinstimmungen im Wortschatz. Er (für eine andere Bibelstelle) behauptet (S.133), aus dem Überwiegen gotisch-deutscher im Vergleich mit gotisch-schwedischen und gotisch-holländischen Ähnlichkeiten ergebe sich, „daß die Goten ursprünglich keineswegs in Skandinavien, sondern im äußersten Süden der Germania gesessen haben müssen.“ Wir können nur von neuem betonen, daß ein direkter Schluß von Sprachlichem auf Nichtsprachliches wie Urheimat, Siedlungen, Wanderungen einfach unmöglich ist und besonders absurd erscheint, wenn er wie hier im Falle des Gotischen nichtsprachlichem, also historischem, stammeskundlichem, archäologischem Material direkt widerspricht.

Mańczak hat an anderen Stellen das Bibelgotische mit dem altkirchenlawischen Codex Marianus und mit der litauischen Bibel des 17.Jhd. verglichen. Er berücksichtigt weit über 1000 Jahre Unterschied in seinen Bibeltexten überhaupt nie; zählt parallele Wortschatzlexive (nicht Wörter!) und schließt aus den so gewonnenen Zahlen von „Ähnlichkeiten“ auf Urheimat und Sprachverwandschaft (Mańczak 1980)⁷. Das Germanische sei dem Slawischen näher verwandt als dem Baltischen, weil die Slawen zwischen Germanen und Balten gesessen seien. Das alles zeige die Zählung der Ähnlichkeiten in den parallelen Bibeltexten.

Man hat öfter parallele Bibelstellen kontrastiv zur Illustration von diachronischer und synchronischer Verschiedenheit, seltener zum systematischen Textvergleich verwendet (Prokosch 1939, S.294 ff., Keller 1978, S.57 ff., Tschirch 1969). Dieser hat

⁶ Philippson (1954), S.26 zählte 281 got.-an., 289 got.-ae., 313 got.-ahd. Übereinstimmungen.

⁷ Mańczak fand 3000 lexikalische Konvergenzen zwischen Gotisch und Kirchenlawisch, aber nur 1000 zwischen Gotisch und dem Litauischen des 17.Jhds., also hätten die Slaven ursprünglich zwischen Balten und Germanen gesessen (Mańczak 1980, S.41).

ergeben, daß bei solchen Übersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen (z. B. dem der Vulgata) scheinbare Konvergenzen in der Wortwahl oft auf das Original oder gegenseitige Beeinflussung durch die Übersetzer zurückzuführen sind. Man denke an Luthers Klage, daß seine Feinde ihm seine Sprache stehlen. Divergenzen in der Wortwahl können auf verschiedene Vorlage, verschiedenes Textverständnis (Hermeneutik), verschiedene Übersetzungstechnik oder Synonymenauswahl, nicht nur auf die Verschiedenheit sprachlicher Struktur zurückgehen. Mańczak (1982) mußte z. B. die Gleichung (S.129) got. *guda-faurhts*, deutsch *gottesfürchtig*, schwedisch *from* 'fromm' als eine Übereinstimmung gotisch-deutsch gegenüber dem Schwedischen zählen. Eine unbewertete, unanalysierte mechanische Zählung von oberflächlichen Gleichheiten und Verschiedenheiten in Übersetzungen desselben Textes wird selbst rein kontrastiv wertlos. Wenn wir uns die ältesten germanischen Übersetzungen des Vaterunser ansehen, ist die Divergenz zwischen got. *hlaif*, ae. *hlāf* (nhd. 'Laib'), asächs. *rād*, ahd. (Freising) *pi-lipi*, ahd. (St. Gallen) *prooth* darauf zurückzuführen, daß der Übersetzer lat. *panem* entweder „wörtlich“ oder als Metapher wiedergab. Schlüsse auf Dialektdivergenz (Penzl 1971), z. B. etwa auf bairisch/alemannische Isoglossen im Ahd. wären natürlich ganz verfehlt. Die Wortwahl in der germanischen Übersetzung ist z. T. durch das griechische oder lateinische Original der Vorlage beeinflußt. Wulfila hat *piudinassus*, nicht *reiki* im Vaterunser wegen griech. βασιλεία, es heißt ae. *rīce*, an. *rīce*, asächs. *rīki*, ahd. (Tatian usw.) *rihhi* wegen lat. *regnum* 'Reich'. Es zeigt sich, daß unbewertete Lexivzählung und unanalysierter Wortvergleich in Übersetzungen noch mehr Fehlerquellen aufweist als der „kontextinsensitive“ Wortvergleich der Glottochronologie und Lexikostatistik.

4. Das Gotische und die germanischen Sprachen

4.1. Nordseegermanen, Weser-Rheingermanen, Elbgermanen

Noch etwas früher als der Kampf um das Gotonordische begann der Angriff auf die Einheit des Westgermanischen durch

F. Maurer (1943). Zahlreiche Isoglossen z. B. der *i*-Umlaut (vgl. 1.1 (1) ahd. *gesiti*), der Rhotazismus ($*z > r$), die Konsonantengemination vor allem vor *j* (Penzl 1975, S. 76) verbanden die westgermanischen Sprachen wie Altenglisch, Altfriesisch, Alt-sächsisch, Altniederfränkisch, Althochdeutsch. Schon außersprachliche Gründe wie die Schwierigkeit, ein einheitliches Westgermanisch nach Zeit, Raum, Sprechergruppe festzulegen erledigten das Ansetzen einer regelrechten westgermanischen Unterursprache. Es ist übrigens paradox, daß der innerhalb des Germanischen weitgehendste, wichtigste Lautwandel, oft sogar als „zweite Lautverschiebung“ (mit „Grimms Gesetz“, engl. *Grimm's Law*, als „erster“ hervorgehoben, nämlich die hochdeutsche Fortisverschiebung von $*p$ $*t$ $*k$ („Tenuisverschiebung“, Penzl 1975, S. 79 ff.), nie in den angenommenen Ausgliederungen berücksichtigt wurde. Sogar das manchmal angesetzte „Urdeutsch“ enthielt ja auch Niederdeutsch ohne die Verschiebung.

Der Grund für diese Einteilung des Ahd. muß in der Wichtigkeit der stammeskundlichen Terminologie für die Erkenntnis der Ausgliederung sein. Noch jetzt verwenden wir ja für deutsche Dialekte die Stammesausdrücke Fränkisch, Ripuarisch, Alemannisch, Bairisch u. dgl. Für das Hochdeutsche fand sich keine verwendbare einheitliche Stammesbezeichnung. Stammeskundliche Terminologie hat natürlich insofern Berechtigung, als wir zweifellos in den einzelnen germanischen Stämmen auch Sprechergruppen mit ganz bestimmten sprachlichen Verschiedenheiten sehen müssen. Namen und Siedlungsgebiet von germanischen Stämmen sind uns in klassischen Quellen überliefert, bei Tacitus z. B. die Namen von drei wohl religiösen Stammesverbänden: die der *Ingvaeones*, *Istvaeones*, *Herminones*. Maurer im Zeitalter der Dialektgeographie ersetzte die Bezeichnungen durch spezifisch geographische: Nordseegermanen, Weser-Rheingermanen, Elbgermanen, und sah in ihnen statt der ethnisch nicht auffindbaren Westgermanen die drei Hauptgruppen der Germanen außerhalb von Nordgermanen und Ostgermanen (Goten).

Für die Nordseegruppe war es einfach, Isoglossen zu finden, vgl. z. B. das oben erwähnte engl. *he* gegen nhd. *er*. Dazu kamen

vor allem die Einheitsform des Pl. Indik. Präs. der Verben (ae. *-ad*, afries. *-ath*; ahd. *-mēs*, *-et*, *-ant*) und der Nasalausfall vor *allen* stimmlosen Reibelauten, nicht nur vor urgerm. **x* (engl. *us*, nhd. *uns*; engl. *five*, nhd. *fünf*; engl. *other*, nhd. *ander*; aber engl. *thought* zu *think* wie nhd. *dachte* zu *denken*). F. Wrede (1924) sah in dem neuen schweizer Nasalschwund in *fīf* 'fünf' und in der neuen schweizer wie schwäbischen Einheitsform auf *-et* (*wir flieget*, *ihr flieget*, *sie flieget*) gegen alles Beweismaterial der alemannischen Dialekte des Ahd. (Springer, S. 194) den Beweis für eine alte ingväonische Einheit im Westen, gegenüber dem „gotisierten Westgermanisch“ des Deutschen. Th. Frings (1957), S. 46 ff. begrüßte Wredes synchronisch-geographische Methode im allgemeinen, mußte aber die falsche diachronische Deutung kritisieren. Auf Übereinstimmungen im alemannischen und nordischen Wortschatz hat man, wenn auch meist außerhalb des Rahmens von Wrede, oft hingewiesen (Lerchner 1965).

Für eine Fünfteilung der germanischen Dialekte sind außer Nordgermanisch, Gotisch („Ostgermanisch“), Nordseegermanisch die weiteren angeblichen Dialekteinheiten Weser-Rheingermanisch, Elbgermanisch sprachlich schwer erfassbar geblieben und die Zuweisung bestimmter Züge mußte stets vage und unbeweisbar bleiben. Das beweist m. E. nur, daß außersprachliche, nicht einmal stammeskundlich oder historisch vertretbare, sondern rein geographisch definierte Bezeichnungen nie die Grundlage für eine wissenschaftliche Spracheinteilung abgeben können. In der Sprachwissenschaft dürfen nicht Namen (Bezeichnungen) zu Begriffen oder Sachen führen. Mein Vorschlag ist daher, aufgrund des gegenwärtigen Standes der Forschung von Bezeichnungen nicht nur Urwestgermanisch und Gotonordisch, auch Istväonisch, Weser-Rheingermanisch, Herminonisch, Elbgermanisch, Oder-Weichselgermanisch, Illevionisch einem Friedhof der überholten sprachlichen Begriffsterminologie zu überweisen.

4.2. Die Sprache einer gotischen Sprachinsel

Im sprachlichen Vergleich ist stets klar geworden, daß wir in Wulfila Gotisch des 4. Jhd. sprachliche Eigenheiten finden, die

keine andere germanische Sprache aufweist, z. B. als Erhaltung idg. Züge den Dat. Pl. *-am* (idg. **-omis*, an. ahd. *-um*, Beeler 1979), Akk. Pl. Endungen *-ans*, *-ins*, *-uns*, Vokativformen des Substantivs, Dualformen (*bidjōs*) und einfache Passivformen des Präsens (*haitada*), Imperativformen der 3. Pers. (*lausjadau*), reduplizierte Präteritalformen (*haihait*). Trotz der Frühzeitigkeit des Wulfilateksts finden wir aber auch Neuerungen wie den Zusammenfall der urgerm. Vokale **i* und **e*, Beseitigung aller Umlautsvariationen wie etwa von **[o]* zu **[u]*, die wir für das Urgermanische annehmen, *-ē* (idg. **-ōm*) im Gen. Pl. (*twaddjē* 'zweier'), Ausgleich des grammatischen Wechsels beim starken Verb (*-tauh*, Pl. *tauhun*), genaue Bezeichnung der Zusammensetzung im Plural des schwachen Präteritums (*-dēdun*, ahd. *tā-tun* 'taten').

Das alte Stammbaumschema verdeutlicht diese Entwicklung als Ausgliederung aus einer germanischen Ursprache besonders gut, da die räumliche Trennung und Balkansiedlung unbestritten ist. Ob die Urheimat der Goten Skandinavien oder etwa die Gegend um die Weichselmündung war, bleibt dabei ganz unwichtig. Es ist anzumerken, daß die Forschung eigentlich nie Wulfila Gotisch spezifisch als die germanische Sprache einer kleinen Sprachinsel im fremdsprachigen Raum beschrieben hat. Für das Verhältnis zwischen dem gesprochenen Westgotisch von Wulfila *Gothi minores*, wie sie Jordanes nannte, und dem Gotisch von Wulfila Bibel haben wir keinerlei Beweismaterial. Wir wissen nur, daß noch 200 Jahre später in einem anderen Dialektgebiet, im Ostgotischen Italiens sogar in Urkunden Wulfila Gotisch als geschriebene Hochsprache verwendet wurde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein kirchenpolitisch so engagierter Mann wie Wulfila, wenn er auch nur geistiges Oberhaupt einer kleinen Gemeinde war, Zeit und Energie hatte, wirklich allein ohne Mitarbeiter die ganze Bibel oder den größten Teil der Bibel samt den Episteln zu übersetzen. Aber die Handschriften zeigen keinerlei Variation, die über ostgotische Schreiber eines westgotischen Textes hinaus auf eine Mehrzahl von Übersetzern (wie etwa beim ahd. Tatian) hinweisen könnte. Es ist vielleicht aber doch zu bedenken, daß Auxentius, die

Hauptquelle zu Wulfila's Leben, seine Übersetzung der Bibel gar nicht erwähnt.

Manche sprachsoziologische Fragen, wie sie in der Gegenwart üblich geworden sind, hat man bei Wulfila bis jetzt nicht oft gestellt, sie wären aber für den Sprachvergleich überaus wichtig. In einer Sprachinsel kann Spracherhaltung identisch mit Religionserhaltung⁸ und Volkserhaltung sein, d. h. also im Falle Wulfila's Arianismus und Germanentum. Gotisch als Sprache des Gottesdienstes statt Griechisch diente der Erhaltung der Sprache. Wulfila's eigenst geschaffenes Alphabet war zwar vom Griechischen abgeleitet, aber „epigraphisiert“, in Einzelheiten sogar gotisiert: das verstärkte die Schranke gegenüber einer prestigereichen Sprache des fremden Raumes. Die verhältnismäßige geringe bewußte Übernahme von Lehnwörtern und Idiomen gehört zur Verteidigung der Muttersprache. Aber in Lehnprägungen und syntaktisch war der Einfluß der literarisch vorherrschenden Sprache nicht zu vermeiden: das zeigt im Gotischen der Stil der Skeireins, ob sie nun Übersetzung oder Originalgotisch darstellt.

Große Sprachloyalität ist für die Balkangoten auch sonst bezeugt (vgl. Scardigli 1973, S. 134). In der Geschichte der Goten finden wir aber schon vor der Balkansiedlung im Zuge von Wanderungen und Umsiedlungen vielfache Kontakte mit Fremdsprachigen. Zeigt nun Wulfila Gotisch abgesehen von den nicht zahlreichen Entlehnungen im Wortschatz Spuren dieses Kontaktes mit fremden Sprachen und der frühen Trennung von der Hauptgruppe germanischer Sprecher? Man hat oft darauf hingewiesen, daß die Erhaltung von alten, anderswo verschwundenen Zügen der Grundsprache für eine frühe vollständige Absonderung bei Sprechergruppen charakteristisch ist. Eine „Enklavierung“, d. h. eine Form von ghetto-artiger Siedlungsweise, verstärkt diese Tendenz. Vielleicht sind einige der alten Züge in Wulfila's Bibelübersetzung, z. B. die Dualform des Verbs, gar nicht mehr im gesprochenen Gotisch seiner Ge-

⁸ In den Siedlungen der Amischen Mennoniten in Nordamerika wird die pfälzische Umgangssprache so lange erhalten bleiben, als die Sekte sich als solche erhält.

meinde im 4. Jhd. vorhanden. Andererseits bringt bei aller Sprachloyalität der Kontakt mit Fremdsprachigen und besonders die Zweisprachigkeit Neuerungen gegenüber der Grundsprache, z. B. den Schwund von phonologischen und formalen Unterscheidungen, die die Fremdsprache selbst nicht kennt, oder auch deren Wiederaufnahme und Erhaltung, wenn die Fremdsprache sie aufweist. Bei letzterem denke ich z. B. an die Vokativform des Gotischen, die ich nicht als idg. Erbe im Germanischen ansehe. Die spätere Verdeutlichung durch Paraphrase oder den Ersatz von synthetischen durch analytische Formen ist typisch für die spätere romanische wie die germanische Sprachentwicklung im allgemeinen, die im mehrsprachigen Kontakt vor sich ging. Nur im Gotischen Wulfila ist im Plural des schwachen Präteritums die Zusammensetzung mit der reduzierten Form von 'taten' (*dēdun*) ganz deutlich. Die anderen germanischen Sprachen zeigen die suffixartige, also weniger deutliche nichtreduzierte Form (ahd. *-tun* usw.). Im (späteren?) Gotischen finden sich Anzeichen für eine weitere Verbreitung dieser Bildung gegen die Norm der got. „Hochsprache“ Wulfila: z. B. *mahtededeina* (Hs. B, 2. Kor. 3,7) statt *mahtedeina* (Hs. A) und *usbauhtidedi* (Hs. A, Gal. 4,5) statt **usbauhtedi* (Krause 1953, § 214).

5. Das Nordisch-Westgermanische von Gallehus

Nach der Abwanderung der Goten, also der Abspaltung des Gotischen aus dem Urgermanischen, bleiben Sprecher der übrigen germanischen Dialekte im allgemeinen zuerst noch im Raume der Urheimat als mehr oder weniger einheitliche Gruppe. Die Forschung hat die vielen nordisch-westgermanischen Neuerungen, die das Gotische nicht aufweist, oft hervorgehoben: die Umlauterscheinungen, den Wandel von **z* zu *r*, von **ē* zu *ā* (got. *lētan*, an. *lāta*, ahd. *lāzzan*), die Bildung eines zusammengesetzten Demonstrativs mit dem Stamm *-se* (Run. *sasi*, ae. *pes*, ahd. *these*), den Ausgleich (nicht ahd.) im Vokal des Flexivs von dem Gen. Dat. Akk. des schwachen Mask. (ae. *honan*, an. *hana*). Ein gemeinsamer alter Zug sind Instrumen-

talformen des Substantivs (asächs. *dagu*, ahd. *tagu*) (vgl. Krahe und Meid 1969).

Die nordisch-westgermanische Einheit lässt sich auf die einzige wirklich überzeugende Weise eindeutig beweisen: wir haben Texte in der nordisch-westgermanischen Ursprache, aus der wir die nordischen und alle westgermanischen Dialekte ableiten können. Besonders wichtig ist hier ein nicht sehr früher (350–400 v. Chr.) Text, unsere älteste, vollständige germanische Verszeile, die auf dem einen ehemaligen Goldhorn von Gallehus steht. Die Fundstelle in Nordschleswig ist ein Ort, wo sich nordgermanische und westgermanische Dialekte berührt haben müssen. In der Zeit der Entstehung der Runeninschrift mag die gesprochene Sprache bereits von der schriftlichen Form des Texts abgewichen sein. Die Inschrift lautet wie folgt (vgl. Penzl 1972, S. 63 f., Penzl 1975, 69 ff., Penzl 1984 a):

EK HLEWAGASTIZ HOLTIAZ HORNA TAWIDO
'Ich Hlewagast Sohn Holtes(?)⁹ (das) Horn machte.'

Man hat den Text meistens als nordgermanisch angesehen, wozu die irreführende Transliteration mit < R > statt < z > beitrug; die Entwicklung von *z zu r wäre auch westgermanisch, aber nicht die Erhaltung im absoluten Auslaut (an. -*gestr*). W. Krause (1968, S. 42 ff.) verwendete diese Tatsache zur Klassifizierung der (späteren) germanischen Dialekte in den *dagaz*-Typ (nordgerm.), *dags*-Typ (ostgerm.), *dag*-Typ (westgerm.). E. H. Antonsen (1975) nennt S. 27 den Text und andere „Northwest Germanic“, wobei er nur das Nordseegermanische („Ingväonische“) mit einbezog. Aber auch das Ahd. ist aus der Sprache der Inschrift ableitbar, nämlich aus stark aspirierten Varianten von /k/ in *ek*, von /t/ in *holtijaz*, *tawido*, die das /t/ nach /s/ (-*gastiz*) nicht aufwies. Adamus (1962) schrieb S. 158 von „North West Germanic“ als Stufe II nach dem Gemeingermanischen (*Common Germanic*). Kuhn (1952) bezeichnete die Sprache als „Spätgemeingermanisch“, aber das Gotische lässt

⁹ In *holtijaz* kann -*ijaz* (idg. **eios*) patronymes Suffix sein, aber es könnte auch auf die Herkunft ('aus Holte') deuten oder den Beruf 'Holzarbeiter, Holzschnitzer'.

sich wegen /o/ in *holtijaz* statt /u/ nicht aus der Sprache von Gallehus ableiten. Krause (1969), S.43, sah in ihr den Ausdruck einer runischen Gemeinsprache (Koinē) der Runenmeister. Stil und Formen in einer Verszeile waren bestimmt im 4. Jhd. von den gesprochenen Dialekten verschieden. Das Horn ist chronologisch jünger als Wulfila Bibelgotisch und einige kurze urningische Runendenkmäler. Es fehlt immerhin schon der Nasal in *horna* und *tawido*, vielleicht das -a in *ek*, also könnte man sagen, daß die „Auslautgesetze“ schon zu wirken begonnen haben.

Jedenfalls ergibt sich sogar aus einem einzigen erhaltenen Text dieses Typs die Möglichkeit, ein Nordisch-Westgermanisch im Prinzip als natürliche Ursprache zu rekonstruieren. Das Horn gibt uns nicht nur Ort und Zeitpunkt (nicht Periodenlänge), sondern auch, was noch wichtiger ist, das Resultat eines konkreten Sprachakts der Vergangenheit. Wir können feststellen, daß mit den beinahe gleichzeitigen Gallehus- und Wulfila-texten die ursprüngliche Zweiteilung in der Ausgliederung des Gemeingermanischen als bewiesen gelten kann. Alle sprachlichen Entsprechungen mit ihren Konvergenzen und Divergenzen, ob wir sie nun nach dem alten Stammbaumschema, nach der Wellentheorie oder nach der Entfaltungstheorie (Höflers Gesetz) beurteilen, können diese Tatsache auch nur bestätigen, zeigen aber auch spätere Entwicklungen innerhalb der nordischen und der westgermanischen Dialekte.

Literatur

- Adamus, Marion, 1962, Mutual relations between Nordic and other Germanic dialects, *Germanica Wratislaviensia* 7, S.115–158.
- Antonsen, Elmer H., 1975, *A Concise Grammar of the Older Runic Inscriptions*, Tübingen, Niemeyer.
- Arndt, Walter W., 1959, The performance of glottochronology in Germanic, *Language* 35, S. 180–92.
- Beeler, Madison, 1979, North-West Germanic *-um* = Gothic *-am*. In: Rauch und Carr 1979, S. 509–514.
- Braune, Wilhelm, 1918, *Althochdeutsch und Angelsächsisch*, BGDSL. (= PBB.) 43, S.361–445.

- Frings, Theodor, 1957³, *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*,
Halle (Saale), VEB. Niemeyer.
- Heinrichs, H. M., 1961, *Wye grois dan dyn andait eff andacht is ...*, ZfMaf. 28,
S. 98–153.
- Höfler, Otto, 1955f., *Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie*,
BGDSL. 77, S. 30–66, 424–476.
- Keller, R. E., 1978, *The German Language*, New Jersey, Humanities Press.
- Krahe, Hans, und Meid, W., 1969⁷, *Germanische Sprachwissenschaft*, II. For-
menlehre, Berlin, de Gruyter.
- Krause, Wolfgang, 1968³, *Handbuch des Gotischen*, München, Beck.
- Kuhn, Hans, 1952, Rezension von Schwarz (1951), AfdA. 66, S. 45–52.
– 1955, *Zur Gliederung der germanischen Sprachen*, ZfdA. 86, S. 1–47.
- Lehmann, Winfred P., 1968, *The Proto-Germanic words inherited from Proto-
European which reflect the social and economic status of the speakers*,
ZfMaf. 35, S. 1–25.
- Lerchner, Gotthard, 1965, *Studien zum nordwestgermanischen Wortschatz*,
Halle (Saale), VEB. Niemeyer.
- Makaev, E. A., 1964, *The morphological structure of Common Germanic*, Lin-
guistics 10, S. 22–50.
- Mańczak, Witold, 1980, *Language Science and Statistics*, Forum Linguisticum 5,
S. 36–43.
– 1982, *Kamen die Goten aus Skandinavien?* IF. 87, S. 127–137.
- Maurer, Friedrich, 1943², *Nordgermanen und Alemannen: Studien zur germani-
schen und fröhdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde*,
Straßburg, Hünenburg Verlag.
- Penzl, Herbert, 1971, *Lautsystem und Lautwandel in den althochdeutschen Dia-
lekten*, München, Hueber.
– 1972, *Methoden der germanischen Linguistik*, Tübingen, Niemeyer.
– 1972 a, *Methods of comparative Germanic linguistics*. In: van Coetsem-Kuf-
ner 1972, S. 1–42.
– 1975, *Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phono-
logie*, Berlin, Erich Schmidt Verlag.
– 1984, *Frühneuhochdeutsch* (Germanistische Lehrbuchsammlung, Bd. 9),
Bern, P. Lang.
– 1984 a, *The Horn of Gallehus and the subgrouping of the Germanic languages*, E. C. Polomé Festschrift. (Im Erscheinen.)
- Philippson, E. A., 1954, *Neuere Forschungen zum Westgermanenproblem und
zur Ausgliederung der germanischen Stämme*, Symposium 8, S. 18–32.
- Polomé, E. C., 1970, *Remarks on the problem of the Germanic 'Verschärfung'*.
In: Hommage à Eric Buyssens, S. 177–190, Brüssel.
– 1972, *Germanic and the other Indo-European Languages*. In: van Coetsem
und Kufner 1972, S. 43–69.
- Prokosch, E., 1939, *A Comparative Germanic Grammar*, Philadelphia, LSA.
- Ramat, Paolo, 1981, *Einführung in das Germanische*, Tübingen, Niemeyer.

- Rauch, Irmengard and Carr, Gerald E., 1979, Hg. *Linguistic Method, Essays in Honor of Herbert Penzl*, Mouton Publishers, The Hague.
- Rösel, Ludwig, 1962, *Die Gliederung der germanischen Sprachen nach dem Zeugnis ihrer Flexionsformen*, Nürnberg, Hans Carl.
- Rosenfeld, H.-F., 1955, *Zur sprachlichen Gliederung des Germanischen*, ZPhaSp. 8, S. 365–389.
- Scardigli, Piergiuseppe, 1973, *Die Goten. Sprache und Kultur*, München, Beck.
- Schwarz, Ernst, 1951, *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen*, Bern, Francke.
- Springer, Otto, 1941, *German and West Germanic*, *Germanic Review* 16, S. 3–20.
- Tschirch, Fritz, 1969, *1200 Jahre deutscher Sprache in synoptischen Bibeltexten*, Berlin, de Gruyter.
- van Coetsem, Frans and Kufner, H. L., Hg. 1972, *Toward a Grammar of Proto-Germanic*, Tübingen, Niemeyer.
- Wagner, Norbert, 1967, *Untersuchungen zum Leben des Jordanes und zur frühen Geschichte der Goten*, Berlin, de Gruyter.
- Wrede, Ferdinand, 1924, *Ingwänisch und Westgermanisch*, ZfdMa. 19, S. 270–284.

Department of German,
University of California,
Berkeley, Calif. 94720,
U. S. A.

Herbert Penzl

Über den Lautwert der Ing-Runen und die Auslassung von Vokal in den älteren Runeninschriften

1. Problemstellung

Die Ing-Runen der Völkerwanderungszeit treten in zwei verschiedenen Hauptformen auf, die in diesem Aufsatz als die einfache und die komplexe Runenform bezeichnet werden sollen. Jene hat die Form eines kleinen geschlossenen Vierecks oder eines kleinen Kreises $\diamond \square \circ$, diese hat die Form einer gestabten einfachen Rune und sieht fast wie eine Laterne aus: $\star \P \Upsilon$.

Die Frage nach dem genauen Lautwert der beiden Runenzeichen wurde während der letzten Jahre mehrmals angeschnitten¹, ohne daß die Frage in überzeugender Weise geklärt wurde. Herkömmlich werden die beiden Runenformen meistens als Allographen angesehen und zwar als Formenvarianten eines Graphems von schwankendem Lautwert [ŋ] ~ [ŋg] ~ [iŋ] ~ [iŋg].² Man hat aber auch versucht, die beiden Runenformen als zwei verschiedene Grapheme zu deuten und zwar so, daß die einfache Runenform den velaren Nasal [ŋ] oder die Konsonantengruppe [ŋg] bezeichnen sollte, während die komplexe Runenform den Lautwert [iŋ] oder [iŋg] haben sollte und somit auch den Vokal /i/ mitbezeichnen würde. Für eine solche Theorie treten u.a. Makaev 1965, S.65 und Antonsen 1975, S.12 ein, wobei letzterer ausdrücklich die komplexe Runenform als eine Ligatur der Runen $\text{I} \text{ i}$ und $\diamond \text{ \eta(g)}$ erklärt; als erster hat Harder 1936, S.220 dafür argumentiert.

Der größeren Übersichtlichkeit halber sollen die beiden hier umrissenen Erklärungsmodelle schematisch dargestellt werden:

¹ Steblin-Kamenskij, 1962, S.1; Krause 1962, S.441f.; Makaev 1965, S.65; Antonsen 1975, S.12; Alexander 1975, S.1ff.; Westergaard 1981, S.136ff., besonders 160–168.

² Arntz 1944, S.47; Steblin-Kamenskij 1962, S.1; Krause 1966, S.2; 1971, S.35, 96; Alexander 1975, S.2f.; Westergaard 1981, S.167, Düwel 1983, S.5.

Alternative I (Allograph):

◊ □ ○ ~ ♫ ♭ ♮ = [ŋ] ~ [ŋg] ~ [iŋ] ~ [iŋg]

Alternative II (zwei Grapheme):

1 (einfache Rune) ◊ □ ○ = [ŋ] ~ [ŋg]

2 (Ligatur) ♫ ♭ ♮ = [iŋ] ~ [iŋg]

Persönlich habe ich mich schon früher für die zweite Alternative ausgesprochen, dabei aber präzisiert, daß die einfache Rune nur das Allophon [ŋ], die komplexe Runenform dagegen eher die Phonemgruppe /ing/ bezeichnet³, ohne daß ich jedoch auf die damit verbundenen Interpretationsprobleme näher eingegangen bin. Wie aus der Übersicht bei Alexander (1975, S. 2f.) und Westergaard (1981, S. 167) hervorgeht, ist diese Auffassung mit Krauses Interpretation der Inschrift von Lețcani nicht verträglich, die für die komplexe Runenform ♭ den Lautwert [ŋg] voraussetzt. Eine weitere Schwierigkeit bietet die Inschrift von Opedal, da die einfache Rune ○ hier anscheinend für [iŋ] steht. Die hier vorliegenden, teils scheinbaren, teils wirklichen Probleme näher aufzuklären, ist das Ziel der folgenden Untersuchung.

2. Die Runeninschrift von Lețcani

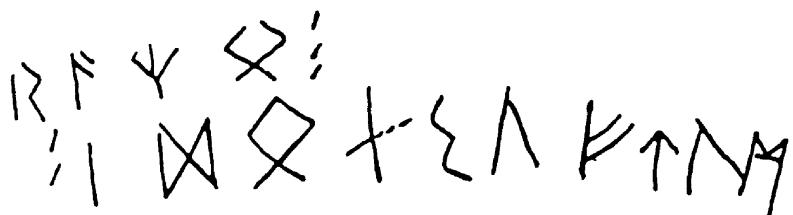
2.1 Die Runeninschrift von Lețcani wurde 1968/1969 gefunden und kurz danach von Krause veröffentlicht (Krause 1969). Seinem Bericht zufolge befinden sich die Runen auf einem tönnernen Spinnwirbel, einer gut 2 cm dicken, runden Scheibe, die am unteren Teil der Handspindel befestigt war.

Dies Fragment einer Handspindel wurde bei archäologischen Ausgrabungen auf dem Gelände des Friedhofs in Lețcani [spr. *letskánj*] gefunden, in einem wohlerhaltenen Körpergrab mit Beigaben des 4. Jahrhunderts n. Chr. Die Stelle liegt etwa 30 km östlich von Iasi, im rumänischen Moldaugebiet. Hier saßen die Westgoten etwa von Anfang des 3. Jahrhunderts an bis in die Zeit des Hunnensturmes um 375, also gerade in dem Zeitraum, aus dem das Körpergrab und die Inschrift stammen.

³ Grønvik 1981, S. 28 (mit Anm. 25 und 26).

2.2 Die Runeninschrift ist um die etwa 2,2 cm hohe äußere Wandung des Spinnwirtels in zwei Zeilen, und zwar vor dem Brennen des Tons, angebracht. Die untere und zuerst zu lesende Zeile *A* läuft ununterbrochen um die ganze Wandung herum, von links nach rechts, und enthält insgesamt 10 Runen. Anfang und Ende sind voneinander durch einen Worttrenner geschieden, der aus zwei übereinanderliegenden kleinen Schrägstichen besteht. Die obere Zeile *B* enthält nur 4 Runen; die erste befindet sich fast genau über dem Worttrenner der unteren Zeile, und nach der letzten Rune steht ein Schlußzeichen, das aus drei Schrägstichen besteht.

Die Form der einzelnen Runen ist von Krause (1969, S. 154f.) genau beschrieben und durch eine von Agnes Krause angefertigte, hier unten wiedergegebene Zeichnung klar veranschaulicht worden:



In normalisierter Form ist die Inschrift demnach folgendermaßen wiederzugeben:

A (1-10) **I M R T E A R T H M**

B (11-14) **R R Y X**

Transkription:

A **idonsufthe** *B* **razo**

Da die Inschrift aus einem Gebiet herrührt, wo Gotisch gesprochen wurde, ist Rune 13 als *z* (stimmhaftes *s*) und nicht wie im gleichzeitigen Urnordischen als *R* zu transkribieren.

2.3.1 Krause behauptet nun, daß Rune 13 **Y** im Kopfteil beschädigt und ursprünglich eine Ing-Rune in der „Laterne“-Form **†** gewesen sei, wofür er sich auf einen ganz kleinen, von der Spitze des linken Zweiges nach rechts oben abgehenden schrägen Striches beruft. Vielleicht darf man aber auch annehmen, daß er sprachliche Bedenken gegen eine *z*-Rune auf der

zweitletzten Stelle eines Wortes hatte; denn seine graphische Begründung vermag an sich nicht zu überzeugen. Auf dieser Transkription aufbauend begründet er dann die folgende Lesung und Deutung der Inschrift: *Idōns uſt hēr. – Raŋ(n)ō* „Idos Gewebe (ist das?) hier. – Rangno“ (S.157).

2.3.2 Bei dieser Deutung stellt sich die Sprache eindeutig als gotisch heraus, denn *Idōns* kann nur der Gen. Sing. eines gotischen *ōn*-Stammes sein (Deklinationstypus *tuggo*). Der Frauenname *Idō* ist im Gotischen sonst nicht belegt, kommt aber in der Form *Ida*, dat. Sing. *Idun* in zwei ahd. Runeninschriften aus dem 6. Jahrhundert vor (Krause Nr. 148, 149). Formal handelt es sich um einen Kosenamen zu dem Namenwort *Id-*, das besonders im althochdeutschen Raum überaus häufig ist und auch auf altnordischem Gebiet einst bekannt war (Krause 1969, S. 156 f.).

2.3.3 Das zweite Wort *uſt* verbindet Krause mit aeng. *wefi* m., *wefta* m 'Einschlagfaden', aeng. *wift* f. 'dass.', mhd. *wift* m. 'faden, zwirn feinster art' (Lexer)⁴; dazu kommt aisl., anorw. *veſtr* m. (> nisl. *veſtur*, nnorw. *veſt*) 'Einschlagfaden', alles Bildungen zum Verbum ahd. *weban*, anorw. *veſa* usw.

Das gotische Wort *uſt* < germ. **uſta-* ist mit der Schwundstufe der Wurzel gebildet (vgl. aisl., anorw. *oſſinn* Part. Prät.) und hat die typisch gotische Lautform mit erhaltenem kurzem ū. Eine genau entsprechende Bildung findet Krause in awest. **ubda-* < idg. **ubh-to-* 'gewebt', das wegen spätawest. *ubdaēna-* 'aus Webstoff gemacht' vorauszusetzen ist.

Die west- und nordgermanischen Formen sind nach Krause als jüngere Bildungen mit analogisch eingeführtem Hochstufenvokal zu fassen; allerdings hat auch das Suffix eine etwas abweichende Form (vgl. die Grundformen germ. **wef-ta(n)-* m. und **wef-ti-* m/f.). Vielleicht haben wir es eher mit gleichaltrigen Parallelformen zu tun.

Für das gotische Wort setzt Krause eine Bedeutung 'Gewebe' an. Die verwandten west- und nordgermanischen Wörter bezeichnen aber nicht 'das Gewebe' = 'der während des Webens im Webstuhl ausgespannte Stoff', bzw. 'der fertiggewebte Stoff',

⁴ Eine von Krause angegebene Bedeutung 'Gewebe' findet sich bei Lexer nicht.

sondern einhellig 'den Einschlagfaden', d.h. 'den Faden (Schußfaden), der während des Webens rechtwinklig durch die Kettenfäden hindurchgebracht wird' und der deshalb auch als *Eintrag*, *Einschuß* oder *Einschlag* bezeichnet wird. Die dänische Bezeichnung ist *islæt*, die norwegische *veft*, auch *veftgarn* oder *veftargarn*. Diese Bedeutung ist demnach auch für das gotische Wort anzusetzen.

Etwas bedenklich wird man es finden, daß das Wort *uft* der gotischen Inschrift in keinem anderen germanischen Dialekt in dieser Form nachzuweisen ist. Die Erklärung Krauses ist aber in formaler Hinsicht unangreifbar und, soviel ich sehen kann, auch die einzige mögliche.⁵ Ein außersprachliches Indiz für die Richtigkeit dieser Erklärung ist darin zu sehen, daß die Inschrift sich auf einem Gerät befindet, das gerade bei der Herstellung von solchem *uft* verwendet wurde.

2.3.4 Als drittes und viertes Wort liest Krause *hēr* 'hier' und (mit nochmaliger Lesung der *r*-Rune) *rāgo*. Im letzteren Wort will er die Koseform von Frauennamen wie got. *Ragnahilda* (5. Jahrh.) u. dgl. sehen; die Namensform der Inschrift wäre also ein genaues Gegenstück zu dem wohlbekannten Frauennamen nnorw. *Ragna*. Gegen diese Erklärung müssen mehrere Einwände erhoben werden.

Von einem phonemischen Gesichtspunkt aus ist *rāgo* eine unmögliche Form, da das Allophon [ŋ] in den alten Sprachen nicht vor Vokal erscheinen kann.⁶ Transkribiert man statt dessen die komplexe Ing-Rune mit [ŋg], erhält man eine Lautform *rāngō*, die das Aussehen eines Kosenamens hat. Ein Namenswort **rang-* kommt aber in den germanischen Sprachen nicht vor.

Krause faßt die Schreibweise *rāgo* als „Verkürzung aus **Rājnō*“ (S. 157), das er auch als „Rangno“ wiedergibt, wobei

⁵ Bei einer isolierten Betrachtung wäre es auch möglich, ein Wort *sūft* m 'Seufzer' abzutrennen, das ahd. und mhd. häufig belegt ist. Das Wort tritt aber nur innerhalb des hochdeutschen Sprachgebietes auf; es scheint deshalb nicht geraten, es in einem Gebiet zu suchen, in dem nachweislich gerade im 4. Jahrhundert gotische Stämme ansässig waren.

⁶ Vgl. Grønvik 1981, S.28.

es jedoch nicht ganz klar ist, wie er sich die Aussprache des Namens vorgestellt hat.

Als Koseform von Frauennamen auf germ. *ragina-* ist im 4. Jahrhundert, zur Zeit Wulfilas, eine Form **Raginō* zu erwarten, vgl. got. *raginon* Inf. und *ragineis* m. Bei besonders früher Synkope in einem Kosenamen wäre eventuell **Ragnō* zu erwarten, aber wohlgemerkt mit der Lautgruppe /-gn-/ als 'Klusil + Nasal'. Mit einer Assimilation [gn] > [ŋn] schon im Gotischen des 4. Jahrhunderts dürfen wir kaum rechnen, da diese Assimilation dem älteren Deutschen unbekannt ist. Auch im Norwegischen, wo sie heute fast allgemein durchgeführt ist, tritt sie nicht vor dem 13. Jahrhundert in Erscheinung.⁷

Gegen Krauses Deutung des zweiten Teils der Inschrift muß also eingewendet werden, (1) daß er mit verkürzter Schreibung d. h. mit einem Schreibfehler wie auch mit einer fraglichen Lautentwicklung rechnen muß, und (2) daß er die überlieferte Rune 13 ᛵ willkürlich als eine komplexe Ing-Rune ᛵ auffaßt. Seine Erklärung dieses zweiten Teils der Inschrift kann deshalb schwerlich akzeptiert werden.

2.4.1 Betrachten wir die Inschrift in der oben § 2.2 zuerst gegebenen Transkription: **idonsufthe razo**, ist zunächst klar, daß mit Rune 9 *h* ein neues Wort anfängt. Nichts hindert uns aber, den Rest der Inschrift als ein Wort zu lesen, in dem der erste Vokal *e* als Sproßvokal in einer Anlautgruppe /hr/ zu fassen ist, also [h^ərāzō], phonemisch /hrazō/.

2.4.2 In den urnordischen Inschriften finden wir zweimal einen Personennamen *HraRaR* belegt (Krause Nr. 73 Rö und Nr. 92 Eidsvåg), in einem Fall (Eidsvåg) ebenfalls mit Sproßvokal zwischen *h* und *r* geschrieben: **haraRaR**, gesprochen [h^ərā-RaR] für phonemisches /hraRaR/.

Dieser Name beruht sicher auf einem alten Adjektiv, das ohne Abänderung als Männername verwendet wird; der hier vorliegende Namenstyp ist in den altgermanischen Sprachen allgemein gebräuchlich.⁸ Wie zuerst Otto von Friesen (1924, S. 22) erkannte, ist der Name *HraRaR* mit urnord. *HrōRaR* ety-

⁷ Vgl. Seip 1931, S. 119, 184; Niyr. V 1960, S. 250f.; VI 1980, S. 26, 30.

⁸ Vgl. Sophus Bugge, NI&R. I S. 98; Janzén 1948, S. 54.

mologisch verwandt, das ebenfalls als Personenname im Urnordischen belegt ist (Krause Nr. 71 By). Dem entspricht ein Adjektiv as., aeng. *hrōr* 'rührig, geschäftig, tätig – stark, kräftig'. Daneben steht ein Substantiv ahd. *hruora*, as. *hrōra* f. 'heftige oder eilige Bewegung, Aufregung, Aufruhr', wie auch ein davon abgeleitetes Verb ahd. *hruoren*, aeng. *hrēran*, anorw., aisl. *hrōra* 'in (heftige) Bewegung setzen, erregen, bewegen, röhren'.⁹

Das Adjektiv urnord. **hraRaR* < germ. **hraza-z* hat wohl ursprünglich ungefähr die gleiche Bedeutung gehabt wie das ablautende Adjektiv as., aeng. *hrōr* und eignete sich somit gut zum Namen oder Beinamen.

2.4.3 Als letzten Teil der Inschrift von Letcani können wir also unschwer eine Wortform *hrazō* = /hrazō/ herauslesen und darin einen dem urnordischen Männernamen *HraRaR* entsprechenden Frauennamen got. *Hrazō* sehen. Formal wäre dieser Name ein schwach flektiertes, substantiviertes Adjektiv.

Die Inschrift würde demnach lauten: „*Idos Einschlagfaden. Hrazo*“. Was gegen eine solche Lösung spricht, ist die syntaktische Unbeholfenheit der Aussage, die in zwei separate Teile zerfällt; dabei weiß man nicht, wie sich *Idō* und *Hrazō* grammatisch und real zueinander verhalten.

2.4.4 Es ist deshalb verlockend, in dem Wort *hrazō* ein wirkliches Adjektiv zu sehen, das dem vorangehenden Substantiv *uft* attributiv nachgestellt ist. Es fragt sich nur, ob wir diesem Adjektiv eine solche Bedeutung zuerkennen können, daß es mit einem so eigenartigen Substantiv wie got. *uft* 'Einschlagfaden' verbunden werden kann.

Die Grundbedeutung der Sippe germ. **hraza-/hrōza-* liegt wohl in ahd. *hruora* f. 'heftige oder eilige Bewegung usw.' vor, vgl. oben § 2.4.2. Daher bedeutet das Adjektiv aeng. *hrōr* als Attribut von Personenbezeichnungen (1) 'rührig, tätig (active, agile)', aber auch, ohne jeden Gedanken an eine Bewegung, (2)

⁹ Eine Bildung mit der Ablautstufe ā liegt vielleicht auch vor in germ. **hraznō-* > aisl. *hrōnn* f. 'Welle' (auch als Flussname belegt in Grí 28), aeng. *hræn*, *hærn* f. 'Welle, Flut, Meer (von der unruhigen See, *flustra, undae*)', vgl. Sophus Bugge, NlaR. I S.98. Das germanische Wort wird jedoch auch mit gr. *krénē* f. 'Quelle, Brunnen' und *krounós* m. 'Quell, Springquell, Flut, Strom' zusammengestellt, vgl. Frisk II, S.16, 27.

'stark, kräftig (vigorous, strong)'. Als Attribut von Sachbezeichnungen wie 'Brünne, Burg, Thron' hat es nur die Bedeutung (2) 'stark, kräftig', vgl. Belege wie *hrōr byrne, heahsetl* usw.¹⁰ Ähnliche Bedeutungen wird man für das ablautende Adjektiv germ. **hraza-* anzusetzen haben.

Folglich können wir die Worte der Inschrift *Idōns uft h̄razō* als ein Syntagma fassen mit der Bedeutung 'Idos starker Einschlagfaden', etwa wie aeng. **Idan hrōr weft*. Es ist dies eine rühmende Aussage über die Qualität des Fadens, den Ido zuerst auf der Handspindel spinnt und danach als Einschlagfaden beim Weben benutzt, mithin auch eine rühmende Aussage über die tüchtige Spinnerin und Weberin Ido.

Die Wörter *uft* und *h̄razō* sind bei dieser Deutung so gut auf einander abgestimmt und verleihen dem Ausdruck eine so passende Gesamtbedeutung, daß ich glaube, hier die richtige Deutung gefunden zu haben.

2.4.5 Die schwache Form des Adjektivs ist wohl darin begründet, daß der Substantivbegriff unter den Menschen, bei denen diese Inschrift entstand, allgemein bekannt war¹¹; 'Idos starker Einschlagfaden' war ihnen sicher ein Begriff. In den nordischen Sprachen steht die schwache Form des Adjektivs auch nach einem possessiven Genitiv; vielleicht hat eine solche Regel auch hier mit eingewirkt.

2.4.6 Das überlieferte Syntagma hat an sich die Form eines unabgeschlossenen Satzes, in dem es das Subjekts- oder das Objektglied bildet. Man kann aber die Handspindel mit der darauf befindlichen Inschrift als ein aus zwei disparaten Elementen bestehendes 'Zeichen' im Sinne der Semiotik betrachten. Die beiden Teile dieses Zeichens sind (1) die Handspindel mit dem sich daran bildenden Faden, und (2) die auf der Handspindel eingeritzten Worte. Beim Zuschauer erzeugt das die Vorstellung einer Prädikation: 'Dies (das, was hier gesponnen wird) [sc. ist] *Idos starker Einschlagfaden*'. Zwischen den beiden Elementen des komplexen Zeichens konstituiert sich also dieselbe Relation wie zwischen den beiden Teilen eines Nominalatzes.

¹⁰ Belegstellen bei Grein S.361f.

¹¹ Vgl. Dal § 54; Behaghel § 117.

Bei dieser Betrachtungsweise erscheint die Inschrift nicht als unabgeschlossen, sondern als Teil eines sinnvollen Ganzen.

2.5 Es ist somit klar, daß die Inschrift von Leçcani keine komplexe Ing-Rune enthält und daß sie zu Unrecht in die Diskussion über den Lautwert dieser Rune einbezogen wurde. Der Fall Leçcani ist aber geeignet, zwei wichtige Prinzipien zu erhellern, die bei der Festlegung des Lautwertes einer Rune eingehalten werden müssen. Unserer Analyse dürfen wir nur Inschriften zugrundelegen, die (1) deutliche Runenformen und (2) sichere Wortformen enthalten. Diese zweite Bedingung ist nicht zuletzt wichtig, denn es ist hinlänglich bekannt, daß es auch Inschriften und Inschriftenteile gibt, aus deren Runen kein germanisches Wort herausgelesen werden kann, sei es daß die Inschrift zu fragmentarisch überliefert ist, daß sie durch verständnislose Handwerker entstellt ist oder daß sie von Anfang an nur sinnlose Kritzelei gewesen ist. Solche Inschriften können uns natürlich keine Auskunft über den Lautwert der dort vorliegenden Runen geben.

3. Inschriften mit der komplexen Ing-Rune

Im folgenden sollen zunächst vier Inschriften behandelt werden, in denen eine sichere Runenform $\text{ᚠ}\text{ᚦ}\text{ᚦ}$ als Teil einer sicheren Wortform erscheint.

3.1. Slemminge (Krause Nr. 39, Anm.)

Auf dem Fragment eines aus Elchshorn verfertigten Schrammesters, das 1943 beim Torfstechen in Slemminge auf Lolland zutage kam, wurde 1962 eine kurze Runeninschrift entdeckt. Die fünf rechtsläufigen Runen $\text{ᚱ}\text{ᛁ}\text{ᛏ}\text{ᚱ}\text{ᚦ}$ sind als **witring** zu lesen. Das ist ein wohlbekanntes Wort. Es findet sich auf mehreren schwedischen Runensteinen aus der Wikingerzeit und in einer hochmittelalterlichen dänischen Inschrift (DR 212 Tillitse), sowie einmal in dem isländischen Homiliensbuch (vgl. Krause, a.a.O.), überall als Femininum. Das Wort ist eine nicht sehr alte Ableitung zum Verb *vitra* 'wissen lassen, bekanntmachen – of-

fenbaren' und bedeutet wohl in den Runeninschriften 'Kundgabe, Bekanntmachung (auf die Inschrift bezogen)', in religiösem Kontext 'Offenbarung'. Diese Bedeutung hat auch die ältere Ableitung *vitran* f.

Da das Schrapmesser ein Einzelfundstück ist, können wir nicht wissen, in welchen sprachlichen und sozialen Kontext die Inschrift gehört. Wir haben jedoch keinen Grund daran zu zweifeln, daß hier das bekannte Wort *witring* vorliegt und daß die komplexe Ing-Rune somit die Phonemgruppe /ing/ vertritt.

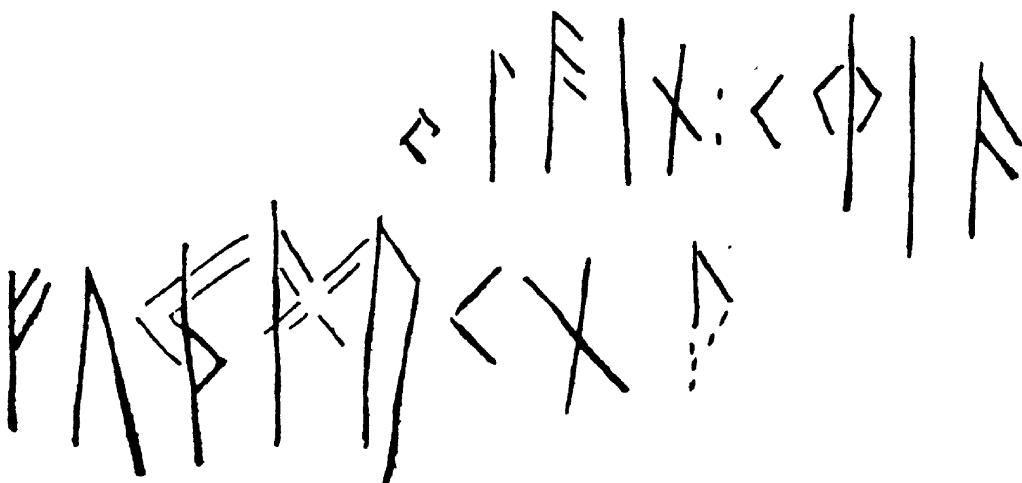
Archäologisch kann das Schrapmesser nicht sicher datiert werden; aus sprachlichen Gründen ist es jedoch klar, daß die Inschrift jünger ist als die Apokope um 500.¹²

3.2 Aquincum (Krause Nr. 7)

Unter dem Eingang des römischen Militärtheaters in dem ehemaligen Aquincum (bei Budapest) wurde 1940 ein Schatzfund entdeckt, der aus zehn konischen Silberknöpfen, zwei halbkugelförmigen Silberschalen und zwei vergoldeten Silberfibeln bestand. Eine dieser Fibeln trägt eine Runeninschrift, auf die erst I. Bóna 1956, S. 196 aufmerksam machte und die später Krause mehrmals behandelt hat (1962, 1964 und 1966). Archäologisch werden die beiden Fibeln auf die Zeit um 530 datiert.

Die Runen befinden sich auf der Rückseite der Spange und verteilen sich auf zwei Zeilen. In der unteren Zeile *A* (die unter dem Nadelhalter beginnt) stehen die ersten 8 Runen des Fu-tharks: *fuparkgw*, in der oberen Zeile *B* (rechts von dem Nadelhalter) finden sich insgesamt 9 rechtsläufige Runen, die von Krause als *jlain : kŋia* transkribiert werden, was nicht unmittelbar an germanische Wörter anklingt. Die genaue Form der Runen geht aus der vorzüglichen Zeichnung bei Krause 1962 hervor, die hier unten wieder angeführt wird, da das Photo bei Krause 1966 (Tafel 7) weniger deutlich ist:

¹² Verfehlt von Moltke 1976, S. 77 als urn. *witringwaR* angesetzt.



Während die Runen *B* 2–9 alle deutlich geritzt und von normaler Form und Größe sind, hat die Rune *B* 1 auf dieser Zeichnung eine für eine *j*-Rune recht ungewöhnliche Form. Sie scheint aus zwei schräggestellten eckigen Haken zu bestehen, die jedoch kein symmetrisches Zeichen bilden. Der rechte Haken ist an sich schon etwas kleiner als der linke, dazu ist er schwächer geritzt, und sein unterer Schenkel ist viel zu kurz; auch ist sein oberer Schenkel zu dicht an den linken Haken herangerückt, „so daß nahezu die Form eines kleinen Vierecks entsteht.“ (Krause 1966) Wie Krause selbst bemerkt (1962, S. 439 f.; 1966, S. 23), finden sich auf der Schreibfläche auch Reste von früher geritzten Zeichen, darunter ein schrages Kreuz in der unteren Zeile. Ähnlich zu beurteilen sind wohl auch der unterste Zweig der *a*-Rune (*B* 3) und, wie ich annehmen muß, der rechte Haken der angeblichen *j*-Rune (*B* 1), die ich für eine ursprüngliche Rune < *k* halten muß. Die Inschrift transkribiere ich demnach (mit der Rune ϕ = /ing/) *klain : kingia*, was ohne weiteres als althochdeutsche Sprache zu erkennen ist.

Das Substantiv *kingia* stellt Krause (1964, 1966) nach einem Vorschlag von Hans Kuhn mit einigen nordischen Wörtern zusammen: nisl., altisl. *kinga* f. (Rp 29) 'Spange, Brosche, Brustschmuck', nisl. *kingja* f 'Dorn am Gurt des Packsattels'¹³ und ablautendes aisl. *kengr* m. 'Bügel, Buckel', nnorw. *kjeng* m. 'Krampe, Haken (aus Eisen)'. Grundbedeutung der nordischen

¹³ „Hægte til en Kløvsadels Gjord“ (Blöndal).

Wörter ist wohl 'Biegung, etwas Gebogenes', woraus teils 'Bügel, Haken', teils 'Bügelfibel, Spange' sich entwickelt hat.

Letztere Bedeutung paßt sehr gut für das Wort unserer Runeninschrift; wahrscheinlich war frühahd. *kingia* f. die technische Bezeichnung gerade einer solchen Bügelfibel, auf der das Wort geschrieben steht. Der Auslaut *-ia* < germ. *-jōn stimmt genau zu den Auslautgesetzen des Frühahd.

Die hier erwähnten Wörter sind nur im Nordischen und in dieser südgermanischen Inschrift belegt. Wenn das nicht auf einer zufälligen Lücke im Material beruht, haben wir hier einen Fall von besonderer lexikalischer Übereinstimmung zwischen dem Nord- und dem Südgermanischen, der nicht überraschen sollte; denn es ist schon früher nachgewiesen worden, daß zwischen dem Nordischen und dem Alemannischen einige besondere Übereinstimmungen dieser Art bestehen.¹⁴

Das Adjektiv *klain* entspricht ahd. *kleini* ~ *klein*, mhd. *kleine* ~ *klein*; der Wechsel zwischen *ja-* und *a*-Stammform weist bekanntlich auf einen früheren *i*-Stamm **klaini-* zurück.¹⁵ Das Wort steht hier im Nom. Sing. Fem., mit lautgerechter Apokope des *-i*.

Die Bedeutung ist sicherlich nicht die von nhd. *klein* sondern, wie so häufig in älterer Zeit, 'fein, zierlich, hübsch', eine Bedeutung, die auch der Ableitung *Kleinod* zugrunde liegt.

Die Worte *klain kingia* geben also eine präzise Beschreibung der Fibel, auf der die Inschrift steht. Das muß als ein gewichtiges außersprachliches Argument für die Richtigkeit dieser Deutung gelten. Wie bei der oben behandelten gotischen Inschrift kann also der konkrete Gegenstand zusammen mit den darauf befindlichen Runen als ein komplexes Zeichen verstanden werden, das beim Zuschauer die Vorstellung einer Prädikation erweckt: 'Dies [sc. ist] eine hübsche Bügelfibel'.¹⁶

¹⁴ Vgl. Grønvik 1981, S.197 (Anm.31) mit Literatur.

¹⁵ Germ. **klai-ni-*, vgl. Kluge-Mitzka, S.375.

¹⁶ Krauses Erklärung von 1962, noch 1966 als alternative Erklärung festgehalten (den Komplex *kjia* „als verkürzte Schreibung, möglicherweise sogar als verkürzte Aussprache für *kunningia* 'Bekannter, Freund'" aufzufassen), kann nach diesen Ausführungen nicht mehr in Betracht kommen.

3.3 Szabadbattyán (Krause Nr. 167)

Im Jahr 1927 erwarb das Ungarische Nationalmuseum von einem Antiquitätenhändler eine angeblich in Szabadbattyán (zwischen Stuhlweißenburg und Plattensee) gefundene silberne Gürtelschnalle, bestehend aus Rahmen, Schnallendorn und den beiden gleich großen Schnallenbeschlägen, siehe die sehr gute Abbildung bei Krause (1966, Tafel 72). Archäologisch steht die Schnalle in Verbindung mit dem spätromischen Kunstgewerbe und wird auf das erste Viertel des 5. Jahrhunderts datiert.

Auf der unteren Seite des Beschlags sind fünf rechtsläufige Runen fein, aber durchweg deutlich eingeritzt; danach folgt ein Schlußzeichen von der Form einer halb umgekippten *d*-Rune mit zwei Widerhaken, vgl. die hier unten nach dem Photo bei Krause 1966 gezeichnete Skizze:



Diese Runen **M F R P** sind als **marings** zu transkribieren. Zu bemerken ist, daß zwischen Rune 4 und 5 etwas mehr Raum offengelassen ist als zwischen den übrigen Runen, aber der Abstand ist nicht so groß, daß er unbedingt eine Wortgrenze anzeigen. Das sonst unbekannte Schlußzeichen faßt Krause zweifelnd als eine *d*-Rune, rechnet aber auch mit der Möglichkeit, daß es ein außerrunisches Sinnbild ist, was ich bestimmt für das Richtige halte.

Für die Deutung der Inschrift ergeben sich nach Krause zwei Möglichkeiten. (1) Die Inschrift ist gotisch und enthält einen Personennamen im Nom. Sing., gefolgt von einem Sinnbildzeichen : *märings* < **marhings*, Kurzform zu Namen mit germ. **marha-* 'Pferd'. Aber wie Krause selber bemerkt, ist es fraglich, ob ein derartiger Ausfall des *h* bereits zur Zeit unserer Inschrift angenommen werden kann. (2) Die Inschrift ist südgermanisch (frühahd.) und enthält einen Personennamen im Nom. Sing., gefolgt von den isolierten Runen *sd* : *māring*, Kurzform zu Namen mit frühahd. *māri* 'berühmt' (< germ. **mēri-*). Diese Kurzform ist auch handschriftlich als Name eines Langobarden be-

zeugt. Die beiden isolierten Runen *sd* will er dann als gekürzte Schreibung von *segun deda* (vgl. mhd. *segen tuon* 'segnen') fassen, was als Formel in keiner Inschrift belegt ist und für diese frühe Zeit eine sehr gewagte Annahme wäre.¹⁷

Die Lesung *Māring* ist als tatsächlich belegte Namensform bestimmt vorzuziehen; vgl. auch die frühahhd. Sprachform der vorangehenden Inschrift. Es scheint mir jedoch bedenklich, die *s*-Rune von den übrigen Runen zu trennen; ich muß deshalb die Aufmerksamkeit auf eine dritte Möglichkeit lenken. (3) Die Inschrift ist südgermanisch (frühahhd.) und enthält einen Personennamen im Gen. Sing.: *mārings*, vgl. alleinstehende Namen im Gen. Sing. auf urnordischen Grabsteinen (*wadaradas* Krause Nr. 82 *Saude* und *kepan* Krause Nr. 83 *Belland*). Das Schlußzeichen ist vielleicht Marings Hausmarke, so daß mit zwei verschiedenen Ausdrucksmitteln angegeben ist, daß diese Gürtelschnalle Maring gehört.

Daß Krause diese Möglichkeit nicht mit in Betracht zieht, röhrt vermutlich daher, daß der Gen. Sing. der *a*-Stämme im Ahd. nicht auf *-s*, sondern auf *-es* ausgeht, wie im As. auf *-es*/*as*, im ältesten Aeng. auf *-æs* (später *-es*), im Gotischen auf *-is*. Der Vokal der Endung variiert aber hier in Übereinstimmung mit der Form des demonstrativen Pronomens got. *pis*, ahd. *des*, aeng. *pæs*. Es liegt somit nahe, die Endung dieser *a*-Stämme als pronominal zu erklären. Nichts steht also der Annahme im Wege, daß die Endung *-s* die lautgerechte Endung der *a*-Stämme ist, die mit der etwas jüngeren nordischen Endung *-s* < urnord. *-as* auf einer Linie steht.

Die Inschrift von Szabadbattyán liefert somit den ältesten Beleg für ein frühahhd. Wort in leserlicher Form. Sie zeigt, daß die *a*-Apokope bei südgermanischen Stämmen schon im ersten Viertel des 5. Jahrhunderts durchgeführt war, fast hundert Jahre früher als im Nordischen, was man schon lange geahnt hat, aber bisher nicht belegen konnte.¹⁸

¹⁷ Vgl. Marstrander 1939, S.316.

¹⁸ Vgl. Grønvik 1981, S.40, 197 (Anm.30).

3.4 Tanem (Krause Nr. 89)

Der Runenstein von Tanem (Sør-Trøndelag) stammt aus einem kleinen, 1813 ausgegrabenen Grabhügel, lag aber im vorigen Jahrhundert lange Zeit als Schwelle vor einem Nebengebäude des Hofs Tanem. Die Runen sind deshalb jetzt stark abgenutzt. Auf der Grundlage von Klüwers guter Zeichnung aus dem Jahre 1823, die 1899 in NIÆR I 367 publiziert wurde, und den erhaltenen Runenresten kann jedoch mit Sicherheit festgestellt werden, daß hier sieben rechtsläufige Runen eingeritzt waren, etwa von der Form **ΜΓΙΡΤΦΛ**, die als **mairlingu** zu transkribieren sind.

In der Runenfolge *-airl-* muß ein Fehler stecken. Krause rechnet mit einer Vertauschung zweier benachbarter Runen, so daß hier eine Wortform *marilingu* herauszulesen ist, d. h. ein Frauenname in urnordischer Sprachform mit Erhaltung des auslautenden Vokals *-u* (vgl. *Birgingu* Opedal, geschrieben *birgngu*). Das ist, wie auch Krause meint, wahrscheinlich der Name der weiblichen Person, die in dem kleinen Grabhügel bestattet war.

Die Schreibung **mairlingu** für erwartetes **marilingu** wird leichter verständlich, wenn wir (mit Krause 1966, S. 198) annehmen dürfen, daß die Inschrift der Zeit um 500 zuzuweisen ist, also der Zeit unmittelbar vor der Apokope und der Synkope. Neueren Auffasungen zufolge wurde das betonte /ā/ in dieser Position damals als ein *i*-umgelautetes Allophon ausgesprochen, mit teilweiser Antizipation der Artikulationsweise des *i*-Lautes der folgenden Silbe, der selber sehr schwach artikuliert war und zudem von einem stärker betonten *i* der dritten Silbe gefolgt wurde. Der Schreibfehler ist deshalb psychologisch leicht verständlich und nicht ohne Parallelen.¹⁹

¹⁹ Sophus Bugge zog Schreibungen wie *landa mæiri* für *landamæri* in isländischen Handschriften und die Schreibung *ai* für [æ] in jüngeren Runeninschriften als Parallelen heran (NIÆR. I S.371, Anm.); hinzu kommt *taipir* für *dædir* Karlevi SR. I S. 1. Krause weist 1966, S. 197 auf die Schreibung *buirso* für *Būriso* in einer deutschen Inschrift (Krause Nr. 8 Beuchte). Über ähnliche Schreibungen in ahd. Handschriften (*airin* für *arin*, *heinti* für *henti* usw.) ist Braune-Eggers § 26 Anm.4 einzusehen. Über die sprachliche Deutung solcher Graphien siehe auch Penzl 1970, S.562f. mit weiterer Literatur.

Der Frauenname **mairlingu** = [Märilingu] und der entsprechende Männername urn. **MārlingaR* (als ahd. *Merling* 889 belegt, siehe Krause, a.a.O.) sind Patronymika von einem Männernamen urn. **Mārlila* = got. *Merila*. Der Frauenname bedeutet also 'Tochter des Märila'. Ob das ihr ordinärer Name (Taufname) war oder ein Kosenname, der hier gewählt wurde, um die nahe Verbundenheit des Vaters mit seiner Tochter hervorzuheben, können wir nicht wissen. Der Name des Vaters **Mārlila* ist der Form nach ebenfalls ein Kosenname zu einem Namen auf urn. *māri-* 'berühmt'.²⁰

3.5 Die übrigen Belege

Die übrigen Belege mit der komplexen Ing-Rune sind so fragmentarisch oder so unsicher, daß ihnen kein selbständiger Beweiswert beigemessen werden kann.²¹

Festzustellen ist demnach, daß die komplexe Ing-Rune $\text{ᚦ} \text{ᚦ} \text{ᚦ}$ in allen sicheren Belegen den Lautwert [ing] hat und also eine Folge von drei Phonemen /ing/ vertritt. Der älteste sichere Beleg stammt aus dem 5. Jahrhundert.

4. Inschriften mit der einfachen Ing-Rune

Im folgenden sollen drei Inschriften behandelt werden, in denen die einfache Ing-Rune ᚦ das Allophon [ŋ] zu vertreten scheint.

²⁰ Vgl. Kluge 1926 § 56.

²¹ Die betreffenden Belege sind (1) die Bronzestatuette von Køng (Krause Nr. 45) mit zwei erhaltenen Runen, (2) der Scheidenbeschlag von Vimose (Krause Nr. 23), auf dem einige Runen, andere nur Kritzeleien sehen wollen (siehe Krause 1966 Tafel 12 und vgl. einerseits Krause 1966, S. 59 mit Lit., anderseits Moltke 1976, S. 116 Anm. 8 und 1983, S. 59), (3) der Futhark des Brakteaten von Grumpan (Krause Nr. 3) mit einer Rune ᚦ , die einige für eine verstümmelte Ing-Rune ᚦ , andere für eine R-Rune halten, die ihren Platz im Futhark vertauscht hat, siehe Westergaard 1981, S. 144 mit Lit. – Über das Zeichen ᚦ der Bronzestatuette von Frøyhol (Krause Nr. 44) siehe Krause 1966, S. 103 f.

4.1 Opedal (Krause Nr. 76)

Die einfache Ing-Rune kommt nur ein einziges Mal als Teil einer einigermaßen sicheren Wortform vor, nämlich auf dem Stein von Opedal. Hier erscheint sie in einer Sequenz von sieben linksläufigen Runen: $\wedge X o X \aleph \aleph$, die als **birgñgu** zu transkribieren sind und wahrscheinlich einen Frauennamen oder -beinamen auf *-ingu* bezeichnen.²²

Da die einfache Ing-Rune hier vor einem *g* steht, leuchtet es ein, daß sie das Allophon [ŋ] und keine Phonemgruppe /ng/ bezeichnet.²³ Daß sie auch nicht als [in] zu transkribieren ist, soll weiter unten nachgewiesen werden.

Die Inschrift von Opedal wird gewöhnlich auf die Zeit um 400 datiert (Krause, a.a.O.), doch spricht nichts gegen ein wesentlich höheres Alter.

4.2 Kylver und Vadstena (Krause Nr. 1 und Nr. 2)

Die einfache Ing-Rune kommt auch in zwei guten Futhark-Inschriften vor, nämlich (1) als □ auf der Kalksteinplatte von Kylver, die wahrscheinlich Teil eines Steinkistengrabes bildete und demnach archäologisch in die Zeit von etwa 350–475 datiert wird (über die genaue Form des Vierecks siehe Krause 1966, S.13); (2) als ◇ auf dem jetzt verschwundenen Brakteaten von Vadstena, der seinem Typ nach (C) in den Zeitraum etwa von 450 bis 550 gehört.

Da die Rune hier als Teil eines Alphabets erscheint, das sonst Grapheme für einfache Phoneme und Allophone umfaßt, ist anzunehmen, daß sie auch hier, wie in der Inschrift von Opedal, das einfache Allophon [ŋ] und keine Phonemgruppe /ng/ vertritt.

²² So u.a. Sophus Bugge, NIÆR. I S.302 f. und Marstrander 1929, S.169, 172 f.; jetzt auch Antonsen 1972, 46 f. Anders Krause 1966, S.176 f. (nach von Friesen), aber mit wichtigen kritischen Bemerkungen. Siehe auch die Übersicht über ältere Deutungen bei Harry Andersen 1960, S.393 f.

²³ Vgl. Grønvik 1981, S.28.

4.3 Die übrigen Belege

Die übrigen Belege mit der einfachen Ing-Rune sind so fragmentarisch oder so unsicher, daß ihnen kein selbständiger Beweiswert eingeräumt werden kann. In allen sicheren Belegen hat also die Rune den Lautwert eines velaren Nasals [ŋ].²⁴

5. Auslassung von Vokal in älteren Runeninschriften

5.1 Das graphische Prinzip

Gegen die oben gegebene Darstellung von dem Lautwert der einfachen Ing-Rune wird man vielleicht einwenden – und dieser Einwand ist auch tatsächlich erhoben worden –, daß die einfache Ing-Rune von Opedal als *iŋ* zu transkribieren sei, da das überlieferte *birgngu* offenbar als [birgingu] gelesen werden muß.²⁵

²⁴ Die betreffenden Belege sind (1) das Lanzenblatt von Kowel (Krause Nr. 33) mit einem rektangulären Zeichen □, das ebenso hoch ist wie die umgebenden Runen und unterschiedlich erklärt wird: als Stilisierung der normalen *d*-Rune **¶** (Krause und andere) oder als eine Umbildung der *p*-Rune **Þ** (Arntz 1939, S.30; wieder aufgegeben 1944, S.48, 66) oder der Ing-Rune □ (Marstrander 1929, S.32f.; Westergaard 1981, S.256f., 290f.). Zuletzt darüber Moltke 1983, S.59, der sich entschieden für die Deutung als *d*-Rune einsetzt (□ für **¶** wie **Þ** neben **¶**); (2) der Stein von Årstad (Krause Nr. 58), in dessen unterster Reihe die beiden ersten, etwas beschädigten Runen teils als **Þ** *en* (Sophus Bugge, NIÆR. I S.230; Westergaard 1981, S.150), teils als **Þ** *ug* (Krause 1966, S.133), teils als **Þ** *ek* (Antonsen 1975, S.34; vgl. auch Moltke 1983, S.59) gelesen werden; siehe auch Andersen 1960, S.408 Anm.1. Eine befriedigende sprachliche Deutung der Inschrift einschließlich der untersten Runenreihe wurde bisher nicht vorgelegt; (3) die Kalksteinplatte von Martebo (Krause Nr. 99, Anm.) mit einer nur zum Teil lesbaren, anscheinend sinnlosen Inschrift, in der einige einfache Ing-Runen vorkommen; (4) die Brakteaten von Lindkær und Over-Hornbæk III (Krause Nr. 4), deren Futharke von Rune 12 an mehr oder weniger entstellt sind; auf dem Platz der Ing-Rune erscheint eine Sturzrunen für *o* (darüber Krause 1966, S.18; Westergaard 1981, S.145f., Moltke 1983, S.59). – Über den Brakteaten von Motala, der nicht als eigener Beleg zählen kann, siehe Krause 1966, S.14 (unter Nr. 2 Vadstena).

²⁵ Die Ansicht, daß der einfachen Ing-Rune von Opedal der Lautwert *iŋ* zu kommt, vertreten u.a. Andersen 1960, S.407; Steblin-Kamenskij 1962, S.1; Krause 1966, S.175 Anm.1; Westergaard 1981, S.161.

Hier stehen wir jedoch vor einem anderen Problem, das eine andersartige Erklärung erfordert. In den Inschriften mit den älteren Runen können wir nämlich ab und zu ein graphisches Prinzip beobachten, das folgendermaßen formuliert werden kann:

„In einer Phonemfolge, die aus Konsonant (K) + Vokal (V) + Sonant (S, sc. *l*, *r*, *m*, *n*, *ŋ*) + Konsonant (K) besteht, wird gelegentlich in der Schrift der Vokal ausgelassen, so daß die Phonemfolge /KVSK/ als <KSK> erscheint, offenbar weil der Sonant in dieser Position silbenbildend werden kann.“

Dafür finden wir allerdings auch einige Belege in den Inschriften mit den jüngeren Runen, wo Wörter wie *morgum*, *sorgþungr*, *Hámunda*, *Hermóð* ohne Vokal anzutreffen sind (*mrkom* N 14, *Tose* II; *srkpukr* N 223; *hamnta* S II 201; *hrmup* S II 142). Die Zahl solcher Schreibungen ist jedoch sehr klein im Verhältnis zu der großen Anzahl von Schreibfehlern anderer Art, besonders dem Überspringen von Runen.²⁶ Von einem graphischen Prinzip ist deshalb hier keine Rede, wenn auch die Auslassung eines Vokals in den obigen Beispielen phonetisch leicht begreiflich ist. Niemand würde aber aus diesem Material folgern, daß die Runen *R r* und *þ n* den Lautwert [or, er] und [un] hätten und als eine Phonemfolge zu transkribieren wären.

In den Inschriften mit den älteren Runen liegt die Sache insofern etwas anders, als viele von diesen Inschriften (von einigen Inschriften auf Metallgegenständen und besonders auf Brakteaten natürlich abgesehen) sehr sorgfältig geschrieben sind und gerade unter ihnen drei Belege für die Auslassung eines Vokals nach dem oben formulierten Prinzip anzutreffen sind.

5.2 Ethelhem (Krause Nr. 14)

Die Inschrift auf der um 500 verfertigten Spange von Ethelhem ist, wie zuerst Moltke erkannt hat, möglicherweise als *ek erla wrta* zu fassen, indem der Silberschmied ein undeutliches *M e* der Vorlage (mit sich überschneidenden Zweigen?) als *M m*

²⁶ Siehe Niyr V 1960, S. 291, Register „Feil“.

wiedergegeben hat. Das habe ich als 'ek Jarla orta' gedeutet, mit derselben absoluten Verwendung des Verbs wie auf dem Stein von Tune.²⁷ Dabei muß das geschriebene *wrta* als [worta] gelesen werden.

5.3 Opedal (Krause Nr. 76)

Auf dem Stein von Opedal findet sich, wie schon erwähnt, die Schreibung *birgngu* für gesprochenes [birgingu]. Die oben formulierte Regel für die schriftliche Wiedergabe der Phonemgruppe /KVSK/ als <KSK> setzt voraus, daß *birgngu* als ein Wort zu fassen ist und nicht in zwei Wörter *birg* + *ngu-* zerlegt werden kann.²⁸ Nach den Regeln der Silbenstruktur im Urnordischen ergibt sich dann von selbst, daß die zweite Silbe den Vokalklang *i* hat; denn eine betonte Silbe *birg-* kann nur aus älterem **berg-* vor einem *i/j* der Folgesilbe hervorgegangen sein und kann nur in dieser Position auftreten. Das läßt die Auslassung des Vokals in dieser Position als eine leicht begreifliche Kürzung erscheinen, die keine Mißverständnisse hervorrufen kann.

5.4 Torsbjerg (Krause Nr. 20)

5.4.1 Das Ortband von Torsbjerg, das in die Zeit um oder vor 200 gehört, trägt auf beiden Seiten eine Inschrift in rechtsläufigen, schönen Runen, die deutlich und einwandfrei zu lesen sind: (A) *o wlpupewaR* (B) *niwajemariR*. Zwischen den beiden ersten Runen ist ein etwas größerer Raum als sonst offen gelassen.

wlpupewaR ist offensichtlich als [wulpu-pewaR] zu lesen, vgl. got. *wulbus* 'Herrlichkeit', aeng. *wuldr* 'glory', *wuldrorcyning* 'rex gloriæ, deus' usw. und den altnordischen Götternamen *Ullr*.

²⁷ Grønvik 1981, S.218f.

²⁸ Eine Zerlegung in zwei Wörter *birg* + *Inguborq* ist zuerst von Otto von Friesen vorgeschlagen und später von Harry Andersen 1960 wiederaufgenommen worden. Gegen diese Deutung führt Krause 1966, S.177 gewichtige Argumente an.

Das zweite Glied ist das auch als Simplex bekannte *pewaR* (Valsfjord, Krause Nr. 55) 'Gefolgsmann'(?), das gotisch als *pius* m 'Diener' erscheint und sonst als zweites Glied in einer Reihe von altgermanischen Personennamen von Männern hohen Ranges vorkommt.²⁹ *Wulpu-pewaR* ist also ein Personenname, der aisl., anorw. **Ullpér* lauten würde (vgl. *Eggpér* ~ aeng. *Ecgþeow* u.ä.).

Weil der Vokal der ersten Silbe fehlt, haben mehrere Forscher hier eine Verschreibung *o wlpu* für *wolpu* sehen wollen. Dagegen ist mit Krause einzuwenden, daß wir in diesem Wort, zumal in der Stellung vor einem *u*, unbedingt den Stammvokal *u* und nicht *o* erwarten müssen.

Die vor dem Wort *wlpu-* stehende, isolierte Rune *o* stellt sich dadurch als ein Problem heraus. Krauses Vorschlag, darin ein Begriffszeichen *ō(pala)* 'Erbbesitz' zu sehen, ist nur ein Notbehelf, der vom Text her nicht weiter begründet werden kann.

Um den hier vorliegenden wichtigen Beleg für die Schreibung *wlpu* = [wulþu] zu sichern, muß die gesamte Inschrift einer näheren Analyse unterzogen werden.

5.4.2 Das erste Wort kann nur die Interjektion und Vokativpartikel *ō* sein, die wir vor allem aus den klassischen Sprachen kennen, die aber auch got., mhd. und aisl. sicher belegt ist. Darauf folgt der Personenname im Nominativ in vokativischer Funktion : *ō WulpupewaR* ! Vokativisch steht auch das (substantivierte) Adjektiv *māriR* der zweiten Zeile : '(du) Berühmter!'

Da die einfache Negationspartikel *ni* in der Regel vor dem finiten Verb des Satzes steht³⁰, muß *waje* eine finite Verbform sein; da der Satz sonst aus vokativischen Satzgliedern besteht, ist diese Verbform als der Imperativ Sing. eines *ēn*-Verbs zu bestimmen.

Hier liegt somit ein *ēn*-Verb urn. *wajēn* vor, das aisl. und anorw. **veia* lauten würde und nnorw. als *veia* belegt ist. Aasen kennt es aus seiner Heimatgegend Sunnmøre in der Bedeutung

²⁹ Vgl. Marstrander 1952, S. 20.

³⁰ Vgl. Dal § 121 und Streitberg § 327,1. Die einfache Negation *ni* kann auch vor einem unbestimmten Pronomen oder Adverb stehen, vgl. Streitberg § 327,3 und Dal § 121; aber diese Möglichkeit kommt hier nicht in Frage.

'mit lauter Stimme jammern, rufen, schreien'³¹; darüber hinaus führt Ross ein reflexives Verb *veia seg* mit derselben Bedeutung an.³² Dieses Verb ist eine Ableitung zu der alten Interjektion idg. **wai*, die in allen altgermanischen Sprachen weiterlebt (als got. *wai*, ahd., as. *wē*, aeng. *wā*, aisl., anorw. *vei*; vgl. auch got. *wai-dedja* m. und *waja-merjan* sw. V.). Da sie aber den neueren nordischen Sprachen abgeht³³, muß das davon abgeleitete Verb schon anorw. vorgelegen haben; nichts widerspricht aber der Annahme, daß es in ununterbrochener Tradition auf das belegte Verb urn. *wajēn* zurückgeht. Die einzige später erfolgte Änderung formaler Art ist der Übergang in die Klasse der *ōn*-Verben, der auch viele andere *ēn*-Verben betroffen hat. Die von Aasen angegebene absolute Verwendung paßt sehr gut für ein altes *ēn*-Verb. Neben diesem **wai-ē-n* stand seit alters her die verbreitere Bildung **wai-nō-n* mit ungefähr derselben Bedeutung (aisl., anorw. *veina* 'jammern, wimmern, leise vor sich hin klagen', ahd. *weinōn* 'weinen' usw.).

Die Inschrift von Torsbjerg enthält somit nur bekannte Wörter und Formen und bietet der Übersetzung keine Schwierigkeiten: 'O WulpuþewaR ! jammere nicht, Berühmter !'

5.4.3 Daß der Nominativ schon im Urnordischen die Funktion des Vokativs übernehmen konnte, zu einer Zeit also, da der Vokativ als eigene Formenkategorie noch daneben bestanden haben muß, ist nicht weiter verwunderlich. Denn im Aisl. und Anorw. ist der Vokativ nicht durch den Akkusativ ersetzt worden, was bei einer rein lautlich bedingten Entwicklung zu erwarten wäre, sondern der formal deutlicher charakterisierte Nominativ ist dafür eingetreten. Das setzt voraus, daß der Nominativ aus syntaktischen Gründen auf das Gebiet des Vokativs eingedrungen ist, was also schon im Urnordischen stattgefunden hat.

Was die Struktur des überlieferten Satzes betrifft, ist zu bemerken, daß er gerade diejenigen formalen Elemente enthält,

³¹ „jamre sig med høi Røst, raabe, skrige“ (Aasen 1918, S. 914).

³² Ross 1895, S. 899.

³³ Aasen kennt nur ein Substantiv *Vei* n. (neben *Veiing* f.) 'Skrig', das offenbar als eine späte, der alten Sprache unbekannte deverbale Bildung anzusehen ist.

die eine imperativische Aussage kennzeichnen: (1) eine Interjektion, die die Aufmerksamkeit der angerufenen Person wecken soll, (2) nominativische Satzglieder in vokativischer Funktion, und (3) eine imperativische Verbalform. Der überlieferte Satz hat somit durchaus die Struktur eines imperativischen Satzgefüges.

5.4.4 Der Inhalt ist für eine Runeninschrift ganz ungewöhnlich und auf den ersten Blick gewiss sehr erstaunlich. Das wird jedoch darauf beruhen, daß wir die soziale Situation nicht kennen, in der diese Worte einmal ihre natürliche Funktion hatten. Wir müssen also versuchen, diese Redelage zu bestimmen und den Worten ihren eigentlichen Sinn abzulauschen.

Die Worte sind an einen berühmten Mann vornehmen Standes gerichtet, wie der Name *WulþupewaR* beweist³⁴; ohne Zweifel war er einer der führender Männer jener Region.

Vielleicht stammen die Worte von einem jungen Krieger her, der ein kühnes Unternehmen plant und dabei weiß, daß es ihm das Leben kosten kann. Heldenhaft fordert er den Vater (oder den Fürsten) auf, nicht zu trauern, ritzt diese Worte in das Ortband ein und überreicht ihm beim Abschied das Schwert mit der Schwertscheide und den ermutigenden Worten. Solche Rede wäre dem Heldenbegriff der Germanen durchaus angemessen. Mit ähnlichen Worten redete Beowulf den berühmten König der Scyldinge an, als er den gefährlichen Zug gegen Grendels Mutter antreten wollte:

<i>Ne sorga, snotor guma!</i>	<i>Sēlre bið æghwāem</i>
<i>pæt hē his frēond wrece,</i>	<i>ponne hē fela murne.</i>
„Traure nicht, kluger Mann!	Für einen jeden ist es
daß er seinen Freund rächt,	besser, als daß er viel klagt.“

Man kann sich auch andere Situationen vorstellen, in denen die Worte der Torsbjerger Inschrift gut passen und mit altgermanischer Denkweise stimmen würden. Auf alle Fälle sind sie als eine heroische Aussage aufzufassen, die – knapp und pathetisch – in einer dramatischen Situation ausgesprochen wurde.

³⁴ Vgl. oben § 5.4.1 mit Anmerkung 29.

5.4.5 Auch die metrische Form der Inschrift ist bemerkenswert. Die Worte bilden nämlich eine reguläre Langzeile, die aus zwei alliterierenden Halbzeilen des Typus Sievers D4 und C2 besteht:

ó WúlpupéwaR ! ni wájē, māriR ! -x̄x || x̄x | -x

Da die Inschrift in die Zeit um 200 gehört oder noch älter ist³⁵, liefert sie den ältesten Beleg eines germanischen Stabreimverses, der bisher nachgewiesen wurde, um 200 Jahre älter als der berühmte Stabreimvers des goldenen Hornes von Gallehus (Krause Nr. 43). Die Inschrift von Torsbjerg zeigt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß die Stabreimdichtung als Kunstform bis in die ältere Römerzeit zurückreicht und ebenso alt ist, wie die ältesten Denkmäler in germanischer Sprache.³⁶

Die wohlbedachte sprachliche und metrische Form der Inschrift legt den Gedanken nahe, daß die Worte einem gleichzeitigen Gedicht heroisch-dramatischen Inhalts entnommen sind, und daß sie vielleicht in einer ähnlichen dramatischen Situation der Wirklichkeit in das Ortband eingeritzt wurden.³⁷

5.5 Abschließende Bemerkungen zu der Auslassung von Vokalen in den älteren Runeninschriften

Wie oben nachgewiesen wurde, enthalten die älteren Runeninschriften drei sichere Belege für die Auslassung eines Vokals

³⁵ Vgl. Norling-Christensen 1945.

³⁶ Vgl. Grønvik 1981, S. 216.

³⁷ Wenn die Worte einem Gedicht entstammen, kann man sich aber auch andere Situationen vorstellen, in die sie hineinpassen würden. In der *Helgakviða Hundingsbana* II 42–45 kehrt der gefallene Helgi vom Totenreich zurück und bittet Sigrun, so heiße Tränen über ihn nicht zu vergießen; jede Träne falle ihm wie Blutstropfen auf die Brust und bereite ihm Schmerzen. Der Glaube, daß die Tränen der Hinterbliebenen die Ruhe der Toten störten, war weit verbreitet (vgl. Sijmons-Gering II, 1931, S. 131) und könnte somit den Hintergrund auch der Torsbjerger Inschrift bilden. Denkbar ist z. B., daß der gefallene Sohn in einem Gedicht eine solche Bitte an den Vater richtet und daß seine Worte gelegentlich in ein Ortband eingeritzt wurden. Doch ist wohl die oben im Text vorgeschlagene Deutung vorzuziehen, weil dabei nicht das Selbstmitleid, sondern die heroische Haltung des Redenden zum Ausdruck gebracht wird, und das scheint mit der Anbringung dieser Runeninschrift auf dem Zubehör einer Waffe besser im Einklang zu stehen.

nach der in § 5.1 formulierten Regel /KVS/ → <KSK> : *wrta* (§ 5.2), *birgñgu* (§ 5.3) und *wlpu* (§ 5.4).

Demzufolge kann nicht mehr behauptet werden, daß die einfache Ing-Rune der Inschrift von Opedal als *in* zu transkribieren sei, denn das würde konsequenterweise erfordern, daß auch die Runen **R** und **T** von Ethelhem und Torsbjerg als *or* und *ul* transkribiert würden.

Es erhebt sich aber die Frage, ob wir es hier mit phonetisch leicht verständlichen Schreibfehlern oder mit einer graphischen Konvention zu tun haben. Es gibt einige Argumente, die für eine graphische Konvention sprechen:

- (1) Die Auslassung des Vokals kann als eine einfache Strukturregel formuliert werden.
- (2) Zwei Belege finden sich in Inschriften, die sonst sorgfältig und fehlerfrei geschrieben sind.
- (3) Ein Beleg tritt schon in der ältesten Runenzeit, um 200 oder noch früher, auf.

Es scheint somit möglich, daß wir es hier mit einem graphischen Prinzip zu tun haben, das wegen seines frühen Auftretens vielleicht von älteren Schriftsystemen übernommen worden ist. Jedenfalls liegt eine außergermanische Parallelle im klassischen Etruskisch vor, wo ähnliche Schreibungen häufig anzutreffen sind.³⁸

6. Der Lautwert der Ing-Runen

Die eingangs gestellte Frage nach dem Verhältnis zwischen der einfachen Ing-Rune **◊** und der komplexen Ing-Rune **¶** kann jetzt sehr kurz beantwortet werden.

Die beiden Zeichen sind keine Allographen, wie meistens angenommen wurde, sondern zwei verschiedene Grapheme, die jeweils ihren besonderen Lautwert haben. Die einfache Rune **◊** bezeichnet das Allophon [ŋ] und ist offenbar das ursprüngliche Zeichen des Futharks. Die komplexe Rune **¶** bezeichnet die Phonemgruppe /ing/.

³⁸ Vgl. Pfiffig 1969, S. 55 f., 64.

Dies läßt vermuten, daß die komplexe Rune Φ eine ursprüngliche Ligatur der beiden Runen $l\ i$ und $\diamond\ y$ ist, wodurch die Form des Zeichens befriedigend erklärt wäre. Da aber dieses Zeichen in allen bisher bekannten Inschriften nicht einfach [inj], sondern [injg], also eine Gruppe von drei Phonemen /ing/ bezeichnet (was auf einer Assoziation mit dem Runennamen beruhen kann), ist es in systematischer Hinsicht nicht als eine Ligatur, sondern als eine Abbreviatur zu betrachten, die als solche im 5. und 6. Jahrhundert im Gebrauch war.

Es ist natürlich der Vorbehalt zu machen, daß die Zahl der bisher bekannten, sicher zu deutenden Inschriften sehr gering ist, so daß man darauf gefaßt sein muß, daß neue Funde eine gewisse Modifikation der hier vorgelegten Theorie herbeiführen können.³⁹

Literatur

- Aasen, Ivar, ⁴1918, Norsk Ordbog.
Alexander, Gerhard, 1975, Die Herkunft der Ing-Rune, ZfdA. 104, S. 1–11.
Andersen, Harry, 1960, Opedalstenen, NTS. 19, S. 393–417.
Antonsen, Elmer H., 1972, The runic inscription from Opedal, Janua Linguarum, ser. maior (Studies for Einar Haugen) 59, S. 46–52.
– 1975, A Concise Grammar of the Older Runic Inscriptions.
Arntz, Helmut, ²1944, Handbuch der Runenkunde.
Arntz, Helmut und Zeiß, Hans, 1939, Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes.
Behaghel, Otto, 1923, Deutsche Syntax I.
Blöndal, Sigríður, 1920–1924, Íslensk-dansk Ordbog.
Bóna, I., 1956, Die Langobarden in Ungarn, Acta archæol. Acad. Scient. Hung. 7, S. 183–244.
Braune, Wilhelm, ¹³1975, Althochdeutsche Grammatik, bearbeitet von Hans Egers.
Dal, Ingerid, ²1962, Kurze deutsche Syntax.
Düwel, Klaus, ²1983, Runenkunde.
Friesen, Otto von, 1924, Röstenen i Bohuslän och runorna i Norden under folkvandringstiden, Uppsala Universitets Årsskrift.
Frisk, Hjalmar, 1954–1972, Griechisches etymologisches Wörterbuch I–III.

³⁹ Die Runen Φ und \diamond der neuen Inschriften von Illerup ödal (vgl. Moltke-Stoklund 1981; aus der Zeit um 200) sind aber für unsere Frage ohne Belang, da sie überhaupt nicht als Ing-Runen, sondern als Varianten von *w*- und *p*-Runen ($\Phi \sim \Psi$, $\Phi \sim \diamond$) zu deuten sind, vgl. Nielsen 1984, S. 4ff.

- Grein, C. W. M., 1912, *Sprachschatz der angelsächsischen Dichter*. Unter Mitwirkung von F. Holthausen neu herausgegeben von J. J. Köhler.
- Grønvik, Ottar, 1981, *Runene på Tunestenen. Alfabet – språkform-budskap*.
- Harder, Friedrich, 1936, *Die Runeninschrift der Schnalle von Szabadbattyan*; *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* 170, S. 219–221.
- Janzén, Assar, 1948, *Personnamn (Nordisk Kultur VII)*.
- Kluge, Friedrich, ³1926, *Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte*.
- 1963, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 19. Auflage, bearbeitet von Walther Mitzka.
- Krause, Wolfgang, 1937, *Runeninschriften im älteren Futhark*.
- 1962, *Die Inschrift der Runenspange von Aquincum*, *Acta Archaeol. Acad. Scient. Hung.* 14, S. 439–444.
- 1964, *Noch einmal zu der Runeninschrift von Aquincum*, *Acta Archaeol. Acad. Scient. Hung.* 16, S. 357f.
- 1966, *Die Runeninschriften im älteren Futhark*.
- 1969, *Die gotische Runeninschrift von Letcani*, *KZ* 83, S. 153–161.
- 1971, *Die Sprache der urnordischen Runeninschriften*.
- Lexer, Mathias, ³1966, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*.
- Makaev, E. A., 1965, *Jazyk drevnejšich runičeskich nadpisej*.
- Marstrander, Carl, 1929, *Opedalstenen*, *NTS*. 3, S. 158–196.
- 1939, [Rezension von Helmut Arntz und Hans Zeiss: *Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes*, 1939], *NTS*. 11, S. 280–333.
- 1952, *Rosselandsteinen*, *Universitetet i Bergen Årbok* 1951.
- Moltke, Erik, 1976, *Runerne i Danmark og deres oprindelse*.
- 1983, [Rezension von Westergaard 1981], *Fortid og Nutid* 30, S. 55–60.
- Moltke, Erik og Stoklund, Marie, 1981, *Runeindskrifterne fra Illerup mose, Kuml* S. 67–79.
- Nielsen, Niels Åge, 1984, *Fra runedansk til nudansk*. Nordisk institut, Aarhus universitet.
- Norling-Christensen, H., 1945, *Runedopskoen fra Torsbjerg mosefund*, *Aarbøger for nordisk Oldkyndighed* S. 187–194.
- Penzl, Herbert, 1970, *Umlaut und Sekundärumlaut im Althochdeutschen*, *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen*, S. 545–574 (nach: *Language* 25, 1949, S. 223–240).
- Pfiffig, A. J., 1969, *Die etruskische Sprache*.
- Ross, Hans, 1895, *Norsk Ordbog*.
- Seip, Didrik Arup, 1931, *Norsk språkhistorie*.
- Sijmons B. und Gering, H. 1927–1931, *Die Lieder der Edda*. Dritter Band: *Kommentar I–II*.
- Steblin-Kamenskij, M. J., 1962, *Noen fonologiske betraktninger over de eldre runer*, *Arkiv för nordisk filologi* 77, S. 1–6.
- Streitberg, Wilhelm, ^{5–6}1920, *Gotisches Elementarbuch*.
- Westergaard, Kai-Erik, 1981, *Skrifttegn og symboler. Noen studier over tegnformer i det eldre runealfabet*, *Osloer Beiträge zur Germanistik*, 6.

Niyr. = Norges innskrifter med de yngre runer Iff., Oslo 1941 ff.

NIÆR. = Norges Indskrifter med de ældre Runer Iff., Christiania 1891 ff.

SR. = Sveriges Runinskrifter, utgivna av Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, 1900 ff.

Germanistisk Institutt Avd. A,
Universitetet i Oslo,
Postboks 1004,
N-Blindern, Oslo 3

Ottar Grønvik

On the Phonological Development of Monosyllables in West Germanic and the Germanic Words for 'Who' and 'So'

I have maintained¹ that OE., OF. nom. sg. com. *hwā* 'who' should be derived from Gmc. **hwai* < IE. **kʷóij*, which is reflected also in Osc. *pui*, OLat. *qoi*, Lat. *qui*. This derivation was considered quite possible by, for example, R. Bethge² and H. Hirt,³ and seems now clearly preferable, since, as I propose in the article cited, OE. *swā* 'so' is not to be given as a parallel for non-fronting of Gmc. **ā* in this position, but probably derives from a Gmc. **swōn*, a fem. acc. sg. of IE. **súó-* used adverbially like Lat. *quam*, *tam*.⁴ Elaboration of this argument will

¹ Final **ō* in Monosyllables in North and West Germanic, *Die Sprache* 25 (1979) p. 54–56, to which cf. addendum 8, at *Die Sprache* 26 (1980) p. 51f., where I correct a typographical error and mention the fact that OF. *sō* and *hō* occur in certain additional texts [due to an oversight, an asterisk is omitted before the Frisian word *hā* mentioned in this addendum, *h(w)ā* being attestable only indirectly to my knowledge, v. *Die Sprache* 28 (1982) p. 26]. Cf. also note 16 (end).

² In Ferdinand Dieter, *Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte*, Bd. 2, p. 553.

³ *Handbuch des Urgermanischen*, 2. Teil, p. 80.

⁴ The assumption that one might instead have an *ā*-stem instr. sg. comparable with Proto-Baltic *-ān (cf. OCS. *-ojø*) or Ved. *-ayāñ* can now be definitely rejected, since I have shown that an *ā*-stem instr. sg. ending *-e₂ø₁e/o₂ø₁-m would clearly have given *-ōñ in Germanic (cf. *Die Sprache* 26, 1980, addendum 5, p. 50f.). The Vedic preverbs and adverbs in *-tarāñ* (-*tamāñ*) might constitute feminine accusative singulars morphologically; they are rare in the earliest stages, but note Av. *fratarāñ*, *aparāñ* Nir. 79. The type is discussed by L. Renou, *Adverbs in -tarāñ, -tarāñ*, *Indian Historical Quarterly* 14 (1938) p. 121–136. Note also Av. *nūrāñ* 'now' (v. sub Op. *nūram*, W. Brandenstein and M. Mayrhofer, *Handbuch des Altpersischen*, p. 135), with which compare also OIc. *núna* < Gmc. **nūnōn* (cf. *Die Sprache* 26, 1980, p. 147, footnote 56). Cf. also H. Hirt, *Indogermanische Grammatik*, III, § 65. 4.

allow, I think, a definite decision in favor of **hwai* as the pre-form of *hwā*.

An explanation commonly proposed for both the two words OE. *hwā* 'who' and *swā* 'so' is that fronting failed to occur due to weak accent. Evidently Gmc. **ă* was darkened in West Germanic—the resulting sound then progressively further darkened in the individual languages—in some proclitic and enclitic words and in some secondary compound members. The matter is discussed briefly in H. Paul, *Zur Geschichte des germanischen Vocalismus*, PBB. 6 (1879) p.190–192, 195, K. Brunner, *Altenglische Grammatik*, 3. Aufl., §§ 137. 1 Anm. 1, 49 Anm. 2, 51, A. Campbell, *Old English Grammar*, §§ 125, 335, 338, K. Luick, *Geschichte der englischen Sprache*, 1. Bd., 1, § 113, Theodor Siebs, *Geschichte der friesischen Sprache*, in *Grundriß der germanischen Philologie*, 2. Aufl., 1. Bd., p.1179 (on *was* and *nas*), F. Holthausen, *Altsächsisches Elementarbuch*, § 127, J. H. Gallée, *Altsächsische Grammatik*, 2. Aufl., § 53 b)–c), W. Braune, *Althochdeutsche Grammatik*, 13. Aufl., § 25 Anm. 1 c)–d), Josef Schatz, *Über die Lautform althochdeutscher Personennamen*, ZfdA. 72 (1935) p.129–160 (§§ 18, 20, 54, 55), *Althochdeutsche Grammatik*, §§ 2, 105, *Altbairische Grammatik*, § 6 b, c, a, J. Franck, *Altfränkische Grammatik*, §§ 9, 62, Georg Baesecke, *Einführung in das Althochdeutsche*, § 29 I a. As best I can judge from the material discussed in these sources, the darkening seems to be attested in three specific environments (in general, only forms which display the darkening are listed, and by-forms without it are mentioned just in a few cases):

- (1) Proclitic words with initial **a-* (and **ja-*): OE. *of* (beside *æf*), OEF. *of*,⁵ *ofe*, OWF. *of*,⁵ *af*, OS. *of*, *uu-* (beside *af-*, *ab-*), OHG. *ob-*; OE. *ot*, *at* (beside *æt*, OF. *et*); OE. *ac* 'but,' OHG. *oh* (but OS. *ak*); OHG. *joh* 'and' (but OS. *jak*); perhaps OF. (*i*)*of* 'if, whether,' OS. *of*, OHG. *obe*, *ube*, compared with Goth. *jabai* (there are other forms of this word, and other explanations come into question in its case).

⁵ The vowel evidently was sooner or later lengthened secondarily; cf. Siebs, loc. cit., § 16 Anm. 3.

- (2) In second compound members (and prefixed nominal forms) and proclitic and enclitic words between a labial consonant and a coronal consonant (**t*, **p*, **d*, **s*, **r*, **n*): OE. *herepad*, *-poð*, *sīðfat*; *andsworu*, OS. *antswor*, *forswor-enero*, OHG. *gisworan*, OEF. *ēthswora*; OE. *was*, *nas* (< **ne was*) (beside more frequent *wæs*, *næs*), OF. *was*, *nas*⁶; OHG. *fona*, OS. *fon*, OEF. *fon* (beside OHG. *fana*, OS. *fan*, OWF. *fan*).
- (3) In second compound members (and prefixed nominal forms) and proclitic and enclitic words before *r* and *l* plus consonant: OE. *twīfald*, *-fold*, OS. (dat. sg.) *víffoldámo* (Prudentius Glosses), OE. *weorold*, *-ald*, *-uld*, OS. *werold*, *-uld*, OHG. (Franconian) *werolt*, *-alt*, OE. *onwald*, *-old*, *ōs-wold*, OHG. *Hroadolt*, *Rātolt*, *Wānpold*, *Irminpold*, *einfolt*, *hagastolt*, *nionoltres*; OE. *tōward*, *-word*, OS. *Meinword*, OHG. (Bavarian) *frammort*, *ūfort* (but, in names, *Adalwart*, *Liutwart*), OE. *hlāfurd*, *-ord*; early West Saxon *ðarf*, *art*⁷; furthermore OE. *nalles* (beside *nealles*), OHG. *nollas* (beside *nalles*).

Environments (2) and (3) can be considered to go together, of course. The basic law involved here doubtless consisted in only a change of WGmc. **a* to some slightly darker vowel, clearly rounded (in the neighborhood of [v] or [ɔ]).⁸ The darkening was progressive in the different areas; compare the grammars of the different languages, especially Franck and Schatz, opp. citt. In Anglo-Frisian one finds in part an *unfronted a* as reflex, as well as *o* and occasionally *u*. The change involved only proclitic and

⁶ According to Gernot Schmidt, *Studien zum germanischen Adverb*, § 296 darkening is also to be seen in a prefix-form which he postulates, **far-*: this too shows that this environment extends also to proclitic position, as one might think natural.

⁷ Omitted from consideration in most treatments, but doubtless to be included here.

⁸ A WGmc. (fully unaccented) *ɔ is reconstructable before **n* as product of pre-North and -West Germanic raising of **a* before a high vowel in the following syllable. (The unaccented **a* subject to the raising process was *at this early point* probably a rounded [v].) See *Raising in Unaccented Syllables in Germanic*, *Die Sprache* 30 (1984) p. 29–72.

enclitic words, and second compound members and prefixed nominal forms and should then have occurred under *weak stress*; the change probably involved some additional special prosodic conditioning factor, and by-forms without darkening exist in the case of many of the examples.⁹

One can try to derive OE. *hwā* and/or *swā* from **hwaz* and/or **swa* if one believes that one or both should go together with (2), which, at least in the case of *swā*, would require expanding the definition of the environment of (2). However, I do not believe that darkening is to be assumed either in *hwā* or in *swā*. In the first place, *hwā* and *swā* both could doubtless frequently receive *full stress* in the spoken language. In the second place, fronting is invariably present in the OE. nom. acc. neut. *hwæt* [cf. OEF. *hwet*¹⁰] and gen. com. neut. *hwæs*. Since fronting is universal in the genitive and in the nom. acc. neut. in Old English, I would doubt greatly that an unfronted variant would appear in the nom. com. *invariably* in both Old English and Old Frisian.¹¹ There seems, then, little reason to believe that OE., OF. *was, nas* provide a sufficient parallel for deriving *hwā* from **hwaz*.

Indeed, the putative derivation of *hwā* from **hwaz* by assuming darkening of **a* could be thought likely really only on the

⁹ Cf. rounding of *a* in closed syllables immediately preceding the word accent in some British pronunciation as well as some American cultivated, 'upper-class' accents, in words such as *absurd, abrupt, adjust, accrue, accomodate*. – Non-operation of *fronting* in unaccented syllables and some proclitic and enclitic words, an opposite process to darkening in the latter cases, is found in the Mercian (second) fronting, cf. Campbell, op. cit., § 166.

¹⁰ In Old Frisian some forms of the word for what show *a* or *o*, and loss of the *w*, rather than *e*, thus, beside usual OEF., and OWF., *hwet* (cf. Mod. WF. *hwet*), OEF. *hot* (F), OWF. *hat, hath, hadt, haet, hot, hoth*, early Mod. WF. *haat, haet, hat*, cf. indef. *hatte* (in Reyner Bogerman, v. De Vrije Fries 19, 1900, p. 265). These probably do not show West Germanic darkening of **a* in weakly stressed position; rather, I would assume them to be the result of a special pre-Frisian development of Gmc. **a* or **e* after **w* (and before a coronal consonant?), cf. OWF. *tolef, hwoder, hoder* (cf. Siebs, loc. cit., p. 1179, 1254, van Helten, op. cit., § 3β).

¹¹ Indeed, Luick, op. cit., Bd. 1, 1, § 103 Anm.3, Campbell, op. cit., p. 49, footnote 1, and Brunner, op. cit., § 137 Anm.1 each express some doubt as to explanation of *hwā* by darkening of **a*.

basis of the putative derivation of OE. *swā* from Gmc. **swā* (Goth. *swa*). But OE. *swā* along with OHG. *sō*, OLF. *sō*, OS. *sō* clearly is better derived from Gmc. **swōn*. For the phonological development, compare OE. acc. sg. fem. *pā* < Gmc. **pōn* < IE. **tām*. As mentioned already, the type of pronominal adverb is that seen in Lat. *tam*, *quam*. Indeed, *tam* 'so much' is equivalent formally with Gmc. **pōn* (OHG. *thō*, *dhō*, *dhuo* 'then; when; since, because,' OS. *thō*, *thuo* 'then,' OE. *pā* 'then'), from IE. **tām*. *quam* is equivalent formally with Gmc. **hwōn* 'how': as J. H. Gallée, *Zur altsächsischen Grammatik*, ZfdPh. 29 (1897) p. 148–149 maintained, OS. *hwō* reflects IE. *-ām, and the exact cognates in Germanic are OHG. *wuo* 'how,' OLF. *huo*, *uuō*, MD. *hoe*, *woe*, OS. *huo*, *uuo*, MLG. *wō*, *wu*, OWF. *hō*, all deriving from Gmc. **hwōn* < IE. **kʷām*. Gmc. **swōn* and **hwōn* thus agree functionally in expressing manner and degree, like Lat. *quam*. They co-exist in Germanic with **swa* (Goth. *swa*), **swē* (Goth. *swe*) < IE. instr. sg. **swéz*₁; **hwē* (Goth. *he* 'wherewith, etc.') < IE. instr. sg. **kʷéz*₁, **hwō* (OE., OEF., OS. *hū*) < IE. instr. sg. **kʷóz*₁, and (instr. sg.) **hwī* (OE. *hwī*, OS. *hwī*, OIC. *hvī*) < IE. loc. sg. **kʷéj*.¹² Since OS. *hwō*, OHG. *wuo* express manner and degree, one would hardly want to derive them from the Gmc. acc. neut. **hwa* (Goth. *ha*, OWN. *huá*, *há*, OSwe. *hwā*),¹³ comparison with Lat. *quam* 'how much' being

¹² Or, in theory, instr. sg. **kʷíz*₁. There also was a Gmc. **hwaiwō* (> OIC. *hvé*, OHG. *hweo*, etc., OS. *hweo*) < IE. **kʷójwōz*₁.

¹³ Such a derivation is certainly a theoretical possibility, since the Gmc. acc. **hwat* appears in the attested languages in the function of adverb, interrogative particle, conjunction, and interjection; compare the entries in R. Cleasby, G. Vigfusson, *An Icelandic-English Dictionary*, 2. ed., sub *hwat* (p. 297), Johan Fritzner, *Ordbog over det gamle norske Sprog*, 2. Utg., sub *hwat* (II, p. 122–23), K. F. Söderwall, *Ordbok öfver svenska Medeltids-Språket*, sub *hwat* (I, p. 536–37, also Supp.), R. Schützeichel, *Althochdeutsches Wörterbuch*, 2. Aufl., sub *waz* (p. 224), *etewaz* (p. 37), E. H. Sehrt, *Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis*, 2. Aufl., sub *hwat* (as interj.) (p. 284–85), J. Bosworth, T. N. Toller, *An Anglo-Saxon Dictionary*, sub *hwæt* (p. 571, Supp. p. 576–77), E. Verwijs, J. Verdam, *Middelnederlandsch Woordenboek*, sub *wat* (IX, coll. 1801–02), *The Oxford English Dictionary*, sub *what, somewhat*. As an adverb, **hwat* was used to mean 'why?' 'how?' 'how much?' And as an interrogative particle and interjection one can attest Gmc. **hwa* beside **hwat*–viz., ON. *há* (interr. part. and interj.). It seems to

easy semantically and wholly unproblematic phonologically,¹⁴ and, since OS. *hwō* 'in what manner,' 'to what degree' and *sō* 'in that manner,' 'to that degree' are opposita, one ought surely to regard them as identical in formation.

Neither OE. *swā* nor OHG., OS. *sō* could be thought instead to reflect a Gmc. **swō*. As I outline in the article cited above,¹⁵ it is possible to assume that Gmc. **ō* finally in monosyllables always became **ū* in pre-North and -West Germanic, exactly as it did in polysyllables,¹⁶ the change occurring before loss of Germanic nasalization of final vowels.¹⁷ Gmc. **ō* remained unchanged at that point in monosyllables – just as in polysyllables – and in West Germanic became *-*ō* by a change of **ō* to **ō* in

be, though, not very plausible to derive OHG. *wuo*, OS. *hwō*, OFW. *hō* from Gmc. **hwā*, since the restriction of a form of **hwa* with purported West Germanic darkening of **a* only to the meanings 'how? how much?' is not too appealing. West Germanic darkening is never anywhere attested, as well as I have learned, in the adverbial reflexes of Gmc. **hwat*. Given the evident equation of OF. *sō*, OS. *sō*, *suo*, OHG. *sō* with ON. *sō* (v. *infra*), which probably will come the most easily from a fully stressed reflex of Gmc. **swōn*, and given the compounds OHG. *wuolih*, OE. (Anglian) *hwælc*, *swælc*, OEF. *salk*, comparable in morphology with OSwe. *pōliker* (v. *infra*), there certainly is no advantage in seeing Gmc. **hwa* as ancestor to OHG. *wuo*, OS. *hwō*, OF. *hō*. Thus one also avoids unnecessarily positing darkening of West Germanic **a* in final position.

¹⁴ Diphthongization in OHG. *wuo* shows that at that time the form was accented.

¹⁵ See footnote 1.

¹⁶ Thus **sō* > OIc. *sú*, dat.-instr., voc. sg. **kwō* 'cow' > dat. sg. OIc. *kú*, OF. *kū*, nom. sg. OF. *kū*, OE. *cū* (OHG. *kuo*, OS. *kō* reflect nom. sg. **kwōz*, etc., to IE. acc. sg. **gʷʰōm*), pre-WGmc. neut. pl. **twō*, **bō* > OE. *tū*, *bū*, IE. instr. sg. **kʷʰōz* > Gmc. **hwō* 'how' > OE., OEF., OS. *hū*, IE. instr. sg. **tōz* > Gmc. **bō* > OSwe. *pū* (cf. OIc. *púat*) (cf. Noreen, *Altnordische Grammatik*, Bd. 1, § 469 Anm. 3, Bd. 2, § 508 Anm. 8, *Geschichte der nordischen Sprachen*, 3. Aufl., in *Grundriß der germanischen Philologie*, § 204. 8), an example not mentioned in my article cited in footnote 1, where, I now believe, one ought add also the interrogative particle ON. *hú* 'how's that?' as a North Germanic cognate of OE., OEF., OS. *hū* (false Noreen, *Altnordische Grammatik*, I, § 474. Anm. 1 as to the use, v. J. Fritzner, *Ordbog over det gamle norske Sprog*, I, p. 673). [I will discuss elsewhere the circumflex clearly to be reconstructed in IE. **gʷʰōm*; false Die Sprache 26, 1980, p. 52.]

¹⁷ The change is not exclusively Anglo-Frisian and Norse, as, for example, Luick, op. cit., Bd. 1, 1, § 106 is prone to speculate.

final syllables. WGmc. accented *ō in Anglo-Frisian remained in some way distinct further both from *-ū (< *-ō) and from WGmc. *-ō (from originally non-final, and final nasalized *ō), appearing as *-ō (thus OE. *tō*, OF. *tō* < WGmc. **tō*¹⁸ in opposition to OE., OF. nom. acc. fem. *twā* < WGmc. **twō* < Gmc. acc. fem. **twōz*, OE. acc. sg. fem. *pā* < WGmc. **pō* < Gmc. **pōn*). The development of Gmc. *ō in monosyllables was conditioned solely by the presence or absence of a following consonant (or nasalization) and the intonation, essentially just as in polysyllables, the only difference¹⁹ being that originally non-final and nasalized (acute) *-ō > *-ā in West Germanic in polysyllables before the Anglo-Frisian fronting (in monosyllables after it in Anglo-Frisian).²⁰ Gmc. **swō* would thus have produced pre-North and -West Germanic **swū*. Hence, OHG. *sō*, OLF. *sō*, OS. *sō* must be reconstructed as **swōn* rather than **swō*; OE. *swā* demands **swōn* rather than **swō*, **swō̄*, **swē*, or **swē̄*.

There are, however, also other forms of the adverb 'so' known in Old English. Their distribution in various Old English documents is outlined by K. Brunner, *Altenglische Grammatik*, 3. Aufl., § 137 Anm. 2. West Saxon *swē̄* and Kentish and Mercian *swē̄* will reflect Gmc. **swē* (Goth. *swe*) < IE. instr. sg. **suē̄*₁. But Northumbrian *swē̄* cannot reflect **swē̄*, and is instead to be explained as from pre-OE. **swē̄* < Gmc. **swā* (Goth. *swa*) by secondary lengthening in a monosyllable after the change of *ā > *ē > *ē in Anglian. Also the Kentish form *swē̄* mentioned by Campbell, op. cit., § 289, in the will added to [OET] Charter 34, in which ē (by *i*-umlaut of *ā < *ai) and ē

¹⁸ The circumflex on **tō* is guaranteed by the compound **und + tē/ō* > Goth. *unte*, OS. *unto* [I do not know where the latter is attested]. There is some uncertainty as to whether OLith. *do* belongs here; cf. E. Fraenkel, *Syntax der litauischen Postpositionen und Präpositionen*, p. 232. Homeric δῶ seems now clearly better left aside; cf. Oswald Szemerényi, *Etyma Graeca* IV (28–29), SMEA. 20 (1979) p. 220–225. As to Gmc. unaccented *ō, see *Die Sprache* 26 (1980) p. 36–48 and 170–172.

¹⁹ In polysyllables *-ī, *-ū were shortened early, while in monosyllables (where one finds lengthening of final vowels) they appear long.

²⁰ Thus OHG. gen. sg. *geba*, OE. *gife* < Gmc. **gebōz*, but OE. acc. pl. fem. *pā* < Gmc. **pōz* < IE. **tās* (Ved. *tās*).

< Gmc. *a are generally still kept separate from ē, is likely to be explained like the Northumbrian form. West Saxon *swā* too might well thus, in part at least, reflect Gmc. *swa. There is no reason to make the unnecessary assumption that *swā* derives from Gmc. *swa by darkening of *a.

Undoubtedly also OEF. sā (beside rarer sō, cf. OEF. alsā, rarer alsō) is directly cognate with OS., OHG. sō. Such a phonological development of *swōn to sā is regular; thus, Gmc. acc. sg. fem. *pōn > OF. thā, Gmc. acc. twōz > OF. twā. An OEF. *hwā 'how' directly cognate with OS. hwō 'how,' OHG. wuo 'id.' does (to my knowledge) not occur, hū < *hwō < IE. instr. sg. *kʷóz₁ being found instead. An OS. hwā 'how,' an evident Frisicism, is, however, attested in the codex Monacensis of the Heliand at l. 1528, representing the missing Frisian form. (One finds a comparable Frisicism sā in place of sō in the Cotton manuscript of the Heliand at l. 3194.) In Old West Frisian one finds hō 'how' and sō 'so,' the latter of which occurs infrequently in Old East Frisian also, further alsō, alsoe. These doubtless represent alternate phonological developments of *hwōn and *swōn. Probably hō and sō represent stressed forms with full accent; compare OS. suo Hel. 1. 2508 (C), OHG. wuo.²¹ Likewise, in Old Gutnish one invariably finds sō (A. Noreen, Altnordische Grammatik, Bd. 2, p. 370, Axel Kock, Svensk Ljudhistoria, 2, p. 109), and sō is found rarely even in Old West Norse (Noreen, Altnordische Grammatik, Bd. 1, § 171). Likely these too will represent the reflexes of Gmc.

²¹ Cf. also Arne Spenter, *Der Vokalismus der akzentuierten Silben in der Schiermonnikooger Mundart*, p. 236, footnote 811. One might instead, I suppose, assume a sound change, *-wā sometimes becoming -ō finally in monosyllables when there was no paradigmatic interference to hinder the change. Compare the dialectal change of ȶ to ȶ after Cw- in Middle English, which has led to the vowel in English *two* (< OE. fem. twā) and *who* (*so* represents the development outside the area of this change, K. Luick, op. cit., Bd. 1, 1, § 370). Note too how within Old Danish -wā > -wō > -ō in monosyllables (cf. Brøndum-Nielsen, *Gammeldansk Grammatik*, Bd. 1, § 155). – The OF. adverb *thā* remains out of the discussion, since it clearly reflects (at least in part) Gmc. *pan < IE. *tóm.

**swōⁿ* under full stress; compare OIc. 3. sg. *dró* 'pulled' < **drōg* as opposed to weakly stressed *pær* < **pāR* < **pōR*.²²

The existence in Anglo-Frisian times of **swā* 'so' and **hwā* 'how' < Gmc. **swōⁿ*, **hwōⁿ* is proved clearly by forms of the words 'such' and 'which,' the latter of which originally meant 'of what sort,' the two words constituting opposita. The Gothic forms are *swaleiks* and *hileiks*. But the first element could be varied by forms of the corresponding adverbs, as OIc. *hvílíkr* 'of what sort': *hví* < IE. loc. sg. **k^uéi*, OHG. *hweolih*, *wiolih* 'of what sort': *hweo* < IE. instr. sg. **k^uójuo₂*, *woulih* (Tatian) 'id.' : *wuo* < Gmc. **hwōⁿ*, etc. A form of the last type came to exist, or took its basic shape, in Anglo-Frisian times under the influence of **swā* 'so' and **hwā* 'how' < Gmc. **swōⁿ*, *hwōⁿ*, viz., **swālīka-*, **hwālīka-*, whence OE. *swālc*, *hwālc*,²³ found in Northumbrian and the Mercian Rushworth Gospels (Ru.¹), and, I should think, OEF. *salk*²⁴ (< **sālīka-*) (beside *selik*, *selk* < **sālīka-*). *swālc* and *hwālc* must contain the *i*-umlaut of an earlier *ā [post-Anglo-Frisian fronting], not Gmc. *ē, and thus the existence of the pre-English and -Frisian form **hwā* (< **hwōⁿ*)—itself directly attested only in the OS. Frisicism *hwā-* is assured. Another exact parallel morphologically is offered by OSwe. *pōlīker* and *thōl(i)kin* (Noreen, *Altnordische Grammatik*. Bd. 2, § 510.2), ODan. *thōlīkær* and *thōlīkær* (Brøndum-Nielsen, *Gammeldansk Grammatik*, V, § 580), which show the pres-

²² Perhaps, though, Old Gutnish *sō* could simply be derived from **swā* (cf. perhaps OGutn. *hur* 'where' < **hwār*, compare Noreen, *Altnordische Grammatik*, Bd. 2, § 72 Anm.). Noreen, *ibid.*, Bd. 1, 4. Aufl., § 171, Bd. 2, § 175 derives ON. *sō* from a Germanic alternant, which I should assume would properly be a Gmc. **swōⁿ*, in form either (*o*-stem) abl. sg. (cf. OLat. *suad* 'sīc' (Paulus ex Festo)) or (*ā*-stem) instr. sg. (cf. *Die Sprache* 26, 1980, p.42, 44–45, addendum 5, p.51–52, addendum 10, p.53 [on OS. dat. sg. *thiodo* < Gmc. (instr. sg.) *-ð²]). Axel Kock, *Svensk Ljudhistoria*, 1, p.353–354, while considering OGutn. *sō* an old form, considers the possibility that OSwe. *swā* (*swo*) displays an early development of *ā* > *ā* after a labial consonant, perhaps because the word was relatively unaccented. But he also considers the possibility of a compromise between *swā* and *sō* (OGutn.).

²³ Campbell, *op. cit.*, § 197 incorrectly sees influence of *hwā* 'who' here instead.

²⁴ Cf. Siebs, *loc. cit.*, p.1254.

ence of a Proto-Norse **pō* < Gmc. **pōn* (OHG. *tho*, *dhuo*, *duo* 'then; when; since; etc.,' OS. *thō*, OE. *pā*).

From the morphological side, that pre-English and pre-Frisian **hwā* 'who' reflects Gmc. **hwai* is not at all difficult to assume. OHG. *hwer* and OS. *hwē* are no more original than OHG. *der* and OS. *thē*.²⁵ Goth. *hwas* and OSwe. *hwā(r)*, *hā(r)*, ODan. *hwā*, *hwō*, *hō* can be easily thought to constitute an areal development; in Old West Norse no equivalent nom. (sg.) com. occurs (cf. Noreen, *Altnordische Grammatik*, Bd.1, p.320), and instead OIc. *hverr*, ONorw. *huərr*, *huarr* < Gmc. **hwarjaz* is found in suppletion. It seems perfectly proper to suppose that Gmc. nom. (sg.) com. **hwai* < IE. **kʷój* survived in Anglo-Frisian but was lost in all the other extant Germanic languages, various different forms taking its place. The primary evidence outside Germanic for the IE. nom. sg. com. **kʷój* is Osc. *pui*, Old Latin *qoi*, Lat. *qui*. In Celtic one finds the *e*-grade alternant, IE. **kʷéj*, whence OIr. *cía*⁽¹⁾, Mid. W. *pwy*^L.²⁶ The reconstruction of a Gmc. nom. com. **hwai* < **kʷój* cannot seem implausible from the standpoint of Indo-European, and so, given the Germanic evidence, should surely be made.

Bibliography

- Baesecke, Georg, 1918, *Einführung in das Althochdeutsche*, Munich.
Brandenstein, Wilhelm, Mayrhofer, Manfred, 1964, *Handbuch des Altpersischen*, Wiesbaden.
Braune, Wilhelm, 1975, *Althochdeutsche Grammatik*, 13. Aufl., Tübingen.
Brunner, Karl, 1965, *Altenglische Grammatik*, 3. Aufl., Tübingen.
Brøndum-Nielsen, Johs., 1928–1973, *Gammeldansk Grammatik*, Copenhagen.
Campbell, A., 1959, *Old English Grammar*, Oxford.
Dieter, Ferdinand, 1898–1900, *Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte*, Leipzig.

²⁵ Cf. H. Krahe, *Germanische Sprachwissenschaft*, Bd. 2, 5. Aufl., p.60, 70.

²⁶ An extensive discussion of the Celtic interrogative pronoun is given by Eric P. Hamp, *Miscellanea Celtica*, SCelt. 10–11 (1975–1976) p.59–69. – The adverbs derived from IE. **suó-* have been discussed by Gernot Schmidt, *Stammbildung und Flexion der indogermanischen Personalpronomina*, p. 160–161.

206 Henry Hollifield, Phonolog. Development of Monosyllables

- Franck, Johannes, 1971, *Altfränkische Grammatik*, Göttingen.
- van Helten, W. L., 1890, *Altostfriesische Grammatik*, Leeuwarden.
- Gallée, Johan Hendrik, 1910, *Altsächsische Grammatik*, 2. Aufl., Halle.
- Hirt, Hermann, 1931–1934, *Handbuch des Urgermanischen*, Heidelberg.
- 1921–1937, *Indogermanische Grammatik*, Heidelberg.
- Holthausen, F., 1910, *Altsächsisches Elementarbuch*, Heidelberg.
- Kock, Axel, 1906–1929, *Svensk Ljudhistoria*, Lund.
- Krahe, Hans, 1965–1966, *Germanische Sprachwissenschaft* (Sammlung Göschen Bde. 238 and 780), Berlin.
- Luick, Karl, 1964, *Historische Grammatik der englischen Sprache*, Stuttgart.
- Noreen, Adolf, 1913, *Geschichte der nordischen Sprachen*, 3. Aufl. (Grundriß der germanischen Philologie, 4), Straßburg.
- 1923, *Altnordische Grammatik I*, *Altländische und altnorwegische Grammatik*, 4. Aufl., Halle.
- 1904, *Altnordische Grammatik II*, *Altschwedische Grammatik*, Halle.
- Schatz, J., 1907, *Altbairische Grammatik*, Göttingen.
- 1927, *Althochdeutsche Grammatik*, Göttingen.
- Schmidt, Gernot, 1962, *Studien zum germanischen Adverb*, Dissertation (Free University of Berlin).
- 1978, *Stammbildung und Flexion der indogermanischen Personalpronomina*, Wiesbaden.
- Siebs, Theodor, cir. 1898, *Geschichte der friesischen Sprache* (V. Abschnitt, Nr. 8 in *Grundriß der germanischen Philologie*, ed. Hermann Paul, 2. Aufl., 1. Bd.), Straßburg.
- Spenter, Arne, 1968, *Der Vokalismus der akzentuierten Silben in der Schiermonnikooger Mundart. Eine geschichtliche Studie des autochthonen westfriesischen Inseldialects*, Copenhagen.
- Steller, Walther, 1928, *Abriß der altfriesischen Grammatik*, Halle.

Errata to 'Homeric κείω and the Greek Desideratives of the Type δοᾶσείτι',
IF.86 (1981) p. 161–189:

- p. 161, footnote 1 FOR above READ below
- p. 163, footnote 6 FOR form complex READ from complex
- p. 168, 1. 30 FOR *quaesit* 'asks' + READ *quaesit* 'asks' <
- p. 175, 1. 18 FOR ἀνστησων READ ἀνστήσων
- p. 175, 1. 23 FOR cupbearers READ cupbearer
- p. 177, 1. 5 FOR as event READ an event
- p. 183, 1. 33 FOR II. 5, 252 READ II. 5, 256
- p. 189, in the author's address, the presence of 'Department of Linguistics' before '2001 Beach Street, Fort Worth, Texas' is mistaken

2001 N. Beach St.,
Fort Worth, Texas 76103,
U.S.A.

Henry Hollifield

Germanische Kleinigkeiten

1. Germanisch „dünn“

In dem ausgezeichneten Oxford Dictionary of English Etymology (Oxford 1966, S.917) wird ne. *thin* „dünn“ auf eine Grundform **punnuz* zurückgeführt. Diese Rekonstruktion kann jedoch nicht richtig sein. **punnuz* hätte ae. **punn* und etwa ne. **[θʌn]* ergeben. Im Hochdeutschen wäre daraus ahd. **dunn* und nhd. **[dun]* statt *dünn* entstanden. Man braucht eine ursprüngliche Endung mit einem *i*-Umlauffaktor, der kein kurzes **i* sein kann, denn dieses wäre in der letzten unbetonten Silbe der germanischen Grundform geschwunden, ohne den Umlaut von [u] zu [y] im Deutschen zu bewirken (vgl. **gastiz* > *gast*). **punniz* hätte also ahd. *dunn* und nhd. **[dun]* ergeben. Die einzige Möglichkeit ist schließlich eine Rekonstruktion **punnjaz* (mit germanischem *-nn-* aus älterem *-nw-*), die lautgesetzlich nur ahd. *dunni* und ae. *pynne*, d. h. die tatsächlich belegten Formen ergeben kann.

2. Gotisch *skalks ist frawaurhtai*

In J 8,34 der gotischen Bibelübersetzung findet man den Ausdruck *skalks ist frawaurhtai*, den man ins Deutsche wie in andere moderne Sprachen als „Diener der Sünde“, d. h. mit dem Wort „Sünde“ im Genitiv übersetzt. Auch im griechischen Text steht das Wort „Sünde“ im Genitiv: δοῦλος ἐστιν τῆς ἀμαρτίας. Im Gotischen steht das Wort „Sünde“ im Dativ Singular: *frawaurhtai* von *frawaurhts* F. Der Dativ ist bekanntlich der Kasus, den das Verb „dienen“, got. *skalkinon* regiert. „Er dient der Sünde“ würde man also gotisch *skalkinop frawaurhtai* ausdrücken. Nun: „wer der Sünde dient“ ist „ein Diener der Sünde“. Das ist wohl die Erklärung des gotischen Dativs. In der genera-

tiven Grammatik würde man hier mit Freude feststellen, daß „Diener der Sünde“ eine Nominalisierung von „er dient der Sünde“ ist, und, daß die Kasusform in der Oberfläche des nominalen Ausdrucks nicht geändert wurde. Für die gotische Syntax ist diese Eigentümlichkeit nicht ohne Bedeutung und verdiente auf jeden Fall hervorgehoben und erklärt zu werden.

Université libre de Bruxelles,
Bd. Charlemagne 45, b.27,
B-1040 Bruxelles

Christian Peeters

Anglo-Norse *thwaite* 'clearing', Engl. *whittle*, and German *stossen*

In tracing the pre-Germanic history of Anglo-Norse *thwaite*, a primary onomastic formant in the north of England from a Norse *pveit* f. 'cut, slice, forest clearing, meadow, field,' we have previously had to content ourselves with less than complete enlightenment. As I have shown elsewhere (Onoma 22, 1978, p.47–83 = Proceedings of ICOS. XII), Nordic *pveit* was a highly productive onomastic formant during the Viking period. It not only deposited Anglo-Norse *thwaite* (with the sense 'cut, slice', the indigenous appellative *twat/twot* < **pwaitō* became the well-known obscene term for vagina), but also Norman *tuit* (onomastic *Le Tuit*). Indeed, *pveit*-names are extraordinarily useful as trace elements for discovering the bounds of early Norse expansion prior to more exact historical documentation. The same may be said of *hurst/horst*-names in uncovering the course of early Saxon expansion south of the Elbe into Hans Kuhn's "Nordwest Block". The terms *pveit*, *thwaite* were used specifically of forest lands cleared by a Germanic slash-and-burn technique (felling or pushing over trees into astral patterns as brush heaps for later burning on high, sandy ground), cf., similarly, *hurst/horst* and see my earlier investigation of this functionally identical term (Naamkunde 4, 1972, p.26–35): *hurst/horst* and *pveit/thwaite* are largely complementary in their distribution.

Deverbative *pveit* f. < **pwaitō* corresponds to verbal OE. *pwitan* 'hew, cut' (MdEngl. *whittle*) < **pweit-* in an archaic and well-established pattern (*o*-grade noun : *e*-grade verb) that obviously remained productive into late Indo-European.

In a fascinating follow-up to my investigation of *thwaite*-names, Eric Hamp (Language Form and Linguistic Variation. Papers dedicated to Angus McIntosh, 1982, p.161–67) points out that Anglo-Norse *thwaite*-names are concentrated in areas that closely correspond to *Elfed* (*silva Elmete*) and the putative

western route that Mynyddog may have taken to Catterick. He notes a semantic link between onomastic *thwaite* 'low-lying meadow, low-lying enclosed plot of soft earth' and British Celtic **ȝostat* (< **ȝo-stato* and perhaps **ȝo-stātu-*; W. *gwastad*, Corn. *gwastas*, Br. *goustad*) 'level, flat.' He suggests that *thwaite* replaced Cumbric **ȝostat*, possibly as a result of the semantic extension of *thwaite*, in the successor English of the Northwest to cover both 'lowland fields' and 'newly cleared land.'

Hamp (op. cit. p. 166–67) is also troubled by the precise etymology behind a Gmc. **pwaitō/pweit-*. Pokorny's entry (IEW. p. 1099) is certainly unenlightening. However, Hamp makes some valuable suggestions that would seem to put us on the right track to a further understanding of this pair. First, he quite correctly contends that there is no principled way to relate **t̥wei-d-* closely to **t̥uer-* or **t̥uerk-* (IEW. p. 1102). Next, in view of the notorious vigor and longevity of apophony in Germanic (as opposed to its rather moribund status in neighboring Italic), Hamp points out that Gmc. **pwaitō/pweit-* may well be a specifically Germanic innovation without an Indo-European pedigree (**tuoid/t̥ueid-*). Finally, he remarks that, if **pweit-* is correctly analyzed as IE. **t̥wei-d-*, then we can only trace **t̥wei-* further backward to an underlying simplex **teu-*.

This concluding remark is extremely useful if contextualized by Benveniste's theory of the root. It is all too often that we forget that Benveniste himself obviously considered his thesis a discovery procedure that corresponded, however approximately, to a preexisting linguistic reality for reconstructing forward, as Watkins (Indo-European Origins, p. 5) has so succinctly put it, rather than backward in time. Note Benveniste's pertinent aside in his *Origines* (p. 155): "Cet example illustre à la fois le critère par où juger de l'état (I ou II) du radical attesté, et la méthode qui permet de reconstruire ou d'identifier l'état non attesté ou non reconnu."

Now, in line with Hamp's suggestion, if we regard Gmc. **pwaitō/pweit-* as secondary apophonic extensions from some given base and operate within the terms of Benveniste's thesis, we may posit an underlying IE. **tw-éd* as a State II shape corre-

sponding to a State I *téu-d, nasal infixated *tu-n-éd- (Skt. *tun-dáte*, Lat. *tundere*), of a radical with a facultative and unetymological initial *s*-, namely, *(s)teu-, cf. Benveniste, *Origines*, p. 164. This permits a legitimate formal association of Goth. *stautan* (Germ. *stossen*, etc.) with *pwaitō/pweit-:

- I. 'strike, pound, knock (against)' *(s)téu-d- ~ *(s)toud-:
Goth. *stautan*, OS. *stōtan*, etc.
- II. 'cut, hew' *tw-éd- → (Pre-Gmc.) *tweid-/twoid-: Engl. *whittle*, *thwaite*

At first glance, there seems to be no plausible semantic connection between I and II, but upon further scrutiny a case for a meaning relation can be made. First, note OIr. *do'tuit* (*to-tud-*, later *dufuit*) 'falls.' Second, note derivatives of *(s)teu- as terms for tools in Latin, e.g. *tudes*, *-itis* m. 'hammer, mallet' (Festus: *tuditis malleos appellant antiqui a tunendo*), an obviously archaic term; *tudicula* f. 'machine for crushing olives'; and perhaps also even onomastic *Tuder*. Third, note the association between roots that supply clearing names and terms for tools in Germanic. As I pointed out to Bertil Ejder for his etymological investigation of Nordic *ryd/rud*, clearing-name formants par excellence in North Germanic with well known analogues in West Germanic, OE. *reōst*, Engl. dial. *reest* 'the wooden part to which the coulter of a plow is affixed,' OS., OHG. *riōstar* (and variants), is an instrumental derivative of the onomastic bases in question (*rū-, *reu-, etc. 'take out, rid').¹ Cf. the derivation of Engl. (etc.) *hammer* (< *ak-mē/or- vs. *ak-mē/ōn-, OCS. *kamy*, *kamene*; Gk. ἀκμῶν: 'sharp' → 'stone' → 'hammer') and note the (particularly NGmc.) use of derivations in *-l* (instead of *-r*) to denote clearings, e.g. OIc. *homulgrýti* 'stoney ground, opening'.²

What I suggest is that the semantic values 'cut, hew', which are uniquely Germanic, as is the isolated State II shape (and its

¹ Bertil Ejder, *Ryd och Rud* (Skrifter utgivna genom Dialekt- och Ortnamnsarkivet i Lund, 2.), Lund, Gleerup 1979, p.350.

² For a discussion of this form and the heteroclisis involved, particularly in Baltic and Slavic, see now Rainer Eckert, *Baltische Studien* (Sitzungsber. d. sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 115, Heft. 5, 1971), p. 60–68.

extensions), are secondary. The original sense of this group was 'strike,' then 'push (against, over)' → 'eradicate, eliminate' (II) → 'clear' (with various tools, particularly cutting tools). No longer formally associated with (I) **téu-d-*, (II) **tw-éd-* was thus semantically specialized in Germanic to 'cut, hew'. Then, in line with the Germanic practice of associating tools with clearing terms, it came to designate places in which 'cutting, hewing' had taken place. Hence, its ultimate use (and isolation within Indo-European) as a clearing-name formant. Moreover, given its general absence in Continental West Germanic, it seems obvious that only North Germanic use as an onomastic formant promoted preservation of the secondary appellative.

In conclusion, then, we must learn not only to reconstruct forms forward in time, but also their semantic values. We must not be blinded by what are, in reality, posterior values when seeking a relationship between anterior forms.

The University of Michigan,
1076 Frieze Building,
Ann Arbor, Michigan 48109,
U. S. A.

T. L. Markey

Ae. *īsīðes*

Der idg. Pronominalstamm **ei-*, **i-*, der für das Germanische Ausgangspunkt der Mehrzahl der Formen des geschlechtigen Pronomens der 3. Pers. Sg. und Pl. ist¹, lebt, wie jüngst Hans F. Nielsen² aufgezeigt hat, im Ingwäonischen auch außerhalb des Pronominalbereichs fort. Neben den von Nielsen erwähnten Adverbialbildungen afrs. *allīdigis* sowie ae. *īdæges* und *īsīðes* ist in diesem Zusammenhang nicht nur auf das im Mndt. bezeugte *īdāges* 'am gleichen Tag, sogleich'³ hinzuweisen, das seiner Bildung nach afrs. (–) *īdigis*, ae. *īdæges* genau entspricht, sondern auch auf den im Afrs. vorkommenden Rechtsterminus *īding thing* 'Gericht mit Tagung an demselben Tage', dessen erstes Glied *īding* als auf **īdæging(e)* zurückgehend erklärt wird⁴.

¹ Vgl. Hans Krahe, Germanische Sprachwissenschaft, Bd. II: Formenlehre, 7. Auflage, bearbeitet von Wolfgang Meid, Berlin 1969, § 35.

² Old English and the Continental Germanic Languages, Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 33, Innsbruck 1981, S. 117.

³ Vgl. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, begründet von A. Lasch und C. Borchling, Bd. II, ed. Gerhard Cordes, Neumünster 1963–, s. v. *īdāges*. Daß das Wort wie afrs. *allīdigis* und ae. *īdæges* auch im Mndt. im Rechtskontext gebraucht wird, erhellt aus J. Fr. Behrend (ed.), Ein Stendaler Urtheilsbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert als Beitrag zur Kenntniss des Magdeburger Rechts, Berlin 1868, II, 7 und XXIV, jeweils *ydaghes*.

⁴ So Theodor Siebs, in: Grundriss der Germanischen Philologie, Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, ed. Hermann Paul, Bd. I, Straßburg 1901, S. 1358; Walther Steller, Abriss der altfriesischen Grammatik, Halle 1928, § 88, Anm. 1; B. Sjölin (ed.), Die „Fivelgoer“ Handschrift, Bd. I: Einleitung und Text, Oudfriese Taal- en Rechtsbronnen 12, Den Haag 1970, S. 200. Anders Theodor Siebs, in: Philipp Heck, Die altfriesische Gerichtsverfassung. Mit sprachwissenschaftlichen Beiträgen von Theodor Siebs, Weimar 1894, S. 492 f., revidiert in Pauls Grundriss (vgl. oben), sowie W. L. van Helten, Zur lexicologie des altostfriesischen, Amsterdam 1907, S. 190 mit Fn. 1, und F. Holthausen, Altfriesisches Wörterbuch, Heidelberg 1925, S. 49, die beide das Wort mit aisl. *īð* 'Beschäftigung, Arbeit' in Verbindung bringen. G. A. Nauta, Oud-

Belegt ist das hier genannte afrs. Wortgut in Rechtsquellen, und zwar *allidigis* im Altwestfriesischen Schulzenrecht⁵, LVI, *iding thing* in der „Fivelgoer“ Handschrift⁶, XVII, 10. Ae. *idæges* ist, soweit sich dies feststellen läßt⁷, fünfmal bezeugt, allein dreimal in den ae. Gesetzen⁸, nämlich Af El 17 (zweimal *idæges*) und V Atr 32,4 (*ydæges*)⁹, sowie zwei weitere Male in der zweiten Serie von Ælfrics Homiliae Catholicae¹⁰, XI, 224 (*igdæges*) und XI, 366 (*ydæges*).

Kann es an der Existenz von ae. *idæges* mithin keinen Zweifel geben, so liegen die Dinge bei dem zweiten der genannten ae. Wörter, *isīðes*, nicht so klar auf der Hand. Eine Durchsicht der Microfiche Concordance to Old English im Hinblick auf *isīðes* einschließlich der im Ae. denkbaren graphisch-phonologischen Varianten führt zu dem überraschenden Ergebnis, daß es ein derartiges Wort im Ae. scheinbar gar nicht gibt. Grund dafür ist nicht etwa, daß den Bearbeitern der Microfiche Con-

friesche Woordenlijst, Haarlem 1926, s. v. *iding (thing)* erwägt Verschreibung für *īling thing* 'spoedzitting van het thing'.

⁵ Ed. Walther Steller, Das altwestfriesische Schulzenrecht, Germanistische Abhandlungen 57, Breslau 1926.

⁶ Ed. Sjölin, op. cit.

⁷ Die Erfäßbarkeit fast des gesamten ae. Wortschatzes wird neuerdings ermöglicht durch die am Centre for Medieval Studies der Universität Toronto im Zuge der Vorarbeiten für ein neues ae. Wörterbuch entstandene, einstweilen unlemmatisierte computergestützte Konkordanz des Ae.: A Microfiche Concordance to Old English, compiled by Richard L. Venezky and Antonette di Paolo Healey, Toronto 1980. Da bei Mehrfachüberlieferung auftretende variae lectiones in der Microfichekonkordanz nur teilweise Aufnahme gefunden haben, bleibt zur vollständigen Erfassung des ae. Wortschatzes einschließlich der auftretenden graphisch-phonologischen Varianten auch nach dem Erscheinen dieser für die Forschungsarbeit auf dem Gebiet des Ae. höchst bedeutsamen Publikation die Durchsicht der gesamten ae. Überlieferung unerlässlich, was zur Beantwortung der hier erörterten Frage zwar wünschenswert gewesen wäre, jedoch nicht unabdingbar notwendig erschien.

⁸ Ed. F. Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen, 3 Bde., Halle 1903–16; die hier verwandten Text- und Handschriftensiglen entsprechen denen Liebermanns.

⁹ Der nur in der Hs. D (CCCC 201) überlieferte Beleg fehlt in der Microfiche Concordance to Old English.

¹⁰ Ed. Malcolm Godden, Ælfric's Catholic Homilies. The Second Series. Text, EETS, S. S. 5, London 1979.

cordance to Old English ein Fehler unterlaufen oder das Wort als *varia lectio* nicht erfaßt worden wäre¹¹, sondern vielmehr, daß die von den Bearbeitern der Konkordanz zugrundegelegten einschlägigen ae. Textausgaben an den hier in Frage stehenden Stellen nicht *isiðes*, sondern *manisiðes* bzw. *manysipes* und *manisiðes* bieten.

Manisiðes begegnet zum einen in den von Karl Jost herausgegebenen Institutes of Polity¹², einem zur Standesspiegelliteratur zählenden Werk des Erzbischofs Wulfstan, das in zwei Fassungen vorliegt, die Jost als I. und II. Polity bezeichnet¹³. In dem mit *Be eallum cristenum mannum* überschriebenen Kapitel über die Pflichten aller Christen heißt es in der I. Polity, 121 und 122¹⁴:

121. *Pæt is þonne ærest, pæt pæt man behateð, þonne man fulluhtes girneð, pæt man aa wille deofol ascunian and his unlara georne forbugan and ealle his unlaga symle awurpan and ecelice wiðsacan ealles his gemanan;*
122. *And manysipes sona þaræfter mid rihtan geleafan soðlice swutelað, pæt man panonford aa wile on ende God æfre lufian and ofer ealle oðre ðingc hine a lufian and æfre his larum geornlice filigan and his agene beboda rihtlice heal丹.*

Der nach Jost gemäß der Hs. D (hier D 2) edierte Text der I. Polity zeigt also 122 *manysipes*. Die von Jost kollationierte Hs.

¹¹ Vgl. oben Fn. 7.

¹² Die „Institutes of Polity, Civil and Ecclesiastical“, Schweizer Anglistische Arbeiten 47, Bern 1959.

¹³ Zur handschriftlichen Überlieferung und zur Verteilung der verschiedenen Politykapitel auf die einzelnen Hss. vgl. Jost, „Institutes of Polity“ S. 7 ff.

¹⁴ Überliefert ist die hier zu diskutierende Passage der I. Polity in den Hss. D (hier: D 2) = CCCC 201, p. 92, und G (hier G 1) = Cotton Nero A. I, f. 76r. Jost, „Institutes of Polity“ S. 158, 160, bringt die Hs. D (hier: D 2) zum Abdruck; die Hs. G (hier G 1) wird von Jost mit dem Text der II. Polity nach der Hs. X = Junius 121, f. 59¹v, verglichen und kollationiert. Der folgende Textauszug aus der I. Polity folgt Josts Edition (D 2). Bei der Textwiedergabe wird hier wie im Falle der im weiteren zitierten Editionen auf Kursivierung der Abbreviaturen verzichtet. Sofern Abbreviaturen in den Editionen beibehalten sind, werden sie aufgelöst. Apices werden fortgelassen.

G (hier G 1) bietet dem Herausgeber zufolge an gleicher Stelle *manisiðes*. Die II. Polity, die eine gegenüber der I. Polity erweiterte Fassung darstellt, folgt nach Jost bezüglich der oben zitierten Passage mit einer Ausnahme¹⁵ dem Wortlaut der I. Polity und braucht deswegen hier nicht gesondert wiedergegeben zu werden. Festzuhalten gilt allerdings, daß sich nach Jost die die II. Polity überliefernden Hss. X und D (hier D 1) im Hinblick auf das hier interessierende Wort mit *manisiðes* (X) und *manig-siðes* (D 1) unterscheiden.

Faßt man der Übersichtlichkeit halber das von Jost Edierte und Kollationierte noch einmal zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Die I. Polity bietet *manysipes* (D 2) und *manisiðes* (G 1), die II. Polity *manisiðes* (X) und *manig-siðes* (D 1).

Jost¹⁶ übersetzt den oben abgedruckten Textauszug wie folgt:

121. Das ist dann das erste, was man verspricht, wenn man die Taufe begehrt, daß man immer den Teufel verabscheuen wolle und von seinen schlechten Eingebungen sich eifrig abwenden und alle seine Gesetzwidrigkeiten immer verworfen und ewiglich seiner Gemeinschaft in jeglicher Beziehung entsagen;
122. Und daß man oftmals gleich darauf mit rechtem Glauben wahrheitsgemäß erklärt, daß man hinfort immer wolle bis zum Ende Gott stets lieben [an einen Gott immer glauben X, D 1, G 1] und über alle andern Dinge ihn immer lieben und stets seinen Lehren willig folgen und seine eigenen Gebote richtig halten.

¹⁵ Vgl. Jost, ebd. S. 158–161. Wo die I. Polity (D 2) im Abschnitt 122 *on ende God æfre lufian* hat, bietet die II. Polity, Abschnitt 228, *on ænne God æfre ge-lyfan* (X) bzw. *on ænne God æfre gelifan* (D 1 = CCCC 201, p. 51). Die wie D 2 die I. Polity überliefernde Hs. G (hier G 1) zeigt mit *on ænne God æfre ge-lyfan* hier wie auch an anderen Stellen Übereinstimmung mit der II. Polity (X). G 1 darf mit Jost, ebd. S. 19, als „die erste Etappe in der Weiterentwicklung“ der I. Polity bezeichnet werden. Vgl. dazu auch Henry R. Loyn (ed.), *A Wulfstan Manuscript Containing Institutes, Laws and Homilies*, British Museum Cotton Nero A. I, Early English Manuscripts in Facsimile 17, Copenhagen 1971, S. 46, Fn. 3.

¹⁶ „Institutes of Polity“ S. 159, 161.

Ein weiteres Mal begegnet *manisiðes* in der von Arthur Napier¹⁷ herausgegebenen pseudo-Wulfstanschen Homilie XXX, 144, 11, die vollständig allein in der Hs. Hatton 113 (Napiers E) überliefert ist¹⁸. Diese wenig Eigenständiges enthaltende, aus verschiedenen Quellen gespeiste Kompilation¹⁹ eines Anonymus stimmt in den von Napier 143, 7–144, 28 gedruckten Teilen im wesentlichen mit den letzten beiden Kapiteln der Institutes of Polity (Jost 138–165) überein, wobei sie in engerer Abhängigkeit zur II. als zur I. Polity steht²⁰. Die hier zu erörternde, oben aus der I. Polity (D 2) abgedruckte Passage kehrt mit der aus der II. Polity bekannten Abweichung²¹ in Napier XXX, 144, 7–15 (vgl. 144, 13: *on œnne god æfre gelyfan*) wieder, mit anderen Worten: Bei der für unsere Fragestellung relevanten Stelle handelt es sich in der anonymen Kompilation Napier XXX um ein Wulfstan-Zitat. Somit kann dieser aus Wulfstans Institutes of Polity geschöpften Stelle kein eigenständiger Zeugniswert zuerkannt werden. Da ferner, wie erwähnt, I. und II. Polity voneinander abhängig sind und in der hier relevanten Passage (I. Polity, Abschnitte 121–122, Jost 158, 160 bzw. II. Polity, Abschnitte 227–228, Jost 158–161), wenigstens im Hinblick auf die uns interessierende Frage nach der Berechtigung der von Jost und Napier vertretenen Lesarten *manysipes/mani(g)siðes*, nur unerheblich im Wortlaut differieren, kann man sich zur

¹⁷ Wulfstan. Sammlung der ihm zugeschriebenen Homilien, Berlin 1883, 2. Auflage mit einem bibliographischen Anhang von Klaus Ostheeren, Dublin-Zürich 1967.

¹⁸ Vgl. zur weiteren Überlieferung von Teilen daraus Ostheeren, in: Wulfstan, ed. Napier, 2. Auflage S. 340.

¹⁹ Der Kompilationscharakter dieser Homilie ist schon früh erkannt worden: Vgl. James Pinckney Kinard, *A Study of Wulfstan's Homilies: their Style and Sources*, Diss. Baltimore 1897, S. 56, und Richard Becher, *Wulfstans Homilien*, Diss. Leipzig 1910, S. 68–70. Zur weiteren Literatur vgl. Ostheeren, in: Wulfstan, ed. Napier, 2. Auflage, S. 340f. Zur literarischen Abhängigkeit von Napier XXX ausführlich zuletzt: D. G. Scragg, *Napier's 'Wulfstan' homily xxx: its sources, its relationship to the Vercelli Book and its style*, *Anglo-Saxon England* 6 (1977) S. 197–211.

²⁰ Vgl. Scragg, ebd. S. 205 ff.

²¹ Vgl. oben Fn. 15.

diesbezüglichen Klärung, im Grunde genommen, also nur auf eine einzige Stelle und ihren Kontext stützen²².

Als Alternative zu der von Jost und Napier vertretenen Auffassung kommt an vorliegender Stelle die auf einer anderen Segmentierung beruhende Lesung *man ȳsīðes* in Frage, ein Vorschlag, der, wie sich zeigt, alles andere als neu ist. Er beruht nämlich letztlich auf der im Jahre 1721 erschienenen *editio princeps* der Polity²³: Die von Wilkins besorgte Ausgabe der *Leges Anglo-Saxonicae* enthält in ihrem mit „*Liber Constitutionum*“²⁴ überschriebenen letzten Kapitel die fragliche Passage mit dem hier auszugsweise wiedergegebenen Wortlaut²⁵:

And man ysipes sona þar æfter mid rihtan geleafan soðlice
swutelað þæt man þanon forð a a wile on ende God æfre
lufian ...

Die von Wilkins beigegebene lat. Übersetzung lautet²⁶:

Ac statim deinde cum vera fide sincere manifestetur, quod
abhinc semper usque ad finem Deum diligere ... velimus.

Bevor wir uns der Frage zuwenden, welcher der beiden konkurrierenden Auffassungen man den Vorzug zu geben haben wird, erscheint ein Blick auf die lexikographische Erfassung der beiden hier zur Debatte stehenden Wörter, *ȳsīðes* und *manig-ȳsīðes*, aufschlußreich. Wilkins Interpretation findet ihren Niederschlag in dem von Edward Lye bearbeiteten *Dictionarium Saxonico et Gothicum-Latinum*²⁷: S. v. *Y-sið* finden wir hier mit *Ysīðes sona* ‘Tempore cito. Statim, confestim’ einen Hinweis auf das letzte Kapitel des von Wilkins herausgegebenen *Liber Con-*

²² Bezugspunkt bildet, wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, im weiteren der oben abgedruckte Text der I. Polity (Jost D 2).

²³ David Wilkins, *Leges Anglo-Saxonicae Ecclesiasticae et Civiles*, London 1721.

²⁴ Wilkins, *Leges* S. 147–152. Grundlage ist hierbei die Hs. D (CCCC 201, pp. 87¹⁴–93¹). Dies entspricht N. R. Ker, *Catalogue of Manuscripts Containing Anglo-Saxon*, Oxford 1957, Nr. 49, Art. 42. Wilkins war, wie seine Anm. auf S. 147 verdeutlicht, bekannt, daß mit der Hs. Junius 121 (X) ein „*exemplar in paucis a nostro diversum*“ existiert, das er jedoch nicht kollationiert hat.

²⁵ *Leges* S. 152.

²⁶ *Ebd.*

²⁷ 2 Bde., London 1772.

stitutionum. Im ganzen unverändert stellt sich die Lage 66 Jahre später in J. Bosworths *Dictionary of the Anglo-Saxon Language*²⁸ dar: S. v. *Y-siðes* 'At a time, timely' wird wiederum mit *Ysiðes sona* 'tempore cito, statim' auf die Edition von Wilkins verwiesen. Eine gravierende Änderung ergibt sich hingegen mit Joseph Bosworth and T. Northcote Toller, *An Anglo-Saxon Dictionary*²⁹; denn hier findet sich unsere Stelle in doppelter Weise repräsentiert, einmal s. v. *ī-siðes* 'At that time, at once, directly', zum andern s. v. *manig-siðes* 'Many times, often'. Teilweise erklärlich wird dieser kuriose Umstand dadurch, daß in der Zwischenzeit Napier's *Wulfstan-Ausgabe* (1883) erschienen war und in ihr die Lesart *manisiðes* (144,11), die denn auch, wie Zitat und Quellenverweis in BT zeigen, prompt Aufnahme im Wörterbuch gefunden hat. Selbst wenn das unter *manig-siðes* geführte, jedoch nur verkürzt wiedergegebene Excerpt aus Napier XXX³⁰ den Blick für die Parallelität des Napier-Ausschnitts mit dem unter *ī-siðes* geführten Polity-Zitat³¹ verstellt haben sollte, so ist gleichwohl kaum zu verstehen, daß nicht spätestens bei dem s. v. *ī-siðes* geführten Verweis „L. I. P. 24; Th. ii. 338, 11“ auf die inzwischen (1840) erschienene neue Polity-Ausgabe von Benjamin Thorpe³² die tatsächlichen Verhältnisse erkannt worden sind. Denn während Wilkins *man ysipes* liest, entscheidet sich Thorpe für *manisiðes*³³. Angesichts dieser Sachlage nimmt es schon wunder, daß in BT die Übereinstimmung in dem aus verschiedenen Editionen bezogenen Quellenmaterial nicht erkannt worden ist. Dieser Umstand könnte seinen Grund darin haben, daß Thorpe sein *manisiðes* nicht als temporales Adverb

²⁸ London 1838.

²⁹ Oxford 1882–98. Im Folgenden abgekürzt: BT.

³⁰ Vgl. Napier, *Wulfstan* S. 114, 11–13, *and manisiðes sona þæræfter mid rihtan gelefan soðlice swutelad. þæt man pananford aa wile on ænne god æfre gelyfan* mit BT, s. v. *manig-siðes*. *Manisiðes swutelap ðæt man wile on ænne God gelyfan*.

³¹ *Man īsīðes sóna ðæræfter swytelap*.

³² *Ancient Laws and Institutes of England*, 2 Bde., London 1840, hier: Bd. II S. 305–341. Grundlage von Thorpes Edition ist die Hs. X; D und G werden, wenn auch unzureichend, kollationiert. Vgl. im übrigen dazu Jost, „*Institutes of Polity*“ S. 15f.

³³ *Ancient Laws*, Bd. II S. 338.

'oftmals' verstanden hat; er hält vielmehr *manisiðes*, wie seine Marginalie „*mán-siðas?“³⁴ in Verbindung mit der beigegebenen Übersetzung³⁵ verdeutlicht, offenbar für eine Verschreibung: Nach Ausweis der Übersetzung sieht Thorpe in *manisiðes* (für *mán-siðas [lies *mán-síðas]) 'evil courses' ein dem vorangehenden *gemanan* paralleles, von *wiðsacan* abhängiges Akkusativobjekt. Seinen Text

þæt man ... wile ... ecelice wiðsacan ealles his gemanan
and *manisiðes sona pær-æfter. mid rihtan geleafan.

übersetzt Thorpe

folgendermaßen:

that we will ... eternally deny all his fellowship, and evil
courses immediately after, with true faith³⁶.

Wird in BT im Falle von *í-síðes* trotz des Verweises auf Thorpes Edition an der älteren Wilkinsschen Auffassung festgehalten – und dies, wie sich zeigen wird, zu Recht –, so findet bei derselben Stelle, nunmehr auf der Grundlage von Napier XXX, wie dargestellt, dessenungeachtet eine Vox *manig-síðes* 'Many times, often'³⁷ Eingang in das Wörterbuch. Die hier zutage tretende Doppelaufnahme, die ihren Niederschlag auch in der Arbeit von Norman Omar Waldorf³⁸ zu den hapax legomena im

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd. S.339.

³⁶ Da Thorpes Übersetzung der in Frage stehenden Passage auch in syntaktischer Hinsicht eine sowohl von Wilkins' als auch von Josts Interpretation abweichende Auffassung erkennen lässt, sei sie hier vollständig wiedergegeben: „This then is first: that which we promise when we desire baptism (that we will ever shun the devil, and diligently eschew his evil lore, and always diligently renounce all his iniquities, and eternally deny all his fellowship, and evil courses immediately after, with true faith) truly manifests that we will henceforth ever believe in one God, and constantly love him above all other things, and ever earnestly follow his instructions, and righteously hold his own commandments“.

³⁷ Die beiden später erschienenen Supplemente gehen auf den Sachverhalt nicht ein. Vgl. T. Northcote Toller, *An Anglo-Saxon Dictionary. Supplement*, Oxford 1908–21; Alistair Campbell, *Enlarged Addenda and Corrigenda*, Oxford 1972.

³⁸ The *Hapax Legomena* in the Old English Vocabulary: A Study Based upon the Bosworth-Toller Dictionary, Diss. Stanford 1953, S. 225 und 243.

Ae. gefunden hat, läßt sich gleichfalls in den ae. Wörterbüchern von John R. Clark Hall, und zwar von der ersten bis zu der heute gültigen vierten Auflage³⁹, sowie Henry Sweet⁴⁰ feststellen. Daß das Nebeneinander von „ī-sīþes 'auf einmal'" und „manig-sīþes 'oft'" in einer Spezialuntersuchung zur Bildung des Adverbs im Ae.⁴¹ wiederkehrt, kann auf diesem Hintergrund ebensowenig verwundern wie die Tatsache, daß sich das zweifelhafte *manisīðes* in dem von Loring Holmes Dodd⁴² auf der Grundlage von Napiers Ausgabe (1883) der echten und, wie man heute weiß, unechten Wulfstan-Homilien zusammengestellten Spezialglossar wiederfindet.

Für die Beurteilung der Frage, welcher der konkurrierenden Auffassungen, *man īsīðes* oder *manigsīðes*, der Vorzug zu geben ist, stehen zum einen syntaktische und graphische Kriterien zu Gebote; zum anderen erweist sich die in den Hss. anzutreffende Segmentierung als besonders aufschlußreich⁴³.

³⁹ Vgl. A Concise Anglo-Saxon Dictionary for the Use of Students, London 1894, s.v. *īsīðes* 'immediately' und s.v. *manigsīðes* 'many times, often'. Ebenso in der zweiten (Second Edition, Revised and Enlarged [Cambridge 1916]), dritten (Third Edition, Revised and Enlarged [Cambridge 1931]) und vierten Auflage (Fourth Edition, with a Supplement by Herbert D. Meritt [Cambridge 1960]), in der dritten und vierten Auflage jedoch unter Fortlassung der Bedeutungsangabe 'many times' für *manigsīðes*. Während die erste Auflage s.v. *īsīðes* und s.v. *manigsīðes* keine Hinweise auf die ausgehobenen Quellen bietet, wird von der zweiten Auflage an jeweils auf Thorpe, Ancient Laws S.338¹¹, bzw. Napier, Wulfstan S.144¹¹, verwiesen.

⁴⁰ The Student's Dictionary of Anglo-Saxon, Oxford 1897, s.v. *ī-sīþes* 'at once' und *manigsīþes* 'often', jeweils ohne Stellenangabe.

⁴¹ Otto Nicolai, Die Bildung des Adverbs im Altenglischen, Diss. Kiel 1907, S. 19.

⁴² A Glossary of Wulfstan's Homilies, Yale Studies in English 35, New York 1908, S.149. Als Bedeutung gibt Dodd 'often' an.

⁴³ Die Quelle für die hier erörterte Passage der I. Polity sieht Karl Jost, Wulfstanstudien, Schweizer Anglistische Arbeiten 23, Bern 1950, S.61f., im Scarapsus des hl. Pirmin, einem Traktat, der u.a. eine Beschreibung der Taufhandlung enthält, ed. Gall Jecker, Die Heimat des hl. Pirmin, des Apostels der Alamannen, Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens 13, Münster 1927, S.34–73, hier 43. Die Übereinstimmung zwischen den im Scarapsus in direkter Rede wiedergegebenen, vom Taufritual vorgeschriebenen Gesprächsformeln zwischen Priester und Täufling und Wulfstans weniger detaillierter Beschreibung der dem eigentlichen Taufakt

Jost läßt nach Ausweis der von ihm gewählten Interpunktions- und Übersetzung mit *And man ysipes sona þaræfter mid rihtan geleafan soðlice swutelað, þæt man* ... einen Nebensatz beginnen, während Napier, wie die Interpunktionsweise seiner Ausgabe zeigt, in dem fraglichen Satz einer Hauptsatz sieht⁴⁴. Ungeachtet dieser Differenz nehmen beide einen Satz mit unausgedrücktem Subjekt an. Das nach Maßgabe der Jostschen Übersetzung postulierte Subjekt „man“ leitet sich aus dem vorausgehenden Satz *þæt is ponne ærest, þæt þæt man behateð, ponne man fulluhites girneð, þæt man* ... ab. Bei einer Segmentierung *And man ysipes* ... ließe sich mit *man* ein durch den indefiniten Agens ausgedrücktes Subjekt gewinnen, was zudem den Vorteil hätte, daß der nunmehr durch *Man ysipes* ... eingeleitete Satz eine größere syntaktische Parallelität zum Vorsatz aufweist:

- | | |
|--|--|
| 121. <i>þæt is ponne ærest,</i>

<i>þæt þæt man behateð,</i>
<i>ponne man fulluhites girneð,</i>
<i>þæt man aa wille ...</i> | 122. <i>And man ysipes sona þaræfter</i>

... <i>soðlice swutelað,</i>

<i>þæt man þanonford aa wile ...</i> |
|--|--|

Faßt man die Stelle, wie hier abgedruckt, auf, so wäre also in beiden Sätzen das Subjekt gleichermaßen mit *man* ausgedrückt, *ponne ærest* (121) fände in *sona þaræfter* (122) ein Korrelat, und zwischen *ponne man fulluhites girneð* (121) und *ysipes* (122) 'bei derselben Gelegenheit' wäre ein inhaltlicher Bezug herge-

vorausgehenden liturgischen Handlungen (*abrenuntiatio diaboli* und *professio fidei*) reicht nicht aus, um unsere spezielle Frage einer Lösung näherzubringen. Zur Ausformung des lat. Taufritus im frühen Mittelalter vgl. Georg Kretschmar, Die Geschichte des Taufgottesdienstes in der alten Kirche, Leiturgia, ed. Karl Ferdinand Müller und Walter Blankenburg, Bd. V: Der Taufgottesdienst, Kassel 1970, S. 297 ff.

⁴⁴ Josts Auffassung erscheint deswegen wenig wahrscheinlich, weil die die I. Polity überliefernde Hs. CCCC 201 (Josts D2) an dieser Stelle *And* (mit Großbuchstaben!) bietet. Die von Napier edierte Hs. Hatton 113 zeigt an der entsprechenden Stelle die tironische Note 7, so daß von daher bei Befürwortung der Napierschen Lesart *manisiðes* eine Entscheidung darüber, ob Haupt- oder Nebensatz vorliegt, hier schwerlich zu treffen ist.

stellt. Der den Abschnitt 122 einleitende Satz wäre demnach etwa folgendermaßen zu übersetzen: „Und man erklärt bei derselben Gelegenheit gleich darauf mit rechtem Glauben wahrheitsgemäß, daß man ...“. Auch wenn die hier befürwortete, auf der Segmentierung *man ysipes* beruhende Interpretation näherliegen dürfte als die von Jost und Napier vertretene Auffassung, so wäre dessenungeachtet eine endgültige Entscheidung auf Grund syntaktischer Kriterien in der einen oder anderen Richtung nur dann möglich, wenn wir größere Kenntnisse hinsichtlich der Syntax in Wulfstans Werken hätten, als dies gegenwärtig der Fall ist. Da eine umfassende Untersuchung hierzu vorläufig fehlt, ist einstweilen Zurückhaltung geboten. Gleichwohl sollte darauf hingewiesen werden, daß Alfred Mohrbutter⁴⁵ auf Grund seiner Untersuchung von vier Wulfstan-Homilien (Napier II, III, XXXIII, XXXIV) zu dem Ergebnis gelangt, daß unausgedrücktes Subjekt für Wulfstan untypisch ist.

Mag man auf diesem Hintergrund *manigsīðes* zumindest für unwahrscheinlich, wenngleich nicht ausgeschlossen, halten, so sprechen graphische Erwägungen gleichfalls gegen die von Jost und Napier vertretene Anschauung. Das Bedenken richtet sich hier freilich ausschließlich gegen die Variante *manysipes*; denn die Graphie ‹y› in dem von Jost befürworteten *manysipes* (D 2) darf für das 11. Jh. – derjenige Teil der Hs. D (CCCC 201), aus dem Jost die Lesart bezieht, wird von Ker⁴⁶ auf „s. XI med.“ datiert – als zumindest außergewöhnlich eingestuft werden. Neben einer Vielzahl von Belegen des als üblich zu klassifizierenden graphischen Typs ‹manig(–)› und dem auf phonetischer Schreibung beruhenden Typus ‹mani(–)›⁴⁷ verzeichnet die Microfiche Concordance to Old English nämlich bei diesem Wort für das 11. Jh. nur einen einzigen Beleg, bei dem der Vokal der zweiten

⁴⁵ Darstellung der Syntax in den vier echten Predigten des angelsächsischen Erzbischofs Wulfstan, Diss. Lübeck 1885, S. 7: „Als Vertreter des Substantivsubjekts steht das Personalpronomen regelmäßig“, S. 8: „Nur in zwei Fällen ist das Subjektspronomen ausgelassen ...“.

⁴⁶ Catalogue Nr. 49B.

⁴⁷ Zum phonologischen Hintergrund derartiger Graphien und zu den Graphien selbst vgl. etwa A. Campbell, Old English Grammar, Oxford 1959, §§ 266–271.

Silbe mit *<y>* geschrieben wird: Cambridger Psalter⁴⁸, 70, 7 (*manygum*)⁴⁹.

Mögen die hier geäußerten Vorbehalte syntaktischer und graphischer Natur eher zugunsten von *man ȳsīðes* sprechen, so wird man nach dem bisher Dargestellten gleichwohl noch zögern, die Alternative *manigȳsīðes* völlig zu verwerfen. Ein Blick auf die Segmentierung in den Hss. dürfte allerdings dazu angetan sein, die noch bestehenden Zweifel weitestgehend zu zerstreuen. Die fünf in Frage kommenden Hss. zeigen nämlich bezüglich der Segmentierung folgendes Bild:

- | | |
|---|---------------------------------|
| I. Polity, CCCC 201 (Josts D2): | <i>man ysipes</i> |
| I. Polity, Cotton Nero A. I (Josts G1): | <i>man ȳsīðes</i> ⁵⁰ |
| II. Polity, Junius 121 (Josts X): | <i>man/ȳsīðes</i> ⁵¹ |
| II. Polity, CCCC 201 (Josts D1): | <i>manig ȳsīðes</i> |
| Napier XXX, Hatton 113 (Napiers E): | <i>manisīðes</i> |

Wie die Aufstellung zeigt, spricht in zwei der insgesamt fünf Fälle die Worttrennung, sei es innerhalb der Zeile (D2), sei es

⁴⁸ Ed. Karl Wildhagen, Der Cambridger Psalter, Bibliothek der angelsächsischen Prosa 7, Hamburg 1910. Die der Edition zugrundeliegende Hs. Cambridge, University Library, Ff. 1. 23 wird von Ker, Catalogue Nr. 13, gleichfalls auf „s. XI med.“ datiert.

⁴⁹ Hierbei ist zusätzlich zu berücksichtigen, daß der graphische Duktus dieser Hs. sich grundsätzlich von dem hier zur Diskussion stehenden Teil der Hs. CCCC 201 dadurch unterscheidet, daß in ersterer Hs. in einer außerordentlich hohen Zahl von Fällen in minder- und unbetonten Silben *<y>* als graphische Umsetzung des Vokals begegnet. Ein abschließendes Urteil über die Frequenz der Graphie *<many(-)>* läßt sich, wie oben, Fn. 7, erwähnt, auf Grund des in der Microfiche Concordance to Old English zusammengestellten Sprachmaterials deswegen nicht fällen, weil variae lectiones dort nur unvollständig aufgenommen worden sind. Ähnlich wie bei *manig(-)* stellt sich das Bild, nach der Microfiche Concordance to Old English zu urteilen, für andere häufig belegte Wörter auf *-ig* im 11. Jh. dar: Im Falle von *mōdig(-)* ist eine einzige Graphie mit *<y>* bezeugt; bei *ānig(-)* sind deren zwei aufgeführt.

⁵⁰ Das zwischen *man* und *ȳsīðes* erkennbare Spatium ist in dieser Hs. allerdings weniger ausgeprägt als in D2, wo es an der Segmentierung *man ysipes* nicht den geringsten Zweifel geben kann. Auch wenn die Spatiierung in G1 weniger markant ausfällt als in D2, so liegt dennoch die Interpretation *man ȳsīðes* näher als *manisīðes*. Ungeachtetdessen empfiehlt es sich, bei der Bewertung des in dieser Hs. vorliegenden Befundes Zurückhaltung zu üben.

⁵¹ Am Zeilenende *man*; am Zeilenanfang *ȳsīðes*.

am Zeilenende (X)⁵², eindeutig für die Interpretation *man īsīðes*. Eher für *man īsīðes* als für *manisīðes* spricht auch die Spatiiierung in G 1, auch wenn hier die Verhältnisse weniger klar auf der Hand liegen als in D 2 und X⁵³. Das in E zusammengeschriebene *manisīðes* ist nicht aussagekräftig⁵⁴, weil es sich auf Grund der in ae. Hss. üblichen Worttrennungsgewohnheiten innerhalb der Zeile⁵⁵ ebensogut als *manisīðes* wie als *man īsīðes* auffassen läßt. So bleibt denn als Stütze für die von Jost und Napier vertretene Alternativanschauung *manigsīðes* einzig und allein die in D 1 (II. Polity) bezeugte Segmentierung *manig siðes*, die interessanterweise von derselben Hand stammt, welche an entsprechender Stelle in der I. Polity (D 2) *man ysipes* schreibt⁵⁶, also inkonsequent verfährt. Wie es zu der Umdeutung von *man īsīðes* zu *manigsīðes* gekommen ist, läßt sich auf dem Hintergrund der paläographisch nicht nur möglichen, sondern in E tatsächlich bezeugten Zusammenschreibung von *ma-*

⁵² Die von X gebotene Anordnung – *man* am Zeilenende, *isides* am Zeilenanfang – legt mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit die Interpretation *man īsīðes* nahe. Bei Annahme von *manisīðes* wäre eine Trennung *ma/nisiðes* bzw. *mani/siðes* zu erwarten; mit *man/isides* hingegen läge eine von den in ae. Hss. üblichen Trennungsgewohnheiten abweichende, nur äußerst selten vorkommende Wortbrechung vor; vgl. hierzu Claus-Dieter Wetzel, Die Worttrennung am Zeilenende in altenglischen Handschriften, Europäische Hochschulschriften 14, Angelsächsische Sprache und Literatur 96, Frankfurt 1981, S. 110–128. Bezuglich der hier relevanten Folge /VKV/ zeigen von den für diese Untersuchung ausgehobenen 30388 Belegen 30200 (= 99,4%) den Normaltypus <V-KV>. In der Hs. Junius 121 (= Ker Nr. 338) begegnen in dem von der Haupthand geschriebenen Teil, in dem auch *man/isides* vorkommt, ausschließlich Trennungen des Normaltyps. Die einzige hiervon abweichende Trennung (<VK-V>) in dieser Hs. stammt von anderer Hand; vgl. Wetzel ebd. S. 112 mit 116, Fn. 17.

⁵³ Vgl. oben Fn. 50.

⁵⁴ Vgl. jedoch auch unten Fn. 56.

⁵⁵ Vgl. dazu noch immer grundlegend Margarete Rademacher, Die Worttrennung in angelsächsischen Handschriften, Diss. Münster 1926.

⁵⁶ Zur Schreiberverteilung in CCCC 201 vgl. Ker, Catalogue S. 90. Im übrigen stammt die oben als nicht aussagekräftig eingestufte graphische Sequenz *manisīðes* in Hatton 113 (Napiers E) nach Ker, Catalogue S. 417, wahrscheinlich von derselben Hand, die in Junius 121 (Josts X) *man/isides* schreibt, so daß sich bei Rückschluß von Junius 121 auf Hatton 113 das numerische Gewicht weiter zugunsten von *man īsīðes* verlagern würde.

nisiðes leicht vorstellen: Der solchermaßen zusammengeschriebene graphische Komplex *manisiðes* (= *man īsīðes*) wurde beim Kopieren – entweder von dem Schreiber der II. Polity in D1 oder auf einer früheren Transmissionsstufe – als *manigsīðes* aufgefaßt und entsprechend graphisch (*manig siðes*) umgesetzt; bei dem hier vorliegenden Kontext mochte der betreffende Kopist an die Mehrgliedrigkeit der *interrogatio* bzw. *professio fidei* in der Taufliturgie gedacht haben. Wie auch immer diese Umdeutung im einzelnen vor sich gegangen sein mag: Als dem Original zuzusprechende *lectio difficilior* muß *man īsīðes* gelten.

Man īsīðes, und nicht *manigsīðes*, eignet somit dem von Wulfstan verfaßten Original der I. Polity ebenso wie dem der aus ihr hervorgegangenen II. Polity. Das Wulfstan *īsīðes* gekannt hat, wird im übrigen dadurch gestützt, daß ae. *ȳdæges* nachweislich zum Wortschatz des Erzbischofs gehört⁵⁷. Es zeigt sich also, daß *īsīðes* völlig zu Recht Aufnahme nicht nur im ae. etymologischen Wörterbuch⁵⁸, sondern auch in einem Teil der einschlägigen Handbücher zur ae. Grammatik und zur Geschichte der englischen Sprache⁵⁹ gefunden hat. Dem in Toronto entstehenden neuen ae. Wörterbuch sollte *īsīðes* nicht verlorengehen, auch wenn die maßgeblichen Editionen Josts und Napiers an der fraglichen Stelle etwas anderes bieten.

Seminar für Englische Philologie,
Humboldtallee 13,
D-3400 Göttingen

Claus-Dieter Wetzel

⁵⁷ Vgl. den oben angeführten Beleg V Atr 32,4. Zum Kanon der Werke Wulfstans vgl. etwa Dorothy Bethurum (ed.), *The Homilies of Wulfstan*, Oxford 1957, S. 24–49; zu Atr V: S. 44 mit Anm. 1.

⁵⁸ F. Holthausen, *Altenglisches etymologisches Wörterbuch*, 2., bis auf das Literaturverzeichnis unveränderte Auflage, Heidelberg 1963, s. v. *ī-*.

⁵⁹ Vgl. z. B. Karl Brunner, *Altenglische Grammatik. Nach der angelsächsischen Grammatik von Eduard Sievers*, 3., neubearbeitete Auflage, Tübingen 1965, § 339, Joseph and Elizabeth Mary Wright, *Old English Grammar, 3rd edition*, London 1925, § 557, sowie Karl Brunner, *Die englische Sprache. Ihre geschichtliche Entwicklung*, 2 Bde., 2. Auflage, Tübingen 1960–62, Bd. II S. 144.

II. BESPRECHUNGSAUFSATZ

Die Worttrennung am Zeilenende in altenglischen Handschriften

Phonologische Betrachtungen zu Claus-Dieter Wetzels
gleichnamigem Buch*

Wetzels Untersuchung, eine von Hans Schabram angeregte Göttinger Dissertation, befaßt sich mit der Frage, ob angelsächsische Schreiber beim Trennen altenglischer Wörter am Zeilenende sich von bestimmten Prinzipien leiten ließen, welcher Art diese Prinzipien waren und ob die gleichen Prinzipien für den gesamten Überlieferungszeitraum und für alle Dialektgebiete galten. Die Arbeit stützt sich auf insgesamt fast 125 000 altenglische Worttrennungsbelege, die aus 168 Handschriften stammen, und zwar aus den ca. 190 von Neil R. Ker als bedeutend eingestuften Handschriften mit altenglischen Texten¹ abzüglich der Glossenhandschriften und einiger heute nur noch fragmentarisch erhaltener Kodizes. Damit hat Wetzels den größten Teil aller altenglischen Worttrennungsbelege erfaßt. In Bezug auf die Materialbasis läßt sich diese Untersuchung also kaum überbieten, und ähnliches gilt auch für die Präsentation des Materials dieser Arbeit, die aus zwei großen Teilen besteht: Teil I, das 495 S. starke Buch, erfaßt sämtliche 125 000 Belege, geordnet nach verschiedenen graphischen, phonologischen und morphologischen Kriterien, wobei dann die so entstandenen Beleggruppen weiter untergliedert sind nach der Zahl der Belege pro Handschrift. Teil II, 550 S. auf sechs Mikrofiches, enthält die Belege selbst, allerdings „nur“ zu einem Drittel, ca. 40 000. Diese platzsparende Art der Präsentation gesammelten und sortierten Belegmaterials, das aus Kostengründen nicht in Buchform veröffentlicht werden kann, sei sehr zur Nachahmung empfohlen, nicht nur zum Zweck der Überprüfbarkeit von Ergebnissen, sondern auch für die mögliche Weiterverwendung des Materials in anderen Untersuchungen.

Ich möchte nun hier im Folgenden an einigen ausgewählten Beispielen zeigen, welche Einsichten in die phonologische Struktur des Altenglischen das von Wetzels bereitgestellte Material erlaubt. Zunächst jedoch ein kurzer Überblick über die einzelnen Kapitel des Buches.

* C.-D. Wetzels, *Die Worttrennung am Zeilenende in altenglischen Handschriften*. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIV, Angelsächsische Sprache und Literatur, 96.) Frankfurt a.M. – Bern, Peter Lang 1981. XXXIII, 495 S. und 550 S. auf Mikrofiche. Gr.-8°. Sfr. 110,-.

¹ Vgl. N.R. Ker, Catalogue of Manuscripts Containing Anglo-Saxon, Oxford 1957, xiv–xx.

Wetzel sieht in der Einleitung vor allem folgende drei Möglichkeiten der Worttrennung (S. 23):

1. Trennung nach optisch-ästhetischen Prinzipien (z. B. Randausgleich);
2. Trennung nach sprachlichen Prinzipien, und zwar
 - a) „morphologisch motiviert“,
 - b) „phonetisch motiviert“,
 - c) „graphisch orientiert“;
3. willkürliche Trennung.

Die Möglichkeiten 1 und 3 erweisen sich, wie Wetzel zeigt, für die altenglische Überlieferung als unerheblich. Nur zwei der 168 ausgewerteten Handschriften weisen eine relativ hohe Anzahl von Worttrennungen auf, die sich nicht auf sprachliche Prinzipien zurückführen lassen. Der Schreiber der einen Handschrift (Ker, Catalogue, Nr. 367) ordnete seinen Text in zwei Spalten pro Seite an und war deshalb auf die Einhaltung eines möglichst glatten rechten Rands bedacht, der Schreiber der anderen Handschrift (Ker, Nr. 305) trennte ohne erkennbaren Grund häufig ganz willkürlich. Wetzel behandelt deshalb das Belegmaterial von Ker, Nr. 367 gesondert in einem Appendix (S. 473–495) und weist auf das deutlich von der Norm abweichende Trennverhalten des Schreibers von Ker, Nr. 305 bei seinen Zahlen- und Prozentangaben im Hauptteil immer wieder ausdrücklich hin.

Nach Wetzel kannten angelsächsische Schreiber zwei Worttrennungsregeln: an den Morphemgrenzen getrennt wurden Komposita und Derivativa (von den letzteren nur Präfixbildungungen sowie Suffixbildungungen mit konsonantisch anlautenden Suffixen), an den Silbengrenzen getrennt wurden Simplicia sowie Derivativa mit vokalisch anlautenden Suffixen. Als erste große Beleggruppe behandelt Wetzel deshalb die mit „Trennung gemäß der Wortbildung“ (Kap. 2, S. 42–100), für die er ca. 52 000 Belege ermittelt hat. Zu dieser Beleggruppe stellt er 594 Ausnahmen von der „morphologisch motivierten“ Worttrennung fest, also nur etwas mehr als ein Prozent.

Die zweite große Beleggruppe, die den größten Teil der Simplicia und der Suffixbildungungen mit vokalisch anlautenden Suffixen umschließt, behandelt Wetzel in Kap. 4, „Trennung bei intervokalischer Konsonanz“ (S. 110–440). Dieses Kapitel untergliedert er nach rein graphischen Kriterien in vier große Trenngruppen, nämlich Kap. 4.1: <VKV> (mit 30 442 Belegen), Kap. 4.2: <VKKV> (mit 30 780 Belegen), Kap. 4.3: <VKKKV> (mit 3776 Belegen) und Kap. 4.4: <VKKKKV> (mit 184 Belegen). Für die weitere Untergliederung bezieht er sich auf die phonologische Analyse dieser Trenngruppen und stellt für die meisten der ca. 65 000 Belege eine „phonetisch motivierte“ Worttrennung nach Silben fest.

In Kap. 3, „Trennung bei wortinitialer und -finaler Konsonanz“ (S. 101–109), behandelt Wetzel eine kleine Gruppe von 211 Belegen, in denen Konsonanten oder Konsonantengruppen ganz willkürlich vom Rest des oft einsilbigen Wortes getrennt worden sind, wie z. B. in *cw-æð*, *pear-ft*, *na-n*, *mid danea-rd*. Solche Trennungen kommen sporadisch in insgesamt 39 Handschriften vor, gehäuft

aber nur in Ker, Nr. 305 (90 Belege). Für die weitere Diskussion spielen diese wenigen Belege keine Rolle. – In Kap. 5, „Trennung vokalischer Graphien“ (S. 441–464), schließlich untersucht Wetzel eine ebenfalls relativ kleine und zudem recht heterogene Gruppe von 1643 Belegen mit Trennung von zwei oder drei aufeinander folgenden Vokalzeichen. Sie umfaßt nichtgermanische Eigennamen wie *Andre-as* und auch Ableitungen davon wie *Ebre-isc* (312 Belege), heimische Wörter mit heterosyllabischen aufeinanderfolgenden Monophthongen wie *be-on* (663), mit Diphthongen (604), mit Folgen von diakritischem Vokalzeichen + Monophthong wie *sece-an* (30) und mit Folgen von Diphthong + Monophthong (20), dazu einige Sonderfälle. – Kap. 6 bietet eine kurze Zusammenfassung (S. 465–472) der in den voraufgegangenen Kapiteln im einzelnen diskutierten Ergebnisse.

Wetzels Annahme einer „morphologisch motivierten“ und einer „phonetisch motivierten“ Worttrennungsregel gründet sich im wesentlichen auf das in Kap. 2 („Trennung gemäß der Wortbildung“) und Kap. 4 („Trennung bei intervokalischer Konsonanz“) zusammengestellte und analysierte Material, insgesamt etwa 117 000 Belege. Diese Annahme zweier Worttrennungsregeln erweist sich als problematisch, wenn man die von Wetzel festgestellten Ausnahmen zu diesen beiden Regeln genauer betrachtet. Die Ausnahmen zu seiner „phonetisch motivierten“ Worttrennungsregel in Kap. 4 erweisen sich nämlich zum größeren Teil als Belege für die Trennung an Morphemgrenzen, und diese Art der Trennung fand nicht nur vor vokalisch anlautenden Derivationssuffixen, sondern auch vor vokalisch anlautenden Flexionsendungen gelegentlich Anwendung, wie Wetzel (S. 119–128) selbst feststellt. – Bei den meisten Ausnahmen zu seiner „morphologisch motivierten“ Regel handelt es sich umgekehrt um Belege für seine „phonetisch motivierte“ Regel, nämlich um ursprüngliche Komposita, die nach Silben getrennt wurden, weil sie von den Schreibern nicht mehr oder nicht mehr zuverlässig als Komposita erkannt wurden. In vielen Fällen lässt sich dies schon aus der üblichen Schreibung dieser Wörter schließen, so etwa bei *hundred* aus der Reduktion des Vokals der zweiten Silbe (4 × als *hund-red*, 17 × als *hun-dred* belegt), bei *ærendraca* (aus früherem *ærendwraca*; 8 × als *ærend-raca*, 17 × als *æren-draca* und 6 × als *ærend-draca* belegt) und bei *hlaford* (aus früherem *hlafweard*; 1 × als *hlaf-ord*, 157 × als *hla-ford* belegt). An einigen Beispielen kann Wetzel dabei sehr schön die im Laufe der ae. Zeit zunehmende Verdunklung der ursprünglichen Komposita illustrieren, so etwa an *lareow* (< *lar* + *peow*), das in den frühen Handschriften 14 × als *lar-eow* und 5 × als *la-reow* belegt ist, während die Handschriften des 11. Jahrhunderts 24 × *lar-eow* und 29 × *la-reow* und die des 12. Jahrhunderts schon ausnahmslos *la-reow* (20 ×) aufweisen.

Die Annahme einer einzigen, phonologisch begründeten Worttrennungsregel für das Altenglische wird meiner Ansicht nach dem Belegmaterial besser gerecht: getrennt wurden ae. Wörter beim Schreiben so, wie man sie ggf. auch beim Sprechen trennte, nämlich nach Silben. Für die Begründung dieser Annahme bedarf es einer Analyse derjenigen Belege, für die auch Wetzel Trennung nach Silben festgestellt hat, also insbesondere der für „Trennung bei intervoka-

lischer Konsonanz“ (Kap. 4; ca. 65 000). Doch zunächst kann festgehalten werden: Die Trennung von Derivativa, für die Wetzel zwei verschiedene Regeln annimmt, erweist sich bei der Annahme dieser einen Trennungsregel wohl zumeist als Anwendung der Regel, denn die Abtrennung von Präfixen und konsonantisch anlautenden Suffixen entspricht in den meisten Fällen der Silbentrennung (vgl. dazu im einzelnen weiter unten), wohingegen die nur selten belegte Abtrennung vokalisch anlautender Suffixe dieser Regel zumeist widerspricht. Komposita wurden quasi als zwei Einzelwörter angesehen und an der Kompositalfuge getrennt (diese Annahme einer relativen phonologischen Eigenständigkeit der Kompositalglieder wird durch die metrische Evidenz gestützt, die den Nebenakzent des zweiten Kompositalgliedes wie den Wortakzent eines selbständigen Wortes als Hebung gelten läßt). Gehäuft auftretende Worttrennungen wie *ymb-butān*, *ymb-bryne* (neben *ymb-utan*, *ymb-ryne*) zeigen somit an, daß diese Wörter von den Schreibern nicht mehr zuverlässig als Zusammensetzungen erkannt wurden. Gelegentliche Worttrennungen an Morphemgrenzen bei Derivativa und Simplicia wie *hnæg-ung*, *cwæd-on* sind dagegen wohl als geduldete Notbehelfe anzusehen, die die Schreiber am ehesten dann verwendet haben dürften, wenn sie versehentlich nicht rechtzeitig, d.h. an der Silbengrenze, getrennt hatten und nicht noch weiter in den rechten Rand schreiben wollten.

Wetzel mißtraut dem Konzept der Silbe, wie seine einleitenden Überlegungen in Kap. 1 erkennen lassen, und er begründet dieses Mißtrauen zum einen damit, daß es der Experimentalphonetik nicht gelungen sei, Silbengrenzen zu bestimmen, und zum anderen damit, daß auch die von ihm herangezogene Literatur zum phonologischen Konzept der Silbe keine klare und einheitliche Definition der Silbe und der Silbengrenze biete. Angesichts der widerstreitenden Forschungsmeinungen kommt Wetzel deshalb zu dem Schluß, es könne in der Silbe „kein sprachliches Konzept gesehen werden, an dem die in der Worttrennung vorgefundene Praxis im Hinblick auf die Bejahung oder Verneinung einer phonetischen Grundlage gemessen werden könnte“ (S. 27). Er räumt aber ein, „daß es eine intuitive Silbenauffassung von Sprechern und Hörern gibt, von der auch mittelalterliche Schreiber nicht ausgenommen sein dürften“, und daß somit nicht auszuschließen sei, „daß die von ihnen angewandte Trennungsweise von einer solchen intuitiven Silbenauffassung zeugen könnte“ (S. 27–29).

Wetzels Mißtrauen gegenüber dem Konzept der Silbe erscheint mir aus zwei Gründen wenig verständlich. Erstens, weil sowohl die Metrik als auch die traditionelle Lautlehre den Begriff der Silbe vielfach erfolgreich zur Erklärung heranzieht, so etwa bei der Unterscheidung zwischen 'kurzer' und 'langer' Silbe zur Bestimmung möglicher metrischer Hebungen und zur Erklärung des Unterschieds zwischen den kurzsilbigen und den langsilbigen Neutra der a-Deklination im Nominativ und Akkusativ Plural (*scipu* vs. *wif, word*), und dies dürfte dem philologisch geschulten Autor wohlbekannt gewesen sein. Zweitens, weil sich Wetzel bei der segmentalphonologischen Analyse seines schriftlichen Belegmaterials nicht dadurch beirren ließ, daß es der Experimentalphonetik auch nicht gelungen ist, die Grenzen zwischen den Sprachlauten einer Lautkette zu bestimmen.

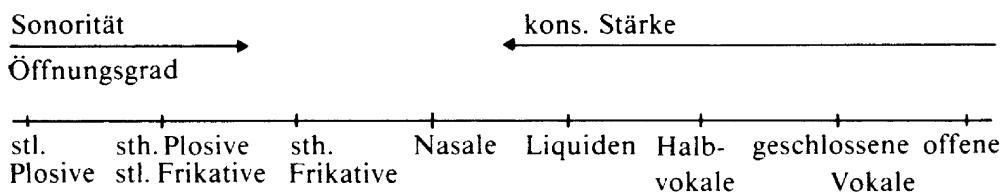
Infolge dieses Mißtrauens ist das zentrale Kap. 4 zur Trennung bei intervokalischer Konsonanz recht enttäuschend ausgefallen, trotz der sorgfältigen Präsentation des umfangreichen Materials. Insbesondere in den Unterabschnitten 4.2–4.4 zur Trennung von zwei, drei und vier Konsonantenzeichen hätte man sich für das unterschiedliche Trennverhalten der Schreiber etwa bei fast ausschließlichem *r-f*, *l-f*, *f-f* im Gegensatz zu überwiegendem *-fl*, *-fr* eine weitergehende Erklärung gewünscht als den Hinweis, daß lediglich die letzteren zwei Konsonantenfolgen im Wortanlaut vorkommen und somit auch im Wortanlaut der folgenden Silbe zugeordnet seien. Diese Feststellung (möglicher Wortanlaut = möglicher Silbenanlaut) trifft zwar weitgehend zu, sie hätte aber zu der Frage führen können, warum gerade diese Konsonantenfolgen – anders als die übrigen hier angeführten – im Wortanlaut vorkommen. Darüberhinaus läßt sich mit dieser Feststellung auch nicht erklären, warum etwa der Trennungstyp *-fr* gegenüber dem Trennungstyp *f-r* sehr viel deutlicher überwiegt (116 : 67) als *-fl* gegenüber *f-l* (81 : 79) und warum das Zahlenverhältnis für *-tr* : *t-r* mit 76 : 7 noch deutlicher zugunsten des Trennungstyps <V-KKV> ausfällt, für *-dr* : *d-r* dagegen praktisch ausgeglichen ist (48 : 49), obwohl alle vier Lautfolgen für den Wortanlaut im Altenglischen häufig belegt sind.

Erklärungen hierfür hätte Wetzel u. a. aus Arbeiten von Otto Jespersen, Ferdinand de Saussure, Theo Vennemann und Joan B. Hooper² beziehen können, die er jedoch größtenteils nicht berücksichtigt hat. Ich möchte deshalb in einer knappen Zusammenfassung skizzieren, auf welche Weise diese Arbeiten eine weiterreichende Analyse des von Wetzel bereitgestellten Belegmaterials ermöglichen; ich stütze mich hierfür vor allem auf Hoopers Darstellung von 1976 und zusätzlich auf drei erst vor kurzem erschienene, weiterführende Beiträge von Vennemann und Robert W. Murray.³

² O. Jespersen, Lehrbuch der Phonetik, 4. Aufl., Leipzig 1926, S. 190–207, mit nur wenigen Abweichungen gegenüber der 1. Aufl., 1904, S. 185–203; F. de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, übers. von H. Lommel, 2. Aufl., Berlin 1967 (1915), S. 50–57; T. Vennemann, On the Theory of Syllabic Phonology, Linguistische Berichte 18 (1972) S. 1–18; ders., Universal Syllabic Phonology, Theoretical Linguistics 5 (1978) S. 175–215; J. B. Hooper, The Syllable in Phonological Theory, Language 48 (1972) S. 525–540; dies., An Introduction to Natural Generative Phonology, New York 1976, Kap. 10–12.

³ T. Vennemann, Zur Silbenstruktur der deutschen Standardsprache, in: Silben, Segmente, Akzente. Referate zur Wort-, Satz- und Versphonologie anlässlich der vierten Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Köln, 2.–4. März 1982, hrsg. von T. Vennemann, Tübingen 1982, S. 261–305; R. W. Murray und T. Vennemann, Syllable Contact Change in Germanic, Greek, and Sidamo, Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 8 (1982) S. 321–349; dies., Sound Change and Syllable Structure in Germanic Phonology, Language 59 (1983) S. 514–528.

Sprachlaute lassen sich nach verschiedenen Kriterien entlang einer Skala anordnen, an deren einem Ende die stimmlosen Plosive, am anderen die offenen Vokale stehen. Jespersen verwendete hierfür das Kriterium der Klangstärke oder Sonorität, de Saussure das des Öffnungsgrades, und Vennemann und Hooper verwendeten – z. T. basierend auf früheren Arbeiten – das der konsonantischen Stärke. In jedem Fall ergibt sich die gleiche Reihenfolge der Sprachlautgruppen, und diese Reihenfolge kann in ihren Grundzügen als universell angesehen werden:



Die Skalen für einzelne Sprachen weisen mitunter Abweichungen im Detail sowie unterschiedliche Feingliederungen innerhalb dieser universellen Grobstruktur auf, was sich aus den artikulatorischen Eigenschaften der Sprachlaute in den jeweiligen Einzelsprachen erklärt.

In einer Folge von Sprachlauten nehmen im Normalfall diejenigen Laute mit dem höchsten Sonoritätsgrad die Position des Silbennukleus ein, also in der Regel Vokale, daneben am ehesten Liquiden und Nasale, also Konsonanten, die einen hohen Sonoritätsgrad und eine entsprechend geringe konsonantische Stärke aufweisen. Ansonsten stehen die Konsonanten in der Regel in den Rändern der Silben, d.h. im Kopf und in der Koda. Bestehen Kopf oder Koda aus mehreren Konsonanten, so nimmt die konsonantische Stärke in der Regel vom Silbenanlaut und -auslaut zum Nukleus hin kontinuierlich ab.⁴ Die Lautfolge /pl/ ist somit als Silbenkopf üblich, nicht dagegen als Koda; d.h. in postvokaler Position wird sie von den Sprechern der meisten Sprachen als separate Silbe mit nuklearem /i/ gehört.

Der Kopf einer prototypischen (und universell bevorzugten) Silbe ist stärker als ihre Koda.⁵ Dies zeigt sich u.a. darin, daß viele Sprachen in der Koda nur relativ schwache Konsonanten und/oder keine Konsonantengruppen aufweisen

⁴ Von diesem Bauprinzip abweichende Silben mit Lautfolgen wie /sp, st, sk/ (+ Konsonant) im Kopf oder (Konsonant +) /ps, ts, ks/ (+ Konsonant) in der Koda, wie sie das Alt- und Neuenglische und das Deutsche aufweisen, sind in den Sprachen der Welt relativ selten; für diese 'Nebensilben' (Begriff von Eduard Sievers) vgl. Vennemann, Zur Silbenstruktur der dt. Standardsprache, S.296–299.

⁵ Vgl. dazu bes. Hooper, Introduction, S.199–201 mit Literaturverweisen; zum Begriff der 'linguistischen Präferenz' siehe T. Vennemann, Causality in Language Change: Theories of Linguistic Preferences as a Basis for Linguistic Explanations, *Folia Linguistica Historica* 4 (1983) S.5–26.

oder gar ausschließlich Koda-lose, d.h. offene, Silben haben. Bei Sprachen mit komplexerer Silbenstruktur wie dem Neuenglischen zeigt es sich z.B. auch darin, daß die gleichen Konsonanten im Kopf stärker artikuliert werden als in der Koda, so etwa die stimmlosen Plosive in *pop*, *toot*, *kick*, die prävokalisch im Kopf stark, in der Koda dagegen kaum aspiriert sind und dort zudem durch den Ersatz des primären (d.h. bilabialen/alveolaren/velaren) Verschlusses durch glottalen Verschluß noch weiter abgeschwächt werden können.⁶

Für die Syllabifizierung von mehrsilbigen Wörtern kann man aus diesen Feststellungen ableiten, daß sich die Silbengrenzen aus der Abfolge der Laute in der Weise ergeben, daß alle Silben des Wortes dem Muster der prototypischen Silbe möglichst angenähert sind oder ihm zumindest nicht allzusehr widersprechen. Bei Wörtern mit einfachen intervokalischen Konsonanten liegt somit die Silbengrenze im Regelfall vor dem Konsonanten (oder allenfalls im Konsonanten⁷), bei zwei intervokalischen Konsonanten verläuft sie im Regelfall zwischen den beiden Konsonanten. Ist jedoch der erste Konsonant stärker als der zweite, so kann die Silbengrenze vor beide Konsonanten zu liegen kommen. Die Regeln für die Verteilung einer Konsonantenfolge auf zwei aufeinander folgende Silben sind sprachspezifisch, doch gilt generell, daß wenn in einer Sprache Konsonantenfolgen mit in bestimmter Weise abfallender konsonantischer Stärke der zweiten Silbe zugeordnet werden, auch alle Konsonantenfolgen mit noch deutlicher abfallender Stärke der zweiten Silbe zugeordnet sind.⁸

Betrachtet man nun die von Wetzel in Kap. 4 („Trennung bei intervokalischer Konsonanz“) geordneten und analysierten 65 000 Worttrennungsbelege, so erweist sich, daß die Worttrennung in altenglischen Handschriften auf solchen Syllabifizierungsprinzipien beruht. Am einfachsten zeigen dies die 30 442 Belege der Trenngruppe <VKV>, die fast alle (30 208) dem Trennungstyp <V-KV> zuzuordnen sind. Daß die Schreiber hierbei die einfachen Konsonantenzeichen nicht mechanisch, graphischen Prinzipien folgend, der folgende Zeile zuordneten, sondern tatsächlich nach Silben trennten, zeigen die Belege mit dem Konsonantenzeichen <x>, das für die Konsonantenfolge /ks/ steht. Von den insgesamt 54 Belegen weisen 46 den Trennungstyp <VK-V> auf, d.h.

⁶ Zu den Positionsvarianten der stimmlosen Plosive und zum Ersatz durch glottalen Verschluß in der Koda im Neuenglischen vgl. A. C. Gimson, *An Introduction to the Pronunciation of English*, 3rd ed., London 1980, S. 152–172.

⁷ Zu den Begriffen 'interlude' und 'Gelenk' vgl. C. F. Hockett, *A Manual of Phonology*, Baltimore 1955, S. 51–53, 61–64; ders., *A Course in Modern Linguistics*, New York 1958, S. 85f.; Vennemann, *Zur Silbenstruktur der dt. Standardsprache*, S. 269f., 272, 280–282.

⁸ Vgl. dazu die Untersuchungen zum Isländischen in Vennemann, *Ling. Ber.* 18, S. 3f., zum Spanischen in Hooper, *Introduction*, Kap. 11, zum Deutschen in Vennemann, *Zur Silbenstruktur der dt. Standardsprache*, S. 283–299, zu den altgermanischen Dialekten in Murray und Vennemann, *Language* 59, und zum Pāli in R. W. Murray, *Consonant Cluster Development in Pāli*, *Folia Linguistica Historica* 3 (1982) S. 163–184.

die meisten Schreiber versuchten in diesem Fall – wie Wetzel richtig hervorhebt (S. 131f.) – durch die Zuordnung des Konsonantenzeichens zur ersten Silbe diese als geschlossene Silbe zu kennzeichnen.⁹

Die 30780 Belege der Trenngruppe **<VKKV>** weisen vorwiegend Trennung gemäß dem Typ **<VK-KV>** auf. Sehr deutlich herrscht dieser Typ vor bei Konsonantenfolgen, deren erster Konsonant schwächer als der zweite ist, so bei Liquid + Plosiv/Frikativ: 118 *l-t*; 433 *r-t*, 3 *-rt*; 1698 *l-d*, 10 *ld*, 18 *-ld* (davon 11 von Ker, Nr. 305); 1419 *r-d*, 5 *rd*, 5 *-rd*; 220 *l-f*, 1 *lf*; 341 *r-f*, 1 *rf*, 3 *-rf*; bei Liquid + Nasal: 132 *l-m*, 2 *lm*; 231 *r-m*, 1 *rm*, 1 *-rm*; bei stimmlosem Frikativ + stimmlosem Plosiv: 279 *f-t*, 13 *-ft* (7 von Ker, Nr. 305); 1608 *h-t*, 2 *ht*, 22 *-ht*. Bemerkenswert viele Abweichungen treten jedoch bei der Folge *st* auf (831 *s-t*, 29 *st*, 152 *-st*), die im Altenglischen im Wortlaut stehen kann.

Sehr deutlich überwiegt der Trennungstyp **<VK-KV>** auch bei Konsonantenfolgen mit gleicher konsonantischer Stärke.¹⁰ Dies gilt gleichermaßen für Folgen gleichstarker verschiedener Konsonanten wie für Geminaten: 55 *p-t*; 21 *c-t*; 37 *h-p/h-ð*; 306 *m-n*; 217 *p-p*, 1 *pp*, 1 *-pp*; 630 *b-b*, 2 *bb* (Ker, Nr. 305), 8 *-bb* (7 von Ker, Nr. 305); 1165 *s-s*, 11 *-ss* (5 von Ker, Nr. 305); 2680 *n-n*, 3 *nn*, 27 *-nn* (17 von Ker, Nr. 305); 1096 *ll*, 4 *ll*, 3 *-ll* (2 von Ker, Nr. 305).

Sehr deutlich überwiegt der Trennungstyp **<VK-KV>** schließlich auch bei Konsonantenfolgen, deren zweiter Konsonant nicht sehr viel schwächer als der erste ist, so etwa bei stimmlosem Plosiv + stimmlosem Frikativ: 197 *t-s*, 1 *-ts*; bei Plosiv oder stimmlosem Frikativ + Nasal: 56 *p-n*; 37 *t-n*; 14 *d-m*; 75 *d-n*, 2 *-dn*; 91 *f-n*, 1 *-fn* (Ker, Nr. 305); 39 *s-m*, 1 *sm*; 107 *s-n*, 1 *-sn* (Ker, Nr. 305); bei Nasal + Liquid: 47 *m-l*; 36 *m-r*; 186 *n-r*; bei Liquid + Halbvokal: 7 *l-w*; 131 *r-w*, 1 *-rw*. Besonders bemerkenswert ist hierbei, daß auch die Konsonantenfolgen *fn*, *sm* und *sn*, die im Altenglischen im Wortlaut vorkommen, im Wortsinneren konsistent getrennt werden.

Auffallend viele Abweichungen vom Trennungstyp **<VK-KV>** sind dagegen für Konsonantenfolgen zu verzeichnen, deren zweiter Konsonant wesentlich schwächer als der erste ist, also etwa für Plosiv/Frikativ + Liquid: 1 *p-l*, 2 *-pl*; 2 *p-r*; 63 *t-l*; 7 *t-r*, 76 *-tr*; 3 *b-l*; 11 *-br*; 50 *d-l*, 3 *-dl*; 49 *d-r*, 48 *-dr*; 79 *f-l*, 81 *-fl*; 67 *f-r*, 116 *-fr*; 11 *p-l/ð-l*; 108 *p-r/ð-r*, 181 *-pr-/ðr*; 23 *s-l*; 43 *s-r*. Bei den hier aufgeführten Konsonantenfolgen tritt neben dem Trennungstyp **<VK-KV>** (506 Belege) etwa gleich häufig der Trennungstyp **<V-KKV>** (518 Belege) auf, der Trennungstyp **<VKK-V>** dagegen kein einziges Mal. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Worttrennungen des Typs **<V-KKV>** auf einer entsprechenden Syllabifizierung beruhen.

⁹ Bei den restlichen 188 Belegen für den Trennungstyp **<VK-V>** handelt es sich vorwiegend um Worttrennungen an der Morphemgrenze, wobei allein 69 Belege auf einen einzigen Schreiber entfallen (Ker, Nr. 334, 1. Schreiber); vgl. Wetzel, S. 112–128.

¹⁰ Auch bei diesen Konsonantenfolgen handelt es sich eigentlich um solche mit ansteigender konsonantischer Stärke, weil an sich gleich starke Konsonanten im Silbenkopf stärker artikuliert werden als in der Koda.

Die Zahlenverhältnisse für die einzelnen Konsonantenfolgen differieren stark. Es kann daher angenommen werden, daß diese unterschiedlichen Zahlenverhältnisse auf unterschiedliche Silbenstrukturen hinweisen. So lassen etwa die Zahlenverhältnisse für einerseits *tr* (7:76) und andererseits *dr* (49:48), *fr* (67:116), *pr/ðr* (108:181) darauf schließen, daß aufgrund der größeren Stärkedifferenz zwischen stimmlosen Plosiven und Liquiden nur die Folge *tr* eindeutig der zweiten Silbe zugehört. – Weiter fällt auf, daß die Folge *Kr* fast durchgängig mehr dem Trennungstyp <V-KKV> zuneigt als die Folge *Kl* (insgesamt ergibt sich für die angeführten Konsonantenfolgen 230 *K-l* : 86 *-Kl*, aber 276 *K-r* : 432 *-Kr*), was auf relativ größere konsonantische Stärke von ae. /l/ gegenüber /r/ schließen läßt. Stützende Evidenz für diese Annahme bieten z. B. Lautveränderungen vom Urgermanischen über das Westgermanische zum Altenglischen und vom Mittel- zum Neuenglischen: So betrifft die westgerm. Konsonantengemination, die von Murray und Vennemann neuerdings als Verbesserung des mit Bezug auf das Stärkeverhältnis ungünstigen Silbenkontakts ŴK-jV zu ŴK-K(j)V gedeutet wird,¹¹ /l/ und alle stärkeren Konsonanten, nicht dagegen das schwächere /r/. Im Spätmittel- und Neuenglischen wird /r/ im Südenglischen in der Koda durchgängig vokalisiert (d. h. geschwächt), das etwas stärkere /l/ dagegen nur in bestimmten Umgebungen. – Bemerkenswert ist schließlich noch, daß der Trennungstyp *-Kl* kaum belegt ist für solche Konsonantenfolgen, deren erster Konsonant alveolar oder dental ist.¹² Auch in diesem Fall deutet die unterschiedliche Worttrennungspraxis der angelsächsischen Schreiber auf entsprechend unterschiedliche Syllabifizierung im Altenglischen hin. Wahrscheinlich ist sie in diesem Fall darauf zurückzuführen, daß /l/ nach alveolaren und dentalen Obstruenten aufgrund seiner wohl weitgehend homologen Bildung auch mit Bezug auf Stimmton und/oder Muskelspannung an den vorausgehenden Konsonanten assimiliert – also gestärkt – wurde. /l/ nach /t/ dürfte somit stärker gewesen sein als nach /p/ oder /k/, nach /d/ stärker als nach /b/, nach /s/ und /θ/ stärker als nach /f/, und infolgedessen wurde vermutlich die Konsonantenfolge K + /l/ immer zwei verschiedenen Silben zugeordnet, wenn der erste Konsonant ein alveolarer oder dentaler Obstruent war. Für diese Annahme spricht auch, daß die Folgen /tl, ðl, dl/ im Wortlaut im Alt- wie im Neuenglischen nicht vorkommen.¹³

¹¹ Language 59, bes. S. 520–522.

¹² Nicht belegt ist *-tl, -sl, -pl/-ðl; -dl* nur 3 × (dagegen 50 × *d-l*). *-pl, -cl, -fl* sind demgegenüber 102 × belegt, 148 *p-l, c-l, f-l*.

¹³ Anders jedoch /sl/. Einen Überblick über die wortinitialen Konsonantengruppen des Altenglischen bietet W. Awedyk, The Syllable Theory and Old English Phonology, Wrocław 1975, S. 63f. Zum Stimmtonverlust von /l/ nach /p/ und /k/ und teilweise auch nach stimmlosen Frikativen im Silbenkopf im Neuenglischen vgl. Gimson, Introduction, S. 200f.; zur Seltenheit von silbenanlautendem /tl/ in anderen Sprachen siehe Vennemann, Theoretical Linguistics 5, S. 182–185, bes. Anm. 9.

Gesonderte Beachtung verdienen die Konsonantengruppen, bei denen das einigermaßen ausgeglichene Zahlenverhältnis zwischen den Trennungstypen <VK-KV> und <V-KKV> auf unsichere oder unterschiedliche Silbentrennung hinzudeuten scheint, z. B. *dr* (49 *d-r* : 48 *-dr*), *fl* (79 : 81), *fr* (67 : 116) und *pr/ðr* (108 : 181). Wetzel stellt sich hier zu Recht die Frage, „ob das divergente Trennverhalten nicht möglicherweise darauf beruht, daß sprachlich unterschiedlich strukturierte Fälle bei der Trennung differenziert behandelt wurden“, und kommt für den Fall, daß sich diese Frage positiv beantworten läßt, zu dem Schluß, „daß sich das auf den ersten Blick unsystematische, von starkem Schwanken gekennzeichnete Trennverhalten der Schreiber bei näherem Hinsehen letztlich doch als durchaus systemhafte Züge zeigend erweisen ließe“ (S. 311). Seine zusätzlichen Analysen des betreffenden Belegguts (nach dem Öffnungsgrad des vorausgehenden Vokals und nach der Übereinstimmung/Nichtübereinstimmung der angenommenen Silbengrenze mit einer Morphemgrenze) zeitigen jedoch keine aussagekräftigen Resultate (S. 312–317).

Solche Resultate erhält man jedoch, wenn man zwischen akzentuierten und nichtakzentuierten Silben und, bei den akzentuierten, zwischen solchen mit Lang- und Kurzvokal unterscheidet. Daß Vokallänge und Akzentuierung einen Einfluß auf die Syllabifizierung mehrsilbiger Wörter haben, läßt sich schon aus der Silbenstruktur einsilbiger Wörter des Altenglischen schließen. So ist die Koda einsilbiger Wörter mit Langvokal generell weniger komplex (0–3 Konsonanten; z. B. *tā*, *bāt*, *gāst*, *rād̥st*) als die solcher mit Kurzvokal (1–4 Konsonanten; z. B. *blæc*, *sand*, *world*, *fintst*), und die Koda von üblicherweise satzunbetonten Wörtern – die generell nur Kurzvokale aufweisen – ist weniger komplex (0–2 Konsonanten; z. B. *ðe*, *on*, *and*) als die akzentuierter einsilbiger Wörter. In Analogie hierzu ist somit für die Syllabifizierung mehrsilbiger Wörter anzunehmen, daß Zweierkonsonantenfolgen mit deutlichem Abfall der konsonantischen Stärke am ehesten dann der Folgesilbe zugeordnet sind, wenn die vorausgehende Silbe nicht akzentuiert ist oder einen Langvokal aufweist. Diese Annahme wird durch Stichproben aus Wetzels Belegmaterial bestätigt: So ist das ausgeglichene Gesamtverhältnis der Belegzahlen für *fl* (79 *f-l* : 81 *-fl*) bei den flektierten Formen von *dēfol* deutlich zugunsten des Trennungstyps *-fl* verschoben (47 *f-l* : 71 *-fl*). Das dem Trennungstyp <V-KKV> zuneigende Verhältnis bei *fr* (67 *f-r* : 116 *-fr*) fällt bei den flektierten Formen von *frōfor* und denen der davon abgeleiteten Verben *(ge)frēfran*, *(ge)frēfrian* sehr viel deutlicher aus (Nomen 3 *f-r* : 14 *-fr*; Verben 8 *f-r* : 44 *-fr*), bei den Formen von *ōfrian* ist es dagegen gänzlich umgekehrt (4 *f-r* : 0 *-fr*). Das ausgeglichene Verhältnis bei *dr* (49 *d-r* : 48 *-dr*) beträgt für die Formen von *nādre* 12 *d-r* : 1 *-dr*, für Wörter mit der Akzentstruktur (˘) – (˘) und Trennung zwischen den zwei unbetonten Silben (z. B. *gelāðo-dra*) beträgt es hingegen 4 *d-r* : 17 *-dr*, und dies, obwohl bei sämtlichen Belegen zwischen *d* und *r* eine Morphemgrenze liegt.

Auch die Konsonantenfolge *st* – die einzige mit ansteigender konsonantischer Stärke, die häufig nicht gemäß der Norm <VK-KV> getrennt ist – zeigt Abhängigkeit der Worttrennung von der Vokallänge der akzentuierten Silbe. Bezogen auf die Gesamtzahl der Belege (831 *s-t* : 152 *-st*) ist nämlich z. B. bei den

Formen von *apōstol* die Zahl für den Normtrennungstyp *s-t* etwa doppelt so hoch (108 Belege von 831 = 2/15) wie die für *-st* (9 Belege von 152 = 1/17), bei den flektierten Formen von *gāst* und *prēost* dagegen ist sie umgekehrt für den Normtrennungstyp nur halb so hoch (26 bzw. 25 Belege = 1/32 bzw. 1/33) wie für den Typ *-st* (jeweils 8 Belege = 1/19). Es ist somit anzunehmen, daß im Altenglischen die Konsonantenfolge *st* der zweiten Silbe zugeordnet werden konnte, wenn der Vokal der vorausgehenden Silbe lang war.

Zusammenfassend läßt sich also für die Trenngruppe <VKV> feststellen, daß sie meistens dem Trennungstyp <VK-KV> folgte und daß der größte Teil der Abweichungen von diesem Normtrennungstyp (zumeist Trennungstyp <V-KV>) auf eine entsprechend abweichende Silbenstruktur schließen läßt. Bestimmend für die Silbenstruktur war die Stärkerelation zwischen den beiden Konsonanten, dazu der Wortakzent und die Quantität des Vokals der ersten der zwei Silben. Überträgt man dieses Ergebnis nun auf die Worttrennungsbelege für Derivativa, für die Wetzel Trennung gemäß der Wortbildung annimmt (Präfixbildungen sowie Suffixbildungen mit konsonantisch anlautenden Suffixen), so ergibt eine kurSORische Überprüfung der phonologischen Struktur der ae. Präfixe und Suffixe,¹⁴ daß die Morphemgrenze bei derartigen Ableitungen fast immer mit der (oben für Simplicia sowie Derivativa mit vokalisch anlautenden Suffixen ermittelten) Silbengrenze zusammenfällt. Voneinander abweichende Morphem- und Silbengrenzen sind z. B. anzunehmen für Präfixbildungen mit *and-*, *ymb-* und vokalisch anlautendem Stamm, und bezeichnenderweise registriert Wetzel etwa für die Formen von *andettan* recht erhebliche Abweichungen von der Trennung gemäß der Wortbildung: 69 × *an-dettan*, 6 × *and-dettan* gegenüber 3 × *and-ettan* (vgl. S. 78–82). Da Wetzel jedoch für die Trennung gemäß der Wortbildung nur die Belege für die Abweichungen von seiner Regel aufführt,¹⁵ läßt sich nicht beurteilen, ob die aus den Belegen von Kap. 4 gewonnenen Erkenntnisse über die Silbentrennung tatsächlich in gleichem Umfang für die in Kap. 2 behandelten Derivativa gelten.

Nach der voraufgegangenen Analyse eines Teils des von Wetzel bereitgestellten Materials erübrigt sich eigentlich eine zusammenfassende Beurteilung dieses Buches, zumal man eine so umfangreiche Materialsammlung, die mit philologischem Sachverstand, enormem Fleiß und größter Sorgfalt aufbereitet worden ist, nur ungern kritisiert. Diese Arbeit ist jedoch an wichtigen Stellen leider nicht sehr weit über die Materialbereitstellung hinausgekommen. Vermutlich hätte es dieser Dissertation wenig geschadet und viel genutzt, wenn ein Teil der auf das Material verwendeten Arbeitsleistung anderen Bereichen des Buches zu-

¹⁴ Nach der Aufstellung in R. Quirk und C. L. Wrenn, *An Old English Grammar*, 2nd ed., London 1957, S. 109–119.

¹⁵ Die Belegsammlung auf den Mikrofiches beschränkt sich auf die in den Kapiteln 3–5 behandelten Belege (abzüglich der ca. 30 000 Belege für die Trenngruppe <VKV>).

gute gekommen wäre, vor allem der sprachwissenschaftlichen Analyse besonders interessanter Teile des Belegmaterials und, im Zusammenhang damit, der Erschließung und Beurteilung der relevanten sprachwissenschaftlichen Literatur.

Institut für Englische Philologie
der Universität München,
Schellingstraße 3,
D-8000 München 40

Angelika Lutz